

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union

IV. Jahrg.

Düsseldorf, Juni 1924

Heft 3

Der Radioapparat in Gegenwart und Zukunft

Mitgeteilt von der Literarischen Abteilung der Siemens & Halske A.-G.

Die drahtlose Telegraphie, der junge, aber bereits stark entwickelte Zweig am Baume unseres elektrischen Nachrichtenwesens, hat in den letzten Jahren einen neuen verheißungsvollen Schößling getrieben, die Radiotelephonie. Ja, man darf sagen, daß die gesamte Radiotechnik in der breiteren Öffentlichkeit kaum das tiefgehende Interesse gefunden hätte, wenn nicht der Rundfunk auf die Leistungen und Möglichkeiten tagtäglich hinweisen würde, die die Radiotelephonie jedem einzelnen bietet. Gewiß, den Techniker und den technisch interessierten Laien (und wer wäre das heute nicht!) reizt natürlich das technische Rätsel des Radioapparates. Es ist in der Tat wunderbar, daß die Luft voll von Musik ist, daß man nur einen kleinen Drehtopf etwas zu verstellen braucht, um nacheinander mit einem Sender in Berlin, London, Paris, Lyon usw. in Verbindung zu treten. Aber wenn auch, wie man das wohl in nicht allzu ferner Zeit erwarten darf, die Kenntnis der Radiotechnik Allgemeinut breiter Volksmassen ist, wird die Radiotelephonie kaum an Interesse verlieren. Sie hat nämlich außer der technischen noch eine große kulturelle Bedeutung, die man um so mehr einsehen wird, je weiter sich die Einrichtung des Rundfunks technisch vervollkommenet. Denn der Rundfunk macht die kulturelle, künstlerische und wissenschaftliche Welt jedem in seinem Heim zugänglich. Wer in der Kleinstadt oder auf dem Lande lebt, braucht nicht mehr zu der vielleicht auf Bahnstunden entfernten Großstadt zu reisen, um zu dem Genuß eines Konzerts, einer Oper zu kommen. Er braucht sich nicht in den Vortragssaal zu bemühen, in dem der Gelehrte über seine Arbeiten, der Politiker über seine Ziele berichtet. Schneller, als die Zeitung sie zu bringen vermag, bringen Tagesneuigkeiten und Geschäfts- und Handelsberichte ins abgelegenste Haus. Es ist notwendig, auf diese Bedeutung des Radioapparates nachdrücklich hinzuweisen, schon um jenen entgegenzutreten, die in der Radiobegeisterung unserer Tage eine Spielerei oder eine Beschäftigung für Snobs sehen. Denn wie bei jeder großen Bewegung gibt es auch hier einige berufsmäßige Meinsager. Doch werden selbst diese bei stiller Selbstbesinnung der großen technischen Leistung, die der Radioapparat verkörpert, eine Ehrenbezeugung nicht versagen können. Denn Radiotelegraphie und -telephonie gehören zu den stolzesten Leistungen der Technik, und erstaunlich kurz ist die Zeit, in der sie zu ihrer jetzigen hohen Leistungsfähigkeit heranreisten.

Heinrich Herz hat vor gut 30 Jahren experimentell bewiesen, daß sich die Elektrizität in Wellenform frei im Raume fortpflanzt, wenn man in einem geeignet zusammengesetzten Leitersystem eine elektrische Ladung

hin- und herschwingen läßt. Wenn beispielsweise zwischen zwei Leitern ein Funke übergeht, dann breiten sich um die Übergangsstelle im Raum in Kugelform elektrische Wellen aus, wie Schallwellen bei einer Glocke, die man anschlägt, oder, um ein Beispiel in der Ebene zu geben, wie auf einer Wasserfläche, die man durch einen Steinwurf stört, kreisförmig Wellen sich ausbreiten. Betrachten wir eine solche Wellenbewegung, so sehen wir die Höhe der Erhebungen der Wellenberge allmählich abnehmen und schließlich die Wellen verebben. So ist es auch mit den durch Funkenübergang hervorgerufenen elektrischen Wellen. Da die Bewegung bei diesem Vorgang allmählich gedämpft wird, bezeichnet man solche Wellen als „gedämpft“. Eine gedämpfte Bewegung erhalten wir auch, wenn wir das Pendel unserer Pendeluhr anschlagen, ohne daß das Schwert läuft. Dann kommt es langsam wieder zur Ruhe. Sehen wir aber jetzt das Werk in Gang, dann erhält das Pendel bei jedem Hin- und Hergehen einen leichten Stoß, es wird seiner Bewegung Energie zugeführt und dadurch bewirkt, daß ein Pendelausschlag in der Weite genau dem anderen gleicht. So läßt es sich auch vorstellen, daß durch stetiges Zuführen von Energie die Höhe der Wellenberge stets gleich bleibt, die einzelnen Wellen sich durch nichts mehr voneinander unterscheiden. Solche Wellen bezeichnet man als „ungedämpft“. Die Technik hat nun in den letzten Jahren Vorrichtungen geschaffen, die solche ungedämpften elektrischen Wellen aussenden können, und es ist leicht einzusehen, daß damit die Hauptvorbedingung für die Radiotelephonie erfüllt war. Denn während gedämpfte Wellen immer durch die Länge und das Abklingen eines Wellenzuges gekennzeichnet sind, haben ungedämpfte Wellen außer ihrer Wellenlänge oder (was im Grunde dasselbe bedeutet) ihrer Schwingungszahl nichts Charakteristisches mehr an sich. Erst dadurch, daß man die Schwingungen eines Mikrophonstromes, die Sprachschwingungen also, auf sie einwirken läßt, werden sie charakteristisch geschaltet und in einzelne Wellenzüge zerhackt.

Die im Unterhaltungsrundfunk verwendeten elektrischen Wellen haben meistens eine Länge unter 1000 Metern. Sie gehen von ihrer Sendestelle mit einer Geschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde nach allen Seiten in den Raum hinaus, folgen aber in ihrer Ausbreitung der Erdoberfläche und pflanzen sich am besten über Wasser und in der Nacht fort. Lufterlektrische Ladungen, Gewittererscheinungen und eine starke Ionisation der Atmosphäre durch pralles Sonnenlicht behindern sie stark in ihrer Ausbreitung. Ganz ungeklärt ist die Frage nach dem Mittel, in dem sich die elektrischen Wellen fort-

pflanzen. Man muß sich da, will man die Anschauungsmöglichkeit nicht verlieren, auf die Annahme beschränken, daß das ganze Weltall mit einem feinen Stoff, dem Äther, angefüllt sei, in dem sich die elektrischen Wellen ausbreiten. Aber lassen wir das auf sich beruhen und fragen wir

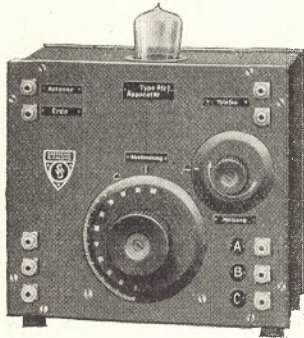


Abb. 1
Rundfunkempfänger
von Siemens & Halske

lieber, wie man die den Raum durchziehenden Wellen wieder wahrnehmbar machen kann. Die elektrischen Wellen durchsetzen materielle, nicht leitende Gegenstände leicht, treffen sie aber auf leitende, schwingungsfähige Gebilde, so werden diese zum Mitschwingen angeregt. Besonders stark ist diese Reaktion, wenn das schwingungsfähige Leitersystem, eine Selbstinduktionspule in Verbindung mit einer Kapazität, dieselbe Schwingungsdauer besitzt wie die auftretende Welle. Dieses System besitzt einen hoch aufgehängten geerdeten Kupferdraht, den man als Antenne bezeichnet. Durch Einschalten einer Selbstinduktionspule und einer Kapazität oder durch Koppeln mit diesen kann man die Kapazität und die Selbstinduktion der Antenne vergrößern und sie so auf die ankommenden Wellen abstimmen. Durch Verändern der Selbstinduktionspule stimmt man die Schwingungsdauer des Antennenkreises im großen, durch Verändern der Kapazität des Kondensators im kleinen ab. Da bei der Radiotelephonie gegenwärtig nur ein kleiner Wellenbereich in Betracht kommt, begnügt man sich bei unseren Rundfunkapparaten meist mit der Feinabstimmung durch Verändern des Kondensators.

Die in der Antenne erregten Schwingungen führt man jetzt dem Empfangsapparat zu, der entweder ein Detektor oder ein Audion sein kann. Diese Empfangsapparate sind notwendig, weil die in der Antenne erregten Schwingungen hochfrequent sind, die, würde man sie ohne weiteres einem Telephon zuführen, unser Ohr nicht mehr als Laut wahrnehmen kann. Die hochfrequenten Schwin-

die negativen unterdrückt, die Wechschwingungen also in gleichgerichtete Stromstöße verwandelt, die während eines Wellenzuges auf die Membrane des Telephons wie eine einzige Schwingung wirken.

Die Zahl der in der Zeiteinheit ankommenden Wellenzüge, ihre Reihenfolge und Form bringen dann im Telephon des Empfängers genau den Laut hervor, dem sie ihr Entstehen beim Senden verdanken.

Ein weiterer Apparat, der ebenfalls die ankommenden hochfrequenten Wechschwingungen in gleich-

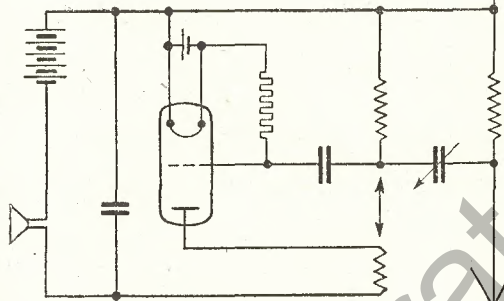


Abb. 3
Audionschaltung

pulse umwandelt, dabei aber noch den Vorteil hat, daß er sie gleichzeitig noch erheblich verstärkt, ist das Audion (Abb. 1). An ihm ist der wichtigste Teil, jene kleine Glasbirne, die die Form einer elektrischen Glühlampe hat (Abb. 2). Diese Glasbirne ist praktisch luftleer und besitzt im allgemeinen drei Elektroden, die gewöhnlich in der folgenden Weise angebracht sind: Am einen Wolfram- oder einen mit

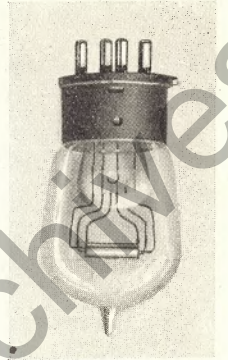


Abb. 2
Rathodenröhre

einem Oxid der alkalischen Erden überzogenen Metallfaden legt sich ein Drahtnetz, das wiederum von einem Blech eingehüllt ist. Durch den inneren Draht, die Kathode, schickt man einen elektrischen Strom, so daß er zum Glühen gebracht wird. Dann gehen von ihm kleine Elementarteilchen negativer Elektrizität, die Elektronen aus. Legt man nun an das äußere Blech die Anode, den positiven Pol einer Batterie, deren negativer mit der Kathode verbunden ist, so fließt zwischen Kathode und Anode durch das Drahtnetz, das Gitter, hindurch ein Strom negativer Elektrizität. An das Gitter leitet man unter Zwischenschaltung eines Kondensators, dessen Belege durch einen hohen Ohmschen Widerstand überbrückt sind, die in der Antenne erregten hochfrequenten Wellen (Abb. 3). Dann schwankt die Aufladung des Gitters im Rhythmus der Wellen:

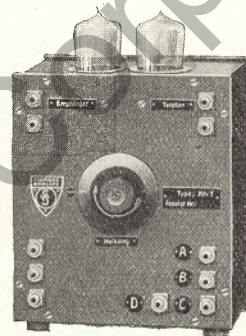


Abb. 4
Zweiröhren-Niederfrequenzverstärker

Wird sie beim Auftreffen der negativen Halbwelle negativ, wird der Elektronenstrom infolge elektrostatischer Abstoßung abgebremst, wird sie dagegen bei der positiven

Halbwelle positiv, so nimmt die Stärke des Elektronenstromes zu. Wenn das Gitter positiv geladen ist, führt der Elektronenstrom immer einen Teil der positiven Ladung mit sich fort, und da nun der Ohmsche Widerstand in der

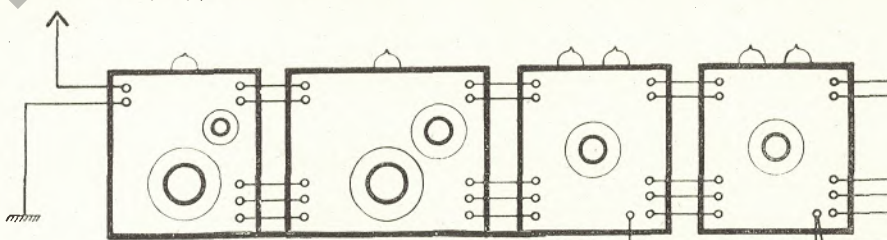


Abb. 5
Radioempfangsanlage von Siemens & Halske
Hochfrequenzverstärker (Audion), vierfache Niederfrequenzverstärkung

Verbindung der Kondensatorbelege verhindert, daß sich die Ladung des Kondensators und damit des Gitters zwischen den einzelnen Wellen ausgleicht, so muß sich das Gitter während eines Wellenzuges immer stärker negativ aufladen. Im gleichen Maße wird der Elektronenstrom,

Verbindung der Kondensatorbelege verhindert, daß sich die Ladung des Kondensators und damit des Gitters zwischen den einzelnen Wellen ausgleicht, so muß sich das Gitter während eines Wellenzuges immer stärker negativ aufladen. Im gleichen Maße wird der Elektronenstrom,

wenn auch in Schwankungen, schwächer. Erst beim Abklingen des Wellenzuges kann sich die Kondensator- und damit die Gitterladung durch den Widerstand ausgleichen, und der Elektronenstrom schwillt an. Legt man nun in den Kreis des Elektronenstroms, auch wohl Anodenstrom genannt, ein Telephon, so rufen diese Schwankungen des Anodenstroms wieder die von den elektrischen Wellen getragenen Sprachlaute hervor. Außerordentlich verstärken kann man die Wirkungen eines solchen Röhrenempfängers dadurch, daß man die Schwingungen des Anodenstroms wieder auf die Antennen überträgt. Diese Rückkoppelung genannte Einrichtung macht, wenn sie richtig eingestellt ist, einen Röhrenempfänger empfindlich im Empfang und lautstark in der Wiedergabe.

Für den Empfang mit Kopffernhörern im Nahkreis eines Senders genügt der einfache Empfänger. Will man dagegen Fernsendungen empfangen oder einen Lautsprecher anschließen, so muß man Verstärker anwenden (Abb. 4). Als solche benutzt man wieder die Elektronenröhre, deren verstärkende Wirkung sowohl von der Stärke des Heizstromes als auch von dem Umstande abhängt, daß kleine Änderungen in der Gitterspannung bereits große Schwankungen im Anodenstrom hervorrufen. Und da man den Elektronenstrom im Sinne der alten Physik als masse- und daher als trägheitslos betrachten kann, so folgt er den hochfrequenten Schwingungen in der Antenne ebensogut wie den niederfrequenten im Anodenkreis. So hat man Hochfrequenzverstärker, die unmittelbar die in der Antenne erregten Schwingungen aufnehmen und verstärkt dem Empfänger zuführen, und Niederfrequenzverstärker, die die Schwankungen des Anodenstroms verstärken, bevor sie zum Telephon gelangen. Das Prinzip der Verstärkung ist stets das gleiche: Man führt die zu verstärkenden Schwingungen an das Gitter der Röhre und erhält sie im Anodenstrom verstärkt zurück. Bei den Rundfunkempfängern von Siemens & Halske kann man beide Arten von Verstärkern anschließen und erhält so Empfangsanlagen von großer Reichweite und lautstarker Wiedergabe. Die Schaltung einer solchen Anlage zeigt Abb. 5.

Als eigentliche Wiedergabeapparate kommen Kopffernhörer und Lautsprecher in Betracht. Gegenwärtig bevorzugt man noch vielfach den Kopffernhörer, weil man finden will, daß im Kopffernhörer die Klangfarbe einzelner Töne und Instrumente weniger leidet und die Wiedergabe reiner ist als im Lautsprecher. Trotzdem sollte die Zukunft dem Lautsprecher gehören, denn nur er verwirklicht den Gedanken des Rundfunks, Konzerte fernzuübertragen und einem größeren Kreise wieder zu Gehör zu bringen. Die gegenwärtigen Lautsprecher sind zumeist nach dem Prinzip des Telephons gebaut: Ein

Magnet wird durch einen elektrischen Strom im Rhythmus der Sprachschwingungen verstärkt und geschwächt und versetzt dadurch eine vor ihm liegende Metallmembrane in entsprechende Schwingungen. Die Trägheit dieses Systems ist aber, wie man es auch immer abändern mag, zu groß, als daß es den hohen Oberschwingungen mancher Töne folgen könnte. Deshalb haben Siemens & Halske folgende Neuerung getroffen. In einem starken Magnetfelde ist ein dünnes Aluminiumblättchen ausgespannt, an das man die Sprechströme leitet. Infolgedessen gerät es in Bewegungen, die die Schallwellen in der Luft hervorrufen. Diese Lautsprecher-Bauart stellt jedenfalls einen bedeutenden Fortschritt dar. Alle Schwingungen bis zu 10 000 in der Sekunde werden unverändert wiedergegeben und menschliche Sprache kann so weit verstärkt werden, daß der Lautsprecher einen Flächenraum beherrscht, auf dem 50 000 Menschen Platz finden.

Was die Zukunft der Radiotelephonie angeht, so steht wohl eins fest: Der Rundfunk, das zentrale Senden also von einer Station an viele Teilnehmer, kann und wird noch viel weiter ausgebaut werden. Die kulturelle Bedeutung durch die Verbreitung guter Musik und belehrender und bildender Vorträge wurde schon eingangs erwähnt. Sie wird zweifellos mit der Vervollkommenung der Anlagen, Einrichtungen und Apparate noch steigen. Die Anwendung des Rundfunks im politischen, geschäftlichen und sportlichen Leben, die das broadcasting in Amerika und teilweise bereits auch in England gefunden hat, wird auch bei uns noch weiter ausgebaut werden. Sie wird sich sicher in Kürze zugunsten mancher schwachen Parteiklasse und zum Leidwesen mancher Zeitung, die um ihre Extraausgaben kommt, einstellen. Darüber hinaus aber lassen sich nur Vermutungen äußern, insbesondere in jener Frage, ob die Radiotelephonie der Drahttelephonie einst Konkurrenz machen dürfte und im transozeanischen Verkehr der drahtlosen Telegraphie an die Seite treten wird. Es stehen dem eine Menge Bedenken entgegen. Zunächst ist das Fernsprechen ohne Draht nicht gerade billig. Dann ist es notwendig, daß Sender und Empfänger genau aufeinander abgestimmt sind. Und endlich, und das ist das Wichtigste, hat der Äther nicht für alle Raum, jedenfalls nicht für ihre Wellen. Die unerfreulichen Zustände, die sich in Ländern entwickelt haben, in denen das Senden jedem erlaubt war, haben das bewiesen. Man verstand seine eigene Welle nicht mehr. Lassen wir auch die Frage offen, ob man demnächst sich im Gegensprechen durch den Äther wird verständigen können, so tritt doch schon zutage, daß sie heute weniger eine Frage der Technik als der Organisation ist.

Mechanik des menschlichen Körpers

Von Sanitätsrat Dr. Fleischer

(Fortsetzung und Schluß)

Die Wirbelsäule, welche dem Rumpf seine Haltung verleiht, besteht aus vierundzwanzig Knochen; ohne das Kreuzbein, an das sich die Beckenknochen ansetzen, zwischen denen das Kreuzbein wieder hängt. Die Beckenknochen hängen dann wieder, halb ruhen sie auf den Oberschenkeln. Die sieben Halswirbel sind frei, die zwölf Brustwirbel sind beiderseits mit je einer Rippe

gelenkig verbunden, welche sich vorn mit dem Brustbein teils gelenkig, teils knorpelig verbinden, teils frei endigen. Zusammen bilden alle diese Knochen den Brustkorb. Dann kommen noch fünf sehr starke Wirbel, die Lendenwirbel, als Verbindung zwischen Brustwirbeln und Kreuzbein. Die einzelnen Wirbel sind mit Ausnahme der beiden ersten nicht gelenkig verbunden,

als Ersatz ist zwischen je zwei Wirbeln eine mehrere Millimeter dicke elastische Scheibe eingefügt als Zwischenlager. Diese Scheiben lassen sich etwas zusammen-



Wirbelsäulenkörper
mit Zwischenscheiben

a bei grader Haltung; b bei Biegung nach vorn.
Die Jacken hinten sollen die Vornfortsätze vorstellen

drücken, was sowohl eine ausgezeichnete Federung und Stoßabschwächung ergibt wie auch eine Biegung der Wirbelsäule nach allen Richtungen gestattet. Wenn diese mehr als zwanzig elastischen Scheiben sich alle auf derselben Seite, z. B. vorn, zusammendrücken, so

gibt die Summe dieser Abschrägungen eine Biegung der Wirbelsäule nach einer Richtung, hier nach vorn — eine Bewegung, wie sie bei Staatsdienern und ähnlichen Leuten öfter beobachtet wird, während die übermäßige Biegung nach hinten wohl immer ein Vorrecht der Schlangenmenschen bleiben wird. Man sieht, die Natur ist in der Auswahl ihrer Mittel erfinderisch und bedient sich der verschiedensten Konstruktionen.

Wie viel wunderbarer ist es aber noch, daß die Natur dieser beweglichen Wirbelsäule den feinstempfindlichsten Organismus anvertraut, den wir im Körper haben außer dem Gehirn: das Rückenmark. Das ist ein äußerst empfindliches weiches Organ, und bei allen Biegungen der Wirbelsäule wird diese feine Masse in ihrem Kanal, der durch sämtliche Wirbel und Wirbelscheiben mitten hindurchgeht, nicht im mindesten belästigt.

Da lernen wir wieder eine neue Aufgabe der Knochen kennen; sie dienen nicht nur den Bewegungen und der Aufrechterhaltung des Körpers, sondern sie bergen auch als schützende Hülle die empfindlichen Organe, die keinen Druck vertragen: das Rückenmark in der Wirbelsäule, im Schädel das Gehirn. Wenn trotzdem heute so viele Gehirne beschädigt scheinen, so sind die abnormen heftigen Erschütterungen unserer hochpolitischen Zeiten daran schuld, nicht unser Knochenbau.

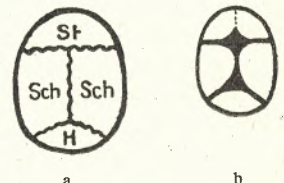
Die Knochen, die lediglich dem Schutze dienen, haben natürlich eine ganz andere Form als die langen Röhrenknochen in Armen und Beinen oder die kurzen festen Knochen der Hand und Fußwurzel. Sie sind platt, flach und gewölbt, den Organen entsprechend, die sie einhüllen. Lückenlos umschließen sie Gehirn und Mark, nur lochförmige und kanalartige Öffnungen zum Durchtritt von Nerven und Blutgefäßen lassend. Auch die Beckenknochen, auf denen unsere Baucheingeweide ruhen, sind solche platte Knochen, nur mit viel größeren Durchlässen für dicke Muskelmassen und anderes, desgleichen die Rippen, welche Herz und Lungen umschließen und zum Teil auch Nieren, Milz und Leber schützen, obwohl ihre Länge und Schlankheit stark an die Röhrenknochen erinnern. Die Rippen sind auch keine reinen Schutzknochen, sondern sie dienen der Bewegung des Brustkorbes, der sich erweitert und verengert, sich hebt und senkt bei der Atmung.

Eine weitere Knochenbildung lernen wir am Kiefer kennen. Der Oberkiefer gibt zusammen mit Stirnbein, Nasenbein und Jochbein unserem Gesicht die Form und trägt unsere Zähne, er steht fest. Der Unterkiefer, der die Gegenzähne trägt und auch an der Gesichtsbildung teilnimmt, bewegt sich in einem vor dem Ohr sitzenden Gelenk gegen den Oberkiefer, und zwar sowohl auf und

ab wie auch seitlich, so daß ein Zubeißen und auch eine Mahlbewegung möglich werden. Endlich die Zähne! Die einzigen Knochen, die nicht von Haut und Fleisch bedeckt sind, sondern bis auf die in den Zahnfächern (Alveolen) der Kiefer steckenden Wurzeln bloß liegen. Jeder Knochen, der bloß liegt, erkrankt sehr bald; die Zähne ertragen es, weil sie im Zahnschmelz einen harten, widerstandsfähigen Überzug haben. Sie ertragen so selbst kräftige Angriffe, recht grobe Gewalt, sie nehmen es an Festigkeit mit den härtesten Aufschalen auf und zermalmen sie; es läßt sich keiner gern „durch die Zähne ziehen“.

Was befähigt nun die Knochen zu ihren vielseitigen Leistungen? Was für eine Masse haben wir vor uns? Zweierlei Substanz. Der Grundstoff ist eine den Eiweißkörpern nahestehende Leimsubstanz, in die als zweiter in reichem Maße Kalksalze eingelagert sind, so viel Kalk, daß die Kalksubstanz ziemlich zwei Drittel der Knochenmasse einnimmt, und zwar handelt es sich um kohlensauren und phosphorsauren Kalk im ungefähren Verhältnis von zwei zu eins. Man denke, welche Mengen Phosphor da im Körper enthalten sind! Das ist ja Gift! Da wird der liebe Gott vom Naturheilverein eine schlechte Note bekommen. Aber es ist so.

Legen wir einen Knochen lange genug in Säuren, so löst sich die Kalksubstanz auf. Der Knochen behält seine Form, verliert aber seine Festigkeit; er ist dann weich und biegsam. Die Knochen der menschlichen Frucht haben im Mutterleibe zuerst nur wenig Kalk in sich, er lagert sich in zunehmendem Maße ab bis zur Geburt. Aber auch dann noch sind die Knochen der Neugeborenen kalkarm, weicher und biegsamer wie beim Erwachsenen. An den Schädelknochen sind die Ränder kalkärmer wie die Mitte. Während beim Erwachsenen die Schädelknochen fest ineinandergreifen mit Knochenzacken — wir nennen das Nähte —, haben sie beim Neugeborenen noch Lücken zwischen sich, deren



a

b

Der Schädel von oben gesehen

a Der Schädel des Erwachsenen mit Nähten, das Stirnbein zu einem einzigen Knochen geworden.
b Der Schädel des Neugeborenen ohne Nähte mit zwei größeren Lücken, den Fontanellen

größte wir Fontanellen nennen und die wir bei kleinen Kindern fühlen und pulsieren sehen können. Die Knochen können sich übereinanderschieben, was bei der Geburt von großer Bedeutung ist, weil sich dadurch der Schädel den Geburtswegen anpassen kann. Aber auch die Weichheit der übrigen Knochen des Kindes ist nicht von ungefähr. Kinder fallen häufig, wenn sie das Laufen lernen und anfangen zu klettern. Trotz ihres geringen Gewichtes würden sie bei der Zartheit ihrer Knochen fortwährend die Glieder brechen, wenn sie nicht so weich und biegsam wären. Erst wenn sie größer werden und anfangen, Lasten zu tragen (Schulbücher!), werden die Knochen härter. Die Kalkablagerung nimmt im Laufe des Lebens ständig zu. Im hohen Alter überwiegt die Kalksubstanz derartig die Leimsubstanz, daß jetzt das Umgekehrte eintritt wie bei den Kindern: die Knochen brechen leichter beim Fallen, weil sie zu spröde geworden sind. Man spricht direkt von Brüchigkeit und Gebrechlichkeit des Greisenalters.

Das Gestänge der Maschine, Mensch geheißen, verdient, wie man sieht, doch mehr Beachtung, als ihm meist zuteil wird.

An unseren Werkzeugmaschinen sehen wir, daß sie mit der Zeit sich abnutzen, sich ausleiern. Wie steht es damit beim Menschen? Von Ausleiern merken wir nichts. Aber abnutzen tun sie sich. Wo zwei Maschinenteile sich aneinander reiben, entsteht Hitze, und die Teile laufen sich heiß. In der Technik beugen wir dem vor, indem wir durch Einfetten mit glattem Öl die Reibung auf ein Minimum beschränken. Beim Menschen ist es nicht anders. Eine Person, die tagelang strickt oder sonstwie immer dieselbe Bewegung macht, würde ihre also übermäßig gebrauchten Gelenke heiß scheuern, wenn nicht die Natur vorgesorgt hätte, indem sie jedes Gelenk mit einer glatten Innenauskleidung versieht, die kleine Drüsen enthält, welche nach Bedarf eine Gelenkschmiere absondern, welche das Heißlaufen der Gelenkflächen verhindert. Trotz Vorsichtsmaßregeln, Gelenkpuffer, Federung, Übung erhält der Knochen aber noch so viel Stöße, daß von seiner Substanz ständig kleine Teilchen zertrümmert werden. Auch an unseren Maschinen sehen wir, daß das Öl schwarz wird, weil sich feinste Teilchen der Maschinensubstanz ihm beimengen; mit neuem Öl werden sie herausgeschwemmt. Beim Knochen führt der Blutstrom diese Teilchen weg. Mit der Zeit muß sich aber so die beste Maschine ausleiern. Der Knochen tut es nicht, weil die zertrümmerten Teilchen stets durch neue ersetzt werden, und das geschieht durch Neubildung von Knochen substanz. Das Material dazu liefern wieder die Blutgefäße, welche durch feine Öffnungen in jeden Knochen, sogar in die harten Zähne, eindringen und ihm Nahrung zuführen. Die Knochen der Kinder müssen zudem wachsen — ein Kunststück, was unsere Ingenieure an ihren Maschinen nicht nachmachen können. So ist jeder Knochen auch eine chemische Fabrik, in der neue Substanz hergestellt wird, die zum Ersatz und Wachstum der Knochenmasse dient. Eine besondere Rolle spielt dabei die dünne Haut, die jeden Knochen überzieht, die Knochenhaut. Ist sie bei Verletzungen abgerissen und fehlt sie, so geht der Knochen zugrunde; ist sie erhalten, so bildet sich neuer Knochen, selbst wenn große Knochenstücke fehlen.

Aber auch damit ist die Aufgabe der Knochen noch nicht erschöpft. Wenn wir einen langen Röhrenknochen aufschlagen, z. B. vom Schwein oder Rind, deren Knochenbildung und Gelenkbildung der menschlichen ganz ähnlich ist, so sehen wir in der Mitte eine Höhlung, die mit einer rosaroten weichen Masse ausgefüllt ist, dem Knochenmark; nur die Rinde des Knochens besteht aus fester Substanz. Dieses Mark nun ist wieder das Produkt einer weiteren chemischen Fabrik, die im Knochen ihren Sitz hat; es besteht aus Fett und roten Blutkörperchen. Jeder Platz ist ausgenutzt im menschlichen Körper mit dem größten Raffinement, als ob das von einem übermächtigen weisen Verstand ausgeklügelt wäre. Es ist aber alles von selbst entstanden, wie es das Bedürfnis erfordert, wenn wir dem bekannten Zoologen Häckel Glauben schenken wollen. Es stellt sich ein Bedürfnis heraus — schon wird von selbst das Nötige.

Auch bei den platten Knochen ist das Innere nicht so fest wie die Oberfläche, wenn auch eine eigentliche Markhöhle fehlt. In der inneren Schicht verlaufen die Blutgefäße, und die Ablagerung von Kalk ist dort beschränkt.

Soll ich nun noch die verschiedenen Hundert Knochen einzeln beschreiben? Das würde wohl zu weit führen. Jeder hat seine besondere Eigentümlichkeit, seine besondere Aufgabe, seine besondere Form. Die letztere

ist im wesentlichen bedingt durch die Notwendigkeit, den Muskeln die Möglichkeit zu geben, sich an sie anzusetzen. Diesem Zwecke dienen die zum Teil wunderlichen Auswüchse an den Wirbeln, am Schulterblatt, aber auch die Ranten, Höcker und Rauigkeiten an den Röhrenknochen. Denn, so lebendig auch der Knochen ist, so viel Bewegung sich auch in seinem Innern abspielt, sich selbst vom Fleck bewegen kann er nicht. An sich ist er so unbeweglich wie ein Stück Holz; er muß bewegt werden, und das geschieht durch die Muskeln. Das sind die großen roten Fleischmassen, die wir an den Tieren als das eigentlich nahrhafte und wohl-schmeckende Fleisch schätzen und verwerten.

Sie bestehen aus einer Anzahl von Fleischfasern bzw. faserartig langgezogenen Zellen, welche die Eigentümlichkeit haben, daß sie sich zusammenziehen können. Eine diesen langgezogenen Zellen im Leben innewohnende uns unbegreifliche Kraft veranlaßt sie, sich im erforderlichen Augenblicke zu verkürzen. Diese Verkürzung beruht auf dem Zusammenziehen des Zellinhaltes, des Protoplasma, einer körnigen, eiweißhaltigen Masse, und kann in jeder Zelle einzeln vor sich gehen, ohne daß wir wissen, wie das geschieht. Dieses Zusammenziehen hat mit Elastizität, wie wir sie bei langgezogenen Gummifäden kennen, nichts zu tun; wir haben eine eigentümliche, lebendige Kraft vor uns, wie wir sie nur beim lebenden Wesen sehen, wie sie aber jeder lebenden Einzelzelle — wir kennen solche Einzelzellen als einfachste Lebewesen im niederen Tierreiche — zukommt. Diese Einzelzellen ziehen sich zusammen und dehnen sich auch wieder aus, je nachdem es für sie nützlich ist oder der Zufall(?) es mit sich bringt.

Die Muskelzellen haben ständig die Neigung, sich etwas zu verkürzen, sind also ständig in einer gewissen Spannung, ähnlich der elastischen Spannung der gedehnten Gummifäden. Wenn alle Muskelzellen das haben, so hat natürlich auch der Muskel als solcher beständig die Neigung, sich zu verkürzen. Wir nennen das den Spannungszustand, den Tonus des Muskels. Die Muskeln, die irgendeine Bewegung bewirken, haben Gegenmuskeln, Antagonisten, welche die entgegengesetzte Bewegung bewirken; beide Wirkungen halten sich im Zustand der Ruhe, also des gegenseitigen Spannungszustandes, die Wage. Darüber hinaus kann jeder Muskel auf unseren Wunsch sich kräftig zusammenziehen, indem alle seine Fasern bzw. Zellen sich gleichzeitig verkürzen. Damit gewinnt der Muskel das Übergewicht über seinen Antagonisten und zieht den betreffenden Körperteil nach seiner Seite. Läßt der Willensantrieb nach, so erschlafft der Muskel, d. h. er geht in seinen gewöhnlichen Spannungszustand zurück, und es tritt wieder das Gleichgewicht zwischen Muskel und Gegenmuskel, der Zustand der Ruhe ein. Der betreffende Körperteil bleibt in der Lage liegen, in der er sich gerade befindet, oder er sinkt dahin, wohin ihn sein Eigengewicht zieht. Will er die erste Lage wieder erreichen, die er vor seiner Bewegung hatte, so muß der Gegenmuskel in Tätigkeit treten und den Körperteil zurückziehen.

Den Antrieb zur Muskelbewegung gibt unser Wille mittels einer telegraphischen Leitung vom Gehirn her, der Nervenleitung. Aber auch durch andere Reize, Hitze, Klopfen, Elektrizität, können wir einen Muskel zur Tätigkeit bringen, oft noch Stunden nach dem Tode des Individuums. Die ersteren Mittel wirken nur unter gewissen Bedingungen, die Elektrizität, sofern sie stark

genug, immer. Folgt der Muskel dem elektrischen Antrieb nicht mehr, so ist er entartet, krank oder tot.

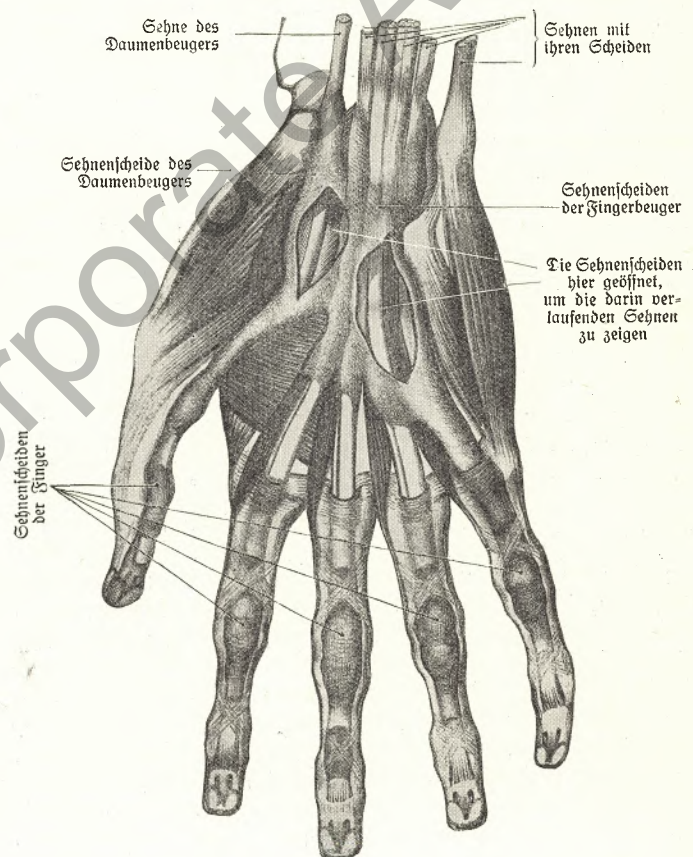
Um ein Beispiel zu nennen, lassen wir im Stehen unseren Arm schlaff herunterhängen und spannen wir jetzt kräftig den Oberarmmuskel, der die Vorderseite des Oberarms einnimmt und als Bizeps (d. h. zweiköpfiger Muskel, weil er zwei Ansätze hat) jedem Sportmann, ja wohl jedem Schuljungen bekannt ist, so übt er am oberen Ende des Unterarms einen Zug aus nach der Schulter zu. Der Unterarm wird dadurch gehoben, das Ellbogengelenk gebeugt. Entspannen wir jetzt den Bizeps wieder, so fällt der Unterarm wieder herab, der Arm wird wieder gerade. Hierzu ist keine Tätigkeit des Antagonisten an der Hinterseite des Oberarms nötig, die eigene Schwere zieht den Unterarm nach unten. Nicht so, wenn unser Arm wagerecht liegt mit der Hinterseite nach unten! Dann veranlaßt das Eigengewicht den Unterarm, auch nach Entspannung des Bizeps in seiner Lage zu verharren, und zu einer Streckung ist die Tätigkeit des Streckmuskels an der Hinterseite des Oberarms nötig, bis der Unterarm über die Senkrechte hinüber ist.

Jedes unserer Gliedmaßen wird nun durch solche Muskelgruppen hin und her bewegt, wie es der Bau der knöchernen Gelenke zuläßt, und wie wir das wünschen. Je größer die Massen sind, die bewegt werden sollen, desto größer die Muskeln. Die Finger haben nur verhältnismäßig dünne Muskeln nötig, die Muskeln, welche unsere Augenlider heben und senken oder eine kleine Hautfalte anziehen, sind noch feiner, die Erweiterer und Verengerer unserer Pupillen im Auge schon fast mikroskopisch klein. Dagegen sind die Muskeln, welche unsere Oberschenkel heben und damit das ganze Bein, oder welche unseren Rumpf aufrichten, enorme Wülste. Man sehe sich nur die Muskeln an den Hinterbeinen an, den Schinken beim Tier, die Rückenmuskeln, den sogenannten Lummerbraten beim Rind, beim Schwein, beim Hasen, beim Reh.

Sind nun die Muskeln an den Fingern feiner, so ist doch ihre Zahl um so größer. Die Finger müssen viel mehr Bewegungsmöglichkeiten haben als z. B. das Knie; man kann sich deshalb vorstellen, daß in der Hand, wo 14 Fingerglieder mit den verschiedensten Muskeln versehen sein wollen, die Zahl der Muskeln sich so häufen müßte, daß die Hand ganz unförmig wird. Alle diese Muskeln sind deshalb gar nicht in die Hand gelegt, sondern nur ein kleiner Teil, wie wir am Daumenballen und Kleinfingerballen anschaulich vor uns liegen sehen. Die Fingerbeweger liegen größtenteils am Unterarm; den Zug, den sie an den Fingergliedern ausüben, bewirken sie durch lange dünne Bänder, in die die Muskeln übergehen, und die sich an den Fingern ansetzen. Diese Bänder sind fest und weiß, wir nennen sie Sehnen. Diese Sehnen müssen sehr fest sein; sie sind viel dünner als die Muskeln und müssen doch der ganzen Kraft des Muskels standhalten. Wenn es jemand gelüstet, die Festigkeit der Sehnen auszuprobieren, der kann sich ja einmal den Genuß machen und die Ständer eines Huhns verspeisen; weder mit dem Messer noch mit den Zähnen wird er den Sehnen beikommen können. Oder man sehe einmal, wie der Metzger ein ganzes Schwein an der einen Achillessehne aufhängt, die auch wir besitzen und als Fortsetzung unserer Wadenmuskeln als harten Strang über unserem Hacken fühlen.

Aber auch Sehnen in erheblicher Zahl würden in

unserer Hand sehr unbequem werden, wenn nicht die Natur auch da besondere Vorkehrungen getroffen hätte. Theoretisch würden ja bei der Faustbildung die Sehnen der letzten Fingerglieder geradeswegs zum Unterarm gehen müssen im angespannten Zustande. Sie müßten durch die Luft gehen oder doch die Haut aus der Hohlhand ganz in die Höhe heben; man würde mit einer solchen Hand nichts fassen können. Die Sehnen bleiben aber schön an ihren zugehörigen Fingerknochen liegen, weil sie da durch feste Bänder gehalten werden. Beim Hin und Her der Bewegung würden die Sehnen an diesen Bändern sich scheuern, ebenso da, wo viele Sehnen dicht nebeneinander und übereinander herlaufen, sich sogar kreuzen, wie am Handgelenk und den Fingern — sie würden sich wundreiben. Um dies zu verhindern, sind sie an diesen Stellen von Scheiden umgeben, starken, festliegenden Bändern, die jede einzelne Sehne einhüllen wie ein Rohr. Auch in diesen



Die Sehnen Scheiden der Hohlhand und die gekreuzten Bänder an den Fingergelenken, unter welchen die Sehnen Scheiden durchgehen

Röhren würden die Sehnen sich wundlaufen, wenn sie nicht wie die Gelenkhäute eine glatte Schmiere absonderten, die unter normalen Verhältnissen jede Reibung ausschließt und die Sehnen ohne das geringste Geräusch spielen läßt. Eine äußerst sinnreiche, feine und kunstvolle Mechanik!

Wo die Muskeln sich unmittelbar an den Knochen ansetzen können, weil Platz genug vorhanden, fallen die Sehnen fort; es gibt also eine ganze Menge Muskeln, welche keine Sehnen haben, sondern sich an beiden Enden direkt am Knochen ansetzen oder an der Haut oder der Gelenkkapsel oder, was sie sonst anspannen sollen. Wir haben auch Muskeln nötig an inneren

Organen. Z. B. ist die große Pumpe, die unseren Blutkreislauf im Gang hält, das Herz, ein einziger großer Muskel. Wir haben Muskeln, welche die Blutgefäße verengern, welche aus den Drüsen den von ihnen hergestellten Saft auspressen, welche unsere Därme bewegen und den in ihnen befindlichen Speisebrei weiterschieben, welche After und Blase schließen und entleeren usw. usw. Diese Muskeln haben aber mit der eigentlichen Fortbewegung des Menschen, mit der Mechanik der Gliedmaßen und des Mienenspiels nichts zu tun; sie sind zum Teil unserem Willen gar nicht unterworfen und arbeiten unwillkürlich. Wir gehen nicht näher darauf ein und verzichten auch auf Einzelheiten der Bewegungsmuskulatur. Nur noch eine kurze Bemerkung!

Ein solcher Mechanismus ist natürlich nur am lebenden Individuum denkbar. Die Muskeln verbrauchen bei ihrer Arbeit so viel Stoff, daß sie nach einer gewissen, nicht sehr langen Zeit versagen, weil die zu ihrer Kontraktivität nötigen Stoffe nicht mehr vorhanden sind. Wir haben dann das Gefühl der Ermüdung und schließlich der Lähmung, des Versagens der betroffenen Muskeln. Die Muskeln bedürfen dann einer Zeit der

Ruhe, in der sie sich wieder mit neuen Stoffen versehen, ausgenommen der Herzmuskel, der das ganze Leben hindurch ohne Aussetzen arbeitet. Auch der Herzmuskel kann überanstrengt werden; er erholt und ersetzt sich allmählich, ohne auszusetzen, bei schwächerer Tätigkeit, wenn der Körper ruht. Setzt der Herzmuskel ganz aus, so tritt der Tod ein.

Durch welche sinnreiche Vorrichtung den Muskeln die Nahrung zugeführt wird, wie die Nahrung gewonnen wird, und wie überhaupt der Muskel dazu gebracht wird, sich im gegebenen Augenblick zu betätigen, welche komplizierten Röhrensysteme, Telegraphenleitungen, chemische Laboratorien usw. dazu gehören und in den Menschen eingebaut sind, das zu beschreiben würde uns heute zu weit führen. Auch so haben wir der Wunder genug kennengelernt, und ich fürchte, daß ich schon ausführlicher geworden bin als erwünscht. Nur so viel noch. Unsere ganze wunderbare Mechanik versagt, so wie unser Gleichgewichtszentrum im Gehirn versagt oder unser Bewußtsein, z. B. bei einem Ohnmachtsanfall. Dann ist unsere menschliche Maschine nicht imstande, auch nur einen Augenblick allein zu stehen — sie knickt kläglich zusammen.

Das Neusilber

Von Ingenieur M. Berger, Berlin

Im Mittelalter, als der Bergbau im Erzgebirge in hoher Blüte stand, fand man dort Erze, die wegen ihres glänzenden Aussehens und ihrer großen Schwere den wertvollsten Silberstreifen und Kupfererzen glichen, so daß dieser Fund bei den Bergleuten große Hoffnungen erweckte. Aber nur zu bald verwandelte sich diese große Freude in Leid und Ärger, denn auf welche Methode man auch diese Erze im Schmelzofen behandelte, sie blieben ein taubes Gestein, und verächtlich warf man sie als wertlos und nutzlos beiseite. Um seinem Unwillen über die getäuschten Hoffnungen Luft zu machen, gab der damalige Bergmann diesen Erzen die verächtlichen Namen „Kobalt“ und „Nickel“, die ihnen bis auf den heutigen Tag verblieben sind, obgleich diese Erze jetzt in unserer schwereren Zeit in Glanz und Ehren stehen und mit Vorliebe gehandelt werden. Zu damaliger Zeit war nämlich der Glaube an die neidischen Kobolde und Nickel, die in den unterirdischen Revieren haufen sollten, noch sehr an der Tagesordnung. Unbekannt mit der Ursache der natürlichen Erscheinungen in der einsamen Tiefe der Schächte und Stollen, wußten die Bergleute viel zu erzählen von dem Mutwillen und den Neckereien, welche die Erdgeister und Bergmännchen gegen sie ausließen und wodurch die zwerghaften Bewohner des unterirdischen Reiches das kühne und waghalsige Vordringen der Menschen bestraften. So glaubte man denn auch, daß die schadensfrohen Erdgeister bei dem Mißlingen des Aufschmelzens jener Erze die Hand mit im Spiele hätten, zumal der Schwefel und Arsenik, die gemeinsam in diesen Erzen enthalten sind und bei dem Erhitzen daraus entweichen, gerade keinen lieblichen Geruch verbreiten. Um diese Verhöhnung zu vergelten, rächte man sich eben durch die oben erwähnten Namen, die in den niedrigsten Schichten des deutschen Volkes ein Bürgerrecht haben. Zu gleicher Zeit legte man dadurch aber für alle Zeiten einen Beweis der eigenen Unwissenheit sowie dafür ab, wie leichtfertig der Mensch mit seinem Urteile ist, sobald ihm irgend etwas

Neues, für das er kein Verständnis hat, in den Weg tritt. Aber auch hier hat die Nachwelt zu Gericht gesessen und das ungerechte Urteil vergangener Jahrhunderte vernichtet. Der Zauberbann, der die Vergangenheit in Fesseln legte, ist heute nicht allein gelöst, sondern die kühnsten Erwartungen sind sogar noch übertroffen. Wir kennen den Grund, warum es in jener fernen Zeit nicht gelang, aus den gefundenen Erzen die heutigen Metalle hervorzuzaubern. Es war dieses die außerordentlich schwere Schmelzbarkeit dieser Metalle. Die Hitze der damaligen Schmelzöfen reichte nicht aus, um diese Erze in Fluß zu bringen. Die Kobalterze gelangten indessen schon frühzeitig zu Ehren. Ein Glasmacher des Erzgebirges mit Namen Christoph Schürer sah nämlich um die Mitte des 15. Jahrhunderts bei einem Besuche in Schneeberg diese Kobalterze, deren Aussehen so viel versprach und von denen doch jedermann nur verächtlich sprach. Er steckte sich die Taschen voll und trug sie heim, um sie in seinem Glasofen zu versuchen. Der Erfolg war verblüffend. Als er sie, mit denen zur Anfertigung des Glases nötigen Materialien vermischt, der Glut des Ofens überließ, erhielt er ein prächtig gefärbtes Glas, das er zermahlen als blaue Farbe zur Glasur an die Töpfer verkaufte. Er wurde dadurch ein reicher Mann, denn die von ihm erzeugte blaue Farbe erregte auf dem Weltmarkte zu Nürnberg große Bewunderung, namentlich unter den Holländern, die damals hier ihre Einkäufe machten. Sie nahmen fortan diese Fabrikation in die Hand, und diese erlangte sehr bald einen solchen Aufschwung, daß die Bergwerke in der Nähe von Schneeberg, damals wie noch heute eine Hauptfundstätte der Kobalterze, wieder reichlich schütteten, während sie bereits so herabgekommen waren, daß sie keinen Gewinn mehr brachten. Erst im folgenden Jahrhundert errichtete man im Erzgebirge selbst Blaufarbenwerke, die auch im 18. Jahrhundert noch in großer Blüte standen. Aber wie die Chemie diesen Industriezweig geschaffen, hat sie

ihm neuerdings auch einen Stein des Anstoßes in den Weg gelegt. Das künstliche Ultramarin hat die Smalte, wie man das durch Kobalt blaufärbte Glas nennt, wenigstens aus dem europäischen Verkehr größtenteils, wenn nicht ganz verdrängt, indessen in der Porzellanmalerei, beim Glasieren der Tongeschirre, zum Färben des Glases und in der Glasmalerei ist das Kobalt noch immer unentbehrlich, jedoch ist der Absatz ein beschränkter. Dieser Ausfall wird aber dadurch gedeckt, daß die Nachfrage nach Nickel heute eine sehr lebhafte ist. Wenn auch der schwedische Chemiker Kronstedt im Jahre 1751 nachgewiesen hat, daß in den Nickelerzen ein eigentümliches Metall enthalten sei, so konnte man dennoch 1824 in einem Lehrbuch eines berühmten französischen Chemikers lesen, daß man davon keinen Gebrauch macht. Indessen verarbeiteten die Chinesen, auf die wir eigentlich verächtlich herabschauen, das Nickel bereits seit Jahrhunderten mit Kupfer und Zink zu einer Legierung, die den Namen „Pachfong“ — weißes Kupfer — führt. Daraus verfertigten sie allerlei Gegenstände, die zum Teil auch nach Europa kamen und hier wegen der Ähnlichkeit mit dem Silber großen Beifall fanden. Allerdings hatte schon im Jahre 1776 Engeström, gleichfalls ein schwedischer Chemiker, diese Legierung analysiert und die Bestandteile derselben bekanntgemacht, aber eine Benutzung des Nickels wurde dadurch nicht herbeigeführt. Nur in Suhl verarbeitete man seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine ähnliche weiße Metallegierung, eben wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Silber vielfach zu Beschlägen an Gewehren und zu Sporen. Jedoch ist es sehr die Frage, ob man hier die Zusammensetzung genau kannte. Wahrscheinlich war man unbewußt zu dieser Entdeckung gelangt, indem das Kupfer zufällig Nickel enthielt. Referstein untersuchte im Jahre 1823 diese Legierung und fand darin 40 Teile Kupfer, 32 Teile Nickel, 25 Teile Zink und 3 Teile Zinn. Infolge seiner Untersuchung hielt Referstein auf der Versammlung der deutschen Naturforscher in Halle a. d. Saale einen Vortrag, und da gleichzeitig auch der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Berlin in Veranlassung des chinesischen Weißkupfers auf die Erfindung einer ähnlichen Legierung für den großen Betrieb, die im Aussehen dem zwölfzlötigen Silber gleichkäme und sich zu Speise- und Rühengeräten verarbeiten ließe, ohne nachteilige Folgen für die Gesundheit herbeizuführen, einen Preis gesetzt hatte, brachte Geitner in Schneeberg bald eine solche Nickellegierung unter dem Namen Argentan oder Neusilber in den Handel. Um die weitere Entwicklung dieses echt deutschen Industriezweiges, der für den Gebrauch in den Haushaltungen ein schönes und billiges Ersatzmittel für das

kostspielige Silber bietet, machten sich namentlich Henni-ger in Berlin und Gersdorff in Wien verdient. Schon durch Hermsstädt wurde nachgewiesen, daß das zu Tisch- und Speisegeräten verarbeitete Neusilber der Gesundheit nicht nachteiliger sei als das zwölfzlötige Silber. Auch in England und Frankreich fand die neue Legierung, die in hohem Grade polierfähig ist, sehr bald Eingang und Anerkennung. Namentlich in Birmingham werden bedeutende Massen des „deutschen Silbers“ — german silver — verarbeitet. In Frankreich gestattete die hohe Obrigkeit den Namen Neusilber nicht, um den Betrug zu verhindern, oder aus altem hergebrachten Haß, nicht deutsche Namen führen zu müssen und dem Deutschen nicht die Wege zu öffnen. Hier taufte man den Neuling „maillechort“. Die fabrikmäßige Darstellung des Neusilbers findet in Tiegeln statt. Man schichtete die Metalle so, daß die unterste und oberste Schicht aus Kupfer bestanden, und diese bedeckte man mit Kohlenpulver oder zu Pulver zerriebenem Glase. Um eine gleichartige Legierung zu erhalten, rührte man die flüssige Masse mit einem Porzellanstabe um. Hierbei geht allerdings etwas Zink verloren, da es in der Hitze beim Schmelzen sich verflüchtigt. Deshalb muß der Fabrikant von vornherein ungefähr 3 bis 4 v. H. von diesem Metall mehr hinzusehen.

Es ist hier im allgemeinen der Ursprung des Neusilbers beschrieben, der auch noch manchem Fachmann unbekannt sein dürfte. Je nach den Zeiten hat sich die Chemie in diesem Zweige weiter entwickelt und hat im Weltkriege der letzten Jahre gezeigt, wie mächtig die deutsche Industrie ihre kleinen Bergwerke dieser Art auszunutzen verstand. Doch nicht allein die Fundgruben dieser Erze haben Deutschland auf die Spitze der Industrie getrieben, sondern die Technik des deutschen Volkes, die Arbeitsamkeit und der Erfindergeist, die beispiellos im deutschen Volke herrschen. Wieviel Werte mögen noch im Schoße der deutschen Erde ruhen, die erst unseren späteren Geschlechtern bekannt werden, doch an der Spitze der Technik und Chemie steht der deutsche Techniker. Allgemein heute verachtet, doch um seiner Duldsamkeit und Ruhe geehrt steht das deutsche Volk, und wenn es auch noch so getreten und geschändet wird. Die besten Männer der Technik werden zu Freiheitsstrafen verurteilt, weil sie ihre Pflicht als Deutsche taten und weiter tun werden zum Wohle ihres Vaterlandes, getreu der Scholle, wo sie geboren sind. Getreuer, als nur ein Volk der Erde sein kann, vom Arbeiter bis zum Unternehmer, einig und fest. Doch auch die Sklavenketten werden einmal abgeschüttelt werden, nicht durch Krieg, nein durch einen moralischen Sieg, und — „neues Leben blüht aus den Ruinen“.

„Nicht dort ist unser Vaterland, wo es uns endlich einmal wohlhergeht. Unser Vaterland ist vielmehr mit uns, in uns. Deutschland lebt in uns, wir stellen es dar, mögen wir wollen oder nicht, in jedem Lande, wohin wir uns verfügen, unter jeder Zone. Wir beruhen darauf von Anfang und können uns nicht davon freimachen.“ Leopold v. Ranke.

In den Grenzhäusern

Erzählung aus den schlesischen Bergen

Von Paul Keller

(Fortsetzung und Schluß)

Die Männer blieben stehen und lauschten. Wir waren in Gefahr.

„Vorſicht!“

Wir hielten an. Liebich schnaufte tief und grimmig auf.

„Nicht amal die Toten laſſen ſe ihres Weges ziehen!“

Dann legte er den Finger an die Lippen. Das Wägelchen mit dem Sarge ſtand ganz am Rande der Straße. Liebich drückte ſich an einen Baum, und Hollmann zog mich leiſe hinter den Sarg. Dort kauerten wir uns nieder.

Minuten vergingen. Saft und fein rieſelte der Regen. Die Berglehne ſtieg ſchwarz gegen den Nachthimmel empor. Mich froh. Da huſchte Liebich unhörbar die Straße entlang auf eine Brücke zu. Ich ſah, wie er darunter verſchwand.

„Was macht er?“ fragte ich kaum hörbar.

„Ruhig!“ brummte der Gaſtwirt ziemlich laut. „A ſucht die Brücke und a Graben ab. Da ſtecken ſe meiſt — und nu nich immerfort reden, ſonſt —“

„Halt!“

Wie aus der Erde herausgeſchoſſen, ſtand ein Mann vor uns.

Wenzel Hollmann — der Grenzüäger war es. Er hatte die Flinte unter dem Arm.

„Halt! — Wer ſeid Ihr?“

Er trat näher.

„Der Hahnenwirt,“ ſagte er betroffen. „Was machen Sie hier? Was iſt das für ein Sarg?“

Der Wirt war fürchterlich erſchrocken, aber er wollte ſich's nicht merken laſſen und ſagte in ſchwerem Mißmut:

„Wenzel, Sie kennen mich! Sie wiſſen, daß ich der ehrlichſte Mann im ganzen Gebirge bin, der noch nie daran gedacht hat, das Allergeringſte zu ſchmuggeln. Alſo, laſſen Sie mich in Ruhe und gehen Sie Ihres Weges.“

„Was iſt das für ein Sarg?“ wiederholte der Grenzüäger ſtatt aller Antwort keine Frage. Er trat heran und wollte die Decke, die nur das Kopſende des Sarges freiließ, entfernen.

Da kam ein gurgelnder Laut von der Brücke her.

„Laß den Sarg ſtehen! Geh weg vom Sarg, du verfluchter Spürhund!“

Liebich raſte heran.

„Ich ſchlag' dich tot, wenn du den Sarg anrühreſt!“

„Was iſt in dem Sarge?“ fragte der Grenzüäger mit eiskalter Stimme.

„Das geht dich nichts an!“

„Was iſt in dem Sarge?“

Der Grenzüäger hob die Flinte. Da mengte ſich der Gaſtwirt ein. „Schieß' nicht, Wenzel — Liebichs Frau liegt in dem Sarg — die Franziska —“

Der Grenzüäger ließ die Flinte ſinken.

„Die Franziska?“ fragte er betroffen. „Iſt ſie geſtorben?“

„Es geht dich nichts an,“ brummte Liebich.

Da ſing der Grenzüäger jäh an zu lachen.

„Oho, Brüderlein, es geht mich wohl was an! Es geht mich ſehr viel an. Ein neuer Sarg iſt auch ſteuerpflichtig, und außerdem — deine Frau liegt nicht in dem Sarg!“

„Nicht in dem Sarg?“ wiederholte der Hahnenwirt verwundert. Auch ich machte große Augen.

„Es iſt einer von den ekelhafteſten Schmugglertricks,“ fuhr der Grenzüäger fort, „einen Sarg zu benutzen, um Waren zu ſchwarzeln. Da hat man keinen Reſpekt vor Leben und Tod, keinen Reſpekt vor dem Kreuze, das auf dem Sarg iſt. Gottesläſterlich iſt das — pfui, Hollmann, Ihnen hätte ich das nicht zugeſtraut. Alle drei ſind meine Arreſtanten!“

Mir wurde übel. Als Zögling einer Königlich Preußiſchen Lehranſtalt hier unter ſo abenteuſerlichen Verhältniſſen verhaftet zu werden, mußte von den traurigſten Folgen für mich ſein. Auch der Hahnenwirt neben mir zitterte.

„Ich hab's nicht gewußt,“ ſagte er. „Ich hab' ihm geglaubt —“ Der Grenzüäger lachte ſpöttlich.

„Reden Sie nicht — Sie kennen doch den Liebich — Sie werden ſchon gewußt haben, daß in dem Sarg wahrſcheinlich was ganz anderes ſteckt als eine Leiche.“

Er trat wieder an den Sarg heran und hob die Decke.

„Rühr' den Sarg nicht an,“ brüllte Liebich, „oder ich vergreif' mich an dir!“

Die Augen ſtanden ihm heraus.

„Alſo marſch zum Amt! Da wird ſich ja herausſtellen, was in dem Sarg iſt. Angefaßt und vorwärts marſch!“

„Bei unſerer alten Freundschaft —“ ſiel Hollmann in bittendem Tone ein.

„Damit iſt's aus,“ entgegnete der Grenzüäger in barschem Tone. „s iſt eine gottesläſterliche Schuftigkeit ſo was!“

Ich gab ihm im ſtillen recht und bereute aufs bitterſte, mich in den böſen Handel eingelassen zu haben. Viele Tränen rollten mir über die Backen, während ich das Wägelchen mit dem Sarge ſchieben half und der Grenzüäger mit der ſcharfgeladenen Flinte hinter uns herſchritt. Mühsam ging es einen Berg hinauf. Es hatte aufgehört zu regnen, und der ſpäte Mond war klar aus den Wolken getreten. Niemand ſprach ein Wort; nur das ſchwere Atzen Liebichs war vernehmbar. Das Wägelchen ſtieß auf dem harten Wege, und der Sarg ſchwankte hin und her.

So erreichten wir die Anhöhe. Die Straße ging nun ziemlich ſteil bergab. Und plötzlich riß uns Liebich den Wagen aus der Hand und ſauſte mit dem Gefährt wie ein Raſender den Berg hinab.

Ein ſcharfer Schuß. Wir ſchrien auf. Liebich brach zuſammen. Das Wägelchen fuhr mit den Vorderrädern ſchwankend über ihn hinweg und blieb ſtehen. Selbſt mehr tot als lebendig rannte ich mit den anderen der Unheilſtätte zu. Wenzel und der Wirt zogen Liebich unter dem Wagen hervor. Er war bewußtlos. Die Kugel war ihm rücklings in die linke Schulter gedrungen.

Sie legten ihn an den Wegrand.

„Er hat's nich anders haben gewollt,“ ſagte der Grenzüäger. „Es iſt gottesläſterlich ſo was!“

Still war's — ganz ſtill. Aber die Herzen hämmerten.

Da trat der Hahnenwirt an das Wägelchen und riß die Decke herunter. Ein brauner Sarg mit weißen Beſchlägen und einem geſchnittenen Kreuz wurde ſichtbar. Vier Schrauben verſchloſſen ihn. Mit zitternden Fingern machte ſich der Hahnenwirt daran, die Schrauben zu löſen. Der Grenzüäger ſah ihm erſt finſter zu, dann half er, und die beiden Männer hoben den Deckel.

Sie ließen ihn mit einem Schrei zur Erde ſinken. In dem Sarge lag eine tote Frau. Sie war in einem weißen Kleid, und ein blonder Kopf von rührender Schönheit lag auf einem ſeidenen Riſſen.

„Es iſt wahr geweſt,“ ſtammelte der Hahnenwirt — „es iſt wahr geweſt!“

Der Grenzüäger ſtarrete auf die Leiche, die, vom Mondlicht beſchienen, vor ihm lag, ein wehes Lächeln um den blühenden Mund.

„Franziska!“

Der Grenzüäger ſtammelte unverſtändliche Worte und ſank plötzlich mit einem matersſchütternden Weinen neben dem Sarg nieder. Nie wieder habe ich einen Mann ſo laut und weh weinen gehört.

Da rührte es ſich am Wegrande. Liebich kam zu ſich, ſah wirr und wild um ſich, wußte plötzlich alles, was ſich zugegetragen, ſah den geöffneten Sarg und hörte den anderen ſchluchzen.

„Geh weg — weg — du Hund — ich — ich ſchlage dich tot!“

Er ſank in die Ohnmacht zurück. Der Grenzüäger kniete immer noch auf der Straße. Er preßte den Kopf an das Holz des Sarges und ſprach wirre Worte durcheinander, Worte, die um Verzeihung flehten, Gebetsworte, zärtliche Worte innigſter Liebe. Der Hahnenwirt ſtand mit gefalteten Händen da, unfähig, etwas zu tun, und mir jungem Burſchen war das Herz voll Furcht und Grauen. Endlich rafften wir uns zuſammen, ſchloſſen den Sarg wieder und deckten ihn wieder zu. Was wir zuerſt hätten tun müſſen, darauf kamen wir zuletzt — wir ſahen endlich nach dem Verwundeten. Er erwachte und ſchrie furchtbar auf, als wir den Arm an der zerſchoſſenen Schulter berührten.

Zum Dorf war es glücklicherweise nicht weit. Wir wollten anfangs Liebich mit auf das Wägelchen laden, aber es war zu ſchmal, er hatte neben dem Sarge nicht Platz.

Wenzel, der Grenzüäger, kam wieder heran. In tiefer Niedergeſchlagenheit ſagte er:

„Liebich, verzeih mir's, daß ich dich dieſmal in falſchem Verdacht hatte.“

Da kam etwas von dem alten herben Humor in Liebichs Seele zurück, und er ſagte:

„Du denkeſt immer falſch; du weiſt nie, was los iſt!“

Nach dem Dorfe hinunter mußten wir. Es zeigte ſich, daß ſich Liebich wohl aufrichten, aber nicht allein gehen konnte. Er mußte geſtüßt werden.

„Stützt ihn,“ sagte der Grenzer; „ich werde den Wagen ziehen.“ „Geh von der Leiche weg,“ befahl da Liebich; „rühr' sie nicht an!“ Noch über den Tod hinaus reichte die glühende Eifersucht. Also kam es so, daß der Hahnenwirt und ich das Wäglein zogen und Liebich, auf den Todfeind gestützt, hinterher schwanken mußte.

Es war tief in der Nacht, schon gegen Morgen hin, als wir mit unserer traurigen Last an Franziskas Heimathaus anlangten und eine alte Frau der tot heimkehrenden Tochter unter tausend Tränen die Thür öffnete.

Am übernächsten Tage wurde die Franziska auf dem heimathlichen Kirchhof begraben. In aller Herrgottsfrühe war die Beerdigung. Liebich konnte ihr nicht beiwohnen; er lag krank zu Bette. Der Schmerz hatte ihn aber doch so weich gemacht, daß er sich mit seinem alten Gegner Wenzel versöhnt hatte. Trotz dieser Ausöhnung erlaubte er aber nicht, daß Wenzel mit der Franziska zu Grabe ging.

Und der war doch dabei. Er stand auf einem Berge, von da man den Friedhof übersehen konnte, hörte die Glocken läuten, hörte die Lieder klingen und sah, wie auf weißen Grabtüchern etwas Liebes, Liebes in die Tiefe sank.

* * *

Damit wäre nun eigentlich diese Erzählung aus. Aber da es sich darin nicht bloß um die Liebesgeschichte der schönen Franziska aus dem Böhmerland, sondern um das Leben in den Grenzhäusern überhaupt handelt, will ich noch erzählen, wie ich in späteren Jahren zu meinem Freunde Heinrich Hollmann, Wirt zum Roten Hahnen, zurückgekommen bin.

Er blieb immer der Alte, immer der redselige, etwas großsprecherische Mann mit der gleichen Respektlosigkeit vor allen Dingen und Personen seiner Umgebung und dem gleichen absoluten Respekt vor seiner Frau. Weber und kleine Bauern gingen in seinem Hahnenwirthshaus ein und aus, und wenn ich diese wortfargen Leute mit den blauen, leeren Augen hinter ihren Branntweingläschen sitzen sah, wußte ich wohl, warum sie schmuggelten. Beileibe nicht nur um des bißchen Erwerbes willen, wie ja auch der Wildschütz nicht nur um eines lumpigen Talerhakens allein Ehre und Freiheit, ja vielleicht Gesundheit und Leben in die Schanze schlägt.

Ihr Herren, die ihr zu Gericht sitzt, denkt nur an die kleinen niederen Stuben dieser Armen, an ihre eintönige, langweilige Arbeit, die Stunde um Stunde, Jahr um Jahr, ein ganzes langes Menschenleben dieselbe trostlose Last ist. Und denkt daran, daß auch diese Menschen eine Seele haben, die nach Tat und Abwechslung, Freude und Gefahr lechzt, daß auch diese Sehnsucht nach grünen Wegen der Romantik sucht. Was tun sie? Sie schmuggeln, sie wildern wohl auch. Und in all der langen Zeit, da sie hinter dem Weibstuhle im engen Käfig sitzen, geht ihre Phantasie auf einsamen Schleiwegen zwischen Gefahr und lohnendem Sieg. Kommt nun einer der Ihrigen, erzählt er von irgendeiner gelungenen Tat, dann tritt Leben in die leeren Augen, dann geht das träge Herz mal eine Stunde lang schneller, dann steigt's in müden Leibern auf wie Trost und Kraft. Was bietet ihnen auch der Staat? Wieviel vom allgemeinen Erbe läßt er ihnen zukommen, und wie groß ist die Schädigung, die sie hinwiederum ihm zufügen? Mögt ihr es entscheiden; ich tue es nicht.

Vom Liebich-Müller erzählte mir der Hahnenwirt, daß er nicht mehr schmuggele. Die Fahrt mit dem Sarge war sein letztes unerlaubtes Überschreiten der österreichischen Grenze. Es machte dem Müller keinen Spaß mehr, zu schmuggeln. Denn die Franziska war tot, vor der er den Nebenbuhler lächerlich machen konnte. Mit dem Wenzel vertrug er sich, wenn er ihn traf. Er gab jetzt sogar zu, daß der Wenzel gewissermaßen auch ein wenig im Rechte sei; denn wenn er, der Liebich, Grenzer wäre, gäbe es überhaupt keine Schmuggler mehr, sondern alle säßen auf Nummer Sicher. Da stimmte ihm dann der Hahnenwirt biederemännlich bei.

Eines aber brachte dem Müller große Genugthuung. Etwa zwei Jahre nach Franziskas Tode heiratete Wenzel ein braves Mädchen aus dem gleichen böhmischen Dorf. Da hat Liebich, als Wenzel mit seiner Braut zur Kirche ging, bei Franziskas Grab gestanden und hineingefagt:

„Weißte, Franzel, was der Wenzel macht? Hochzeit macht a. Mit der Nitsche Hedwig, dem albernsten Ding. Da haste den Kerl! Was hab' ich dir immer gesagt? A Windhund is a. Ohne eene Spur von Treue. Da wirst du ja jetzt froh sein, daß du mich genommen hast, denn ich hätte nie eene andre als dich genommen, nie!“

Liebich nahm wirklich keine zweite Frau. Er widmete sich nur mit großer Liebe der Erziehung seines kleinen Sohnes. — —

Aber seine eigenen Schmuggelerfolge wußte der Hahnenwirt nicht viel Erfreuliches zu berichten. Eines Abends, als Wenzel wieder einmal bei ihm eingekehrt war, steckte er ihm ein Lindenblatt an den Hut.

„Ah, gilt die alte Korrespondenz immer noch?“ fragte ich.

„Nu natürlich! Sie roochen doch so gerne Regalia media, und ich hab' keene im Hause. Nu — Lindenbaum bedeutet eben Regalia media.“

Am nächsten Tage wurde wirklich vom Blauen Hahnenwirt drüben eine Kiste Regalia media über die Grenze geschafft.

Aber Hollmann war trotzdem unzufrieden.

„Wenzel hat meine Leute greulich oft erwischt,“ sagte er nieder-geschlagen. „Ich kann sagen, es kost' mich schon a Vermögen an Strafe. A paar von meinen Leuten haben sogar sitzen müssen. Na, das kost' dann erst recht viel. Der Kaiser hat nich so teure Hosn an wie su a Gebirgsweber, wenn a für unsereinen amal a Paar durch-sitzen muß. Aber geschmuggelt muß sein; denn wer hier in der Gegend nich schmuggelt, is blödsinnig. Und geleimt wird a doch, das haben Sie ja geseh'n, wie a geleimt wird.“

* * *

Es vergingen wieder viele, viele Jahre. An mich kam die Vierzig heran, und mein Freund Hollmann hatte den Kopf voll weißer Haare, als ich ihn wieder traf. Verändert hatte sich aber sonst in den Grenzhäusern so gut wie nichts. Es ist mit dem Leben umgekehrt wie mit einer Drehscheibe: im Centrum rast es am schnellsten, an der Peripherie scheint es stillzustehen.

Ja, und doch hatte sich Neues und Großes in den Grenzhäusern ereignet. Des Wassermüllers Sohn Wilhelm war so herangewachsen, daß er schon seine Zeit bei den Hirschbergern Jägern abgedient hatte, und der österreichische Zollbeamte Wenzel Hollmann hatte ein Töchterlein, das eine rechte frische Bergwaldsblume war. Es war die alte Geschichte: die beiden Kinder liebten sich, und die beiden Väter wollten von dieser Liebe nichts wissen, da sie ihnen ganz gegen das Herz war, wenn sie sich auch äußerlich vertugten. Den Müller schmerzte oft die halblahme Schulter, die er dem Grenzer zu verdanken hatte, und dieser hatte auch keinen Grund, mit dem Müller recht intim zu werden. So taten die beiden Alten das Dummste, was sie junger, starker Liebe gegenüber tun konnten: sie sperrten sich dagegen. Daß das gar keinen Zweck hatte, ist unnötig zu erwähnen. Die Grenze hinüber und herüber wurde schönes, goldenes Liebesgut geschmuggelt: Briefe und Küsse, Blumen und Tränen. Und ging es gar nicht anders, so schlich der Mond, der älteste Schmuggler der Welt, hinter Wassermüllers Wald herum, nahm tausend Liebesgedanken als unerlaubtes Gut, stieg über die Berge, leuchtete dem dummen Grenzer, der unten auf dem Wege stand, dreist ins Flintenrohr und lieferte sein süßes Schmugglergut an des Töchterleins Kammerfenster ab.

Schon gut; es ging, wie es halt fast immer geht; die beiden Alten mußten nachgeben. Und da kam ein Tag, wo in der Wassermühle ein großes, echtes Versöhnungsfest gefeiert und alles für die bevorstehende Hochzeit besprochen werden sollte. Gerade da war ich wieder einmal auf eine Woche im Roten Hahnen einquartiert.

Eines Nachmittags war es, da fuhr ein Glaswagen beim Hahnen vor. Diesmal sah keine Strohpuppe darin und auch der Wenzel nicht beim Rutscher auf dem Bod, sondern stolz und feierlich neben seinem taufsüßen Töchterlein. Gott, war das böhmische Mädel ein liebes Ding! Und der Wenzel — der war in Zivil. Hatte einen Zylinderhut aufs Haupt gestülpt, trug einen tadellosen Smoking und Lackschuhe mit Samaschen. So feisch kann nur ein Österreicher aussehen. Langsam und feierlich kam er auf mich zu und reichte mir gerührt die Hand.

„Schau's — so kommt's!“ sagte er. „Aber das freut mich, daß Sie gerade hier sind. Sie gehören ja gewissermaßen dazu.“

Er legte seinen glänzenden Zylinder auf den Tisch und fuhr plötzlich zornig zurück.

„Verflucht — wer hat mir denn an meinen Zylinderhut eine Kornblume gesteckt? Ist das eine Frechheit.“

Der Rote Hahnenwirt kam heran, beguckte kopfschüttelnd die Blume und ging hinaus, wo er leise ein Fächchen Wüschelburger Kornbranntwein nach dem Blauen Hahnen in Auftrag gab.

Wenzel warf die Blume grimmig auf die Erde. Dann wurde er aber wieder feierlich und erzählte mir, als ob er sich entschuldigen müßte, warum er nun doch seine Einwilligung zu dieser Hochzeit gäbe. Wäre der Liebich noch ein Schmuggler — niemals nie! Aber der sei kein Schmuggler mehr, der sei nur noch ein alter Esel. Und so fahre er jetzt mit der Ursula hin, und es solle ein schönes Familienfest werden. Der Hahnenwirt und ich, wir müßten mitmachen, denn wir gehörten dazu. Der Blaue Hahnenwirt drüben habe gerade die Sicht; sonst hätte er ihn auch mitgebracht. Im Wagen sei Platz für uns.

Hollmann, der Wirt, mußte nun Toilette machen und erschien endlich in einem viel zu engen Gehrock, der den Globus seines Bauches nur bis zu den Wendekreisen bedeckte. Wir nahmen mit im Wagen Platz, und die Fahrt ging hinab nach der Wassermühle.

Es ist für mich als Preußen schmerzlich zu sagen: aber mein Landsmann Liebich empfing seinen feierlich ausgestaffierten Mit-Schwieger-

vater in Hemdsärmeln! Wenzel bemerkte es schon beizeiten und sagte leise zu mir:

„Nu sagen's, wie konnte die Franziska an solchen Kerl nehmen, der nicht im geringsten an Schneid hat?“

Das Fest selbst aber wurde sehr, sehr schön. Junge Liebe und junges Glück zu sehen, ist freilich für den, der übers Leben schaut, eine wehmütige Freude, aber doch eine Freude voll schweren Erinnerungsduftes aus fernen Frühlingstagen.

Liebig war sehr schweigsam. Die Verlobung wurde vollzogen, und der Wein, den wir tranken, war alles österreichische Marke und wahrscheinlich geschmuggelt; aber Wenzel ließ ihn sich schmecken, denn was ging es ihn an, wenn sich preußische Grenzer über den Löffel balbieren ließen? Ja, er trank viel und wir andern auch, und die Stimmung wurde sehr lustig. Da erhob sich der Müller zu einer Rede.

„Hier sitzen wir nu, und das is sehr schön. Daß die Franziska nich dabei is, is freilich sehr schade. Aber ich weiß, wo die is; das weiß ich schon durch meine lahme Achsel. Na, das is nu aber ja längst alles vollkommen vergessen, und die Kinder, die sich heiraten werden, haben das alles nich mit erlebt. Wozu reden wir also erst darüber? Und damit du siehst, Wenzel, wie gut ich's mit dir meine, schenk' ich dir hier eine echt silberne Tabaksdose, damit du immer an mich denkst, wenn du draus schnupfst. Das Brautpaar lebe, hurra — hoch!“

Aus blauem Florpapier wurde eine ganz prächtige silberne Dose enthüllt, die Liebig erst kurz zuvor in Breslau erstanden hatte. Wenzel war tiefgerührt. Es ärgerte ihn aber jetzt sehr, daß er kein Gegengeschenk hatte und nun in seinem Smoking gegen den Hemdärmelmann unvorteilhaft abstach. Als das reiche Abendbrot vorüber war und die Böhmen an die Heimkehr dachten, befahl der Müller seinem Sohne, nun auch ihr eigenes Wäglein zurechtzumachen; sie würden die lieben Gäste heimbegleiten, denn so ein Tag wie heut sei nicht oft.

Fröhlich ging es die Berge hinauf, der Grenze zu. Wir kamen ans österreichische Zollhaus. Ein Beamter trat heraus und fragte der Reihe nach jeden nach Steuerbarem. Wir verneinten alle, auch Wenzel, der Grenzer in Zivil, natürlich. Da sagte der Beamte, der (wie ich später erfuhr) auf seinen Kollegen nicht gut zu sprechen war:

„Es tut mir leid, Herr Wenzel Hollmann, aber es ist eine Anzeige eingelaufen, Sie brächten eine neue silberne Dose über die Grenze.“

Ein Schrei aus Wenzels Mund. Und schon flog ein Bündel blaues Florpapier auf die Straße und aus dem Papier heraus flog eine neue silberne Dose.

Wir glaubten alle, nun müsse die Welt untergehen. Wenzel, der gefürchtete Grenzer, das Muster von Gewissenhaftigkeit und un-nachlässlicher Strenge, war beim Schmuggeln ertappt worden.

Er stieg aus dem Wagen und klappte ganz zusammen. Gebrochen lehnte er sich mit seinem schönen Anzug an das sandige Rad, der Zylinder fiel ihm vom Kopfe.

„Ich — ich — hab' — nicht drangedacht,“ brachte er heiser heraus. Der Beamte zuckte die Achsel.

„Es war meine Pflicht. Die Anzeige ist schriftlich gekommen.“ Er hob die Dose auf.

„Die muß ich natürlich konfiszieren. Bitt' schön!“

Er wies mit der Hand auf die Tür des Zollhauses. Wie einen armen Schächer, der zum Schafott getragen werden muß, schleppten der Hahnenwirt und ich den unglücklichen Wenzel ins Amtslokal.

Da mischte sich Liebig ein.

„Herr Kontrolleur,“ sagte er, „Sie wissen doch ganz genau, daß Herr Wenzel Hollmann nicht im Traume daran gedacht hat, absichtlich zu schmuggeln. Ein Beamter wie er — ich bitt' Sie! Ich habe ihn mit dieser Dose überrascht, hab' sie ihm geschenkt, und nu hat er eben nicht dran gedacht. Denken Sie etwa den ganzen Tag an Ihre Schnupftabakdose?“

„Es tut mir leid — die Anzeige ist schriftlich gekommen; vor dem Gesetz sind alle gleich.“

Die für Wenzel Hollmann maßlos qualvollen Formalitäten wurden vollzogen. Er brachte kaum ein Ja oder Nein heraus. Totenblaß saß er da. Der Müller erbot sich, alles zu zahlen, sowohl den Rückkaufspreis für die konfiszierte Dose, wie auch die ziemlich hohe Straffumme.

Endlich konnten wir weiterfahren. Der Müllersohn setzte sich zu seinem gänzlich gebrochenen zukünftigen Schwiegervater, und ich bestieg das Wäglein Liebichs, der die Zügel führte. Als wir ein Stück gefahren waren, sagte der Müller kleinlaut:

„So is es! Erst macht's einem einen Heiden Spaß, einen dummen Streich zu machen, und nachher kommen die Gewissensbißse.“

„Was haben Sie denn?“

„Was ich hab'? Ich hab' — ich hab' nämlich die Anzeige selber ins Zollamt geschickt.“

„Sie sind wohl nicht gescheit?“

„Ne, wahrscheinlich nicht! Es kommt mir jetzt so vor, als ob ich 'ne richtige Tracht Prügel verdiente.“

„Aber um des Himmels willen, warum haben Sie denn das getan?“

„s hat mir eben keine Ruh gelassen, ich muß' ihm noch'n Streich spielen, ich muß' ihm noch was versehen. Ich dachte, wenn wir erst verwandt sind, dann is es nu doch amal auf immer vorbei mit so was, und da hatt' ich mir das eben so schön ausgetüftelt und dachte, 's würde a Heiden Spaß sein. Ich dachte, ich schenk' ihm die Dose, und wenn a nach Hause fährt, denkt a nich an die Dose und fällt rein, weil a doch eben am Zollamt schon getlemmt is. Ein femoßer Wiß, dacht' ich. Aber jetzt — ob a etwa noch Unannehmlichkeiten bei seinen Vorgesetzten haben wird?“

„Wahrscheinlich. Sicher sogar. Eine Strafverurteilung wird wohl das mindeste sein.“

„Verdammt noch mal, bin ich ein Laufeser!“

Liebig kam in arge Gewissensnot.

„Vor allen Dingen sagen Sie sonst niemand, daß Sie die Anzeige geschickt haben, sonst wird noch das junge Glück zuschanden, und was können die Kinder dafür?“

„Ne, die können nicht dafür, daß sie solch mordsdämliche Väter haben. Sie halten mich wohl jetzt für einen großen Esel?“

Ich schwieg, und er nickte trübe vor sich hin. Schließlich versprach ich ihm, eine ganz ausführliche Eingabe an die zuständige österreichische Behörde aufzusetzen und darin nachzuweisen, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit um einen derben Schabernack gehandelt hätte, an dessen Ausgang der seit Jahrzehnten als goldtreu erprobte Beamte ganz unschuldig gewesen sei. Auch wollte ich versuchen, selbst bei den maßgebenden Persönlichkeiten vorstellig zu werden und den Sachverhalt aufzuklären. Liebig meinte, wenn ich das täte, würde er es mir sein Leben lang nicht vergessen, denn die Reue über die elende Geschichte nehme ihm reinweg den Atem.

Und so ist es gekommen. Die Eingabe und der Besuch taten ihre Wirkung. Wenzel erhielt eine Vorladung und kam mit einer sanften Nase davon. Als Liebig den guten Ausgang erfuhr, sicherte er in tiefstem Vergnügen und sagte zu mir:

„Ich freu' mich jetzt doch riesig, daß ich mir den schönen Spaß gemacht habe.“

Einer aber aus der edlen Grenzhäuser-Kumpanei erfuhr noch einen großen Schmerz, und das war mein Freund, der Hahnenwirt.

Wieder einmal war Wenzel bei ihm eingekehrt und hatte seine Dienstkappe auf den Tisch gelegt. Da beschloß der Hahnenwirt, seine übliche Bestellung beim „Blauen“ drüben zu machen und steckte wie spielend ein Lindenblatt an die Mütze. Wenzel sah das, nahm das Blatt und zerpfückte es langsam.

„Warum zerpfückst du denn das hübsche Blättel?“ fragte der Wirt verwundert.

Da sah ihn der Hollmann an und sagte langsam:

„s hat kan Zweck — der „Blaue“ drüben hat jetzt selber kane Regalia media.“

Wie entgeistert saß der Hahnenwirt vor ihm.

„Was — was meinst du denn damit?“ stotterte er.

„Ich meine,“ sagte der Grenzer gemächlich, „daß du mich seit mehr als zwanzig Jahren für einen dummen Kerl hältst, der euch die Bestellungen hinüber und herüber schafft. Und ich meine, daß ich das seit zwanzig Jahren gewußt hab'. Hatt' ich aber ein Sträußel an der Mütze, da wußte ich: halt, heute is was los. Na, und da hab' ich ja auch genug von euren Leuten erwischt.“

Das Gesicht meines Freundes Hollmann spiegelte ins Gelbgrüne. Mit schwerem Vorwurf gegen mich sagte er:

„Und einem solchen Kerl haben Sie aus der Patjsche geholfen!“

Hilwa

Roman von Richard Euringer

Es war sechs Wochen, nachdem Kommerzienrat Dr. Alfred Klinger, bislang alleiniger Besitzer der weltbekannt gewordenen Pasinger Zigarettenfabrik, die Überführung des Unternehmens in die Hände einer Aktiengesellschaft abgeschlossen hatte, deren erster Direktor und Hauptaktionär, neben dem Münchener Großkaufmann und Aufsichtsrat der Fürstnerischen Brauerei, Hellwig, er blieb. Da fing er sich seine blonden Mädels, die auf das zweite Gongzeichen — wie gewöhnlich — statt pünktlich frisiert und erfrischt ins Speisezimmer zu treten, erst noch, zerrauft und heiß vom Krocketspielen, in ihr Zimmer hinaufgehoben, mit offenen Armen auf, packte sie liebevoll bei den Ohrfläppchen und sagte: „So! so! Na, kommt mal mit.“ Und während er sie durch die weiße Glastüre, die Minna, das Muster einer appetitlichen Kammerjungfer, respektvoll für den Herrn Direktor offenhielt, vor Mama Klingers Verandazimmer „schleppte“, bot Lisa, die ältere, mit dem Madonnenscheitel, die ganze Veredsamkeit ihrer braunen Backfischaugen auf, Papachen vorzustellen, wie Mama zanken werde, wenn sie in der Schürze, Erde an Händen und Schuhen, zum Essen kämen. Papa aber schien weniger ängstlich, und die simpelfranzösische Hilwa, ganz blonde Neugier, blauäugiger Übermut, spitzte ihr Mäulchen im untrüglichen Vorgeschnack eines außerordentlichen Mitbringers; denn sie kannte Papas hinterhältiges Schmunzeln bei dergleichen Anlässen; und daß er „nichts halten“ könne, das heißt, daß man es ihm auf zwanzig Schritte anmerkte, wenn er jemand heimlichst beglücken wollte, galt sogar bei Mama längst als ausgemacht. Diesmal aber übertraf er sich selbst, schien sich zwar mit Mama, die im perlgrauen Frühjahrskleide, üppig, schlank und von vollendeter Haltung, auf sein unterstrichen zeremonielles Anklöpfen, freundlich erstaunt erschien, sofort freudig zu verständigen, den Töchtern aber blieb der Schnabel einstweilen sauber; denn nicht nur entschied Mama friedlich bestimmt, ohne ein Wort dazu zu verlieren, daß sie sich, aber schleunigst! trotz allem noch schön zu machen hätten, sondern auch dann, als sie untadelig, weiße Halbschuhe an den Füßen, Hilwa rechts neben Papa, Lisa rechts von Mama, an dem damast- und silberschimmernden runden Tische saßen, blieb ihnen nur die pridelnde Verzwirldtheit, was es Neues gebe, zu erraten.

„Ah!“ machte Hilwa plötzlich, unter einer geistreichen Eingebung sich im Sessel zurückfallen lassend, gerade, während das Mädchen mit dem Tablett erschien: „Eva kriegt ein Kind!“

„So?“ lachte Klinger, immerhin überrascht, „das ist mir ja ganz neu!“ (Eva war mit Abstand als älteste der drei Klinger-Mädels, seit Jahr und Tag mit einem Dresdener Bankier verheiratet und hatte schon zwei Buben.)

„Hilwa!“ sagte Mama, mit einem entschuldigenden Lächeln zu Minna, die nichts zu hören schien, deren Augen aber sogleich aufleuchteten, als Frau Klinger sie ansah, „Hilwa, du bist ein Fraß! Komm her! Wie hast du deine Masche wieder gebunden!“ Hilwa bog, unschuldig kokett ihren Hals hinüber, das Gesicht tief auf die Brust drückend, daß einen Augenblick nur die seideseinen offenen Haare glänzten, und schnurrte, tief überzeugt: „Aber es war“ doch möglich!“

„Genügt, genügt!“ tätschelte Papa.

„Dann sind's halt doch Pralinen!“ strampelte Hilwa, mit einem flatternden Schwung ihr Haar in den Nacken werfend, und schon fiel sie über Papas Schoßschloß her, ihn angelegentlich betastend, was er, sich freudig wie ein Schneekönig, ruhig geschehen ließ. Erfolglos freilich; diesmal waren's keine Bonbons!

„Die ist verschleßt!“ sagte Lisa zu Mama, „heut hat sie erst gestern Mils halbe Düte ausgefreffen!“

„Kinder, Kinder!“ Mama schüttelte den Kopf, „Ihr führt euch auf.“

„Gott, es waren doch nur für fünfzig Pfennig!“ sagte Hilwa,

„Mil hat doch sein Geld schon wieder verjurt!“

„Also, was ist los?“ klatschte Klinger in die Hände, da er sie bei Spannung halten wollte. „Raten, raten, raten!“

„Du weißt es natürlich!“ sagte Lisa zu Mama.

Mama nickte, die Lider einen Augenblick schließend und überlegen lächelnd: „Ich hab's bereits erraten!“

„Kriegst du auch was?“ fragte Lisa.

„Ja!“ machte Klinger, „wer sagt denn, daß ihr was kriegt?“

Über Lisas leicht ovales Gesicht hauchte ein Anflug von Röte.

„Dann privatisiert Papa!“ sagte sie rasch, ohne ihn anzusehen.

„Ach?! Ha! Wenn mers Hundle henken, du derfst's Leiterle trag'n!“ (Das war ein alter, in Fabrik und Gesellschaft berühmter Spruch aus Direktor Klingers Munde, den er nur sagte, wenn er ganz besonders wohlgelaunt war und den sein Vater selig schon zu sagen pflegte.)

„Nein, nein, wir kriegen was, wir kriegen was!“ zappelte Hilwa,

und sie konnte sich nicht mehr halten in der beglückenden Aussicht etwas zu kriegen, etwas ganz unausdenkbar Feines! Ja, sie sprang einfach vom Sessel auf und fiel Minna an: „Minna, was kriegen wir, was kriegen wir?“ Lisa dachte: Die Nadel haben wir, die Bergstöb' und die Ruckfäc' auch; neue Hüte haben wir doch eben erst bekommen, und das Windspiel...? Aber nein, da würde sich Mama nicht freuen, die immer bloß sagte: „Ne, ne, ne, ne! Hunde nicht!“

„Jece!... Nein!“ sagte Hilwa.

„Nun? Raten, raten, raten!“

„Du mußt sagen: heiß oder kalt!“ schlug Hilwa vor.

Gut, er wollte sagen heiß oder kalt.

„Den Tennissplatz?“ fragte Hilwa.

„Eiskalt!“ sagte Klinger. Geht ihr nur zu Hellwigs! Zwei brauch't's nicht!“

Wider Erwarten schämte sich Hilwa und verlor ihre schönsten Ahnungen mit einem Schlag.

„Na also, plagt euch nicht!“ sagte Klinger, und plötzlich überkam ihn dieses zärtliche Bangen, ihnen mit seiner großen Freude vielleicht gar keine so große Freude zu machen, das den im Wirtschaftsleben so großzügigen Mann seinen Kindern gegenüber manchmal geradezu unsicher machte, „Mama wird es euch erzählen!“

Mama aber füllte ihr und des Gatten Glas, schenkte Lisa ein halbes und Hilwa ein viertel ein, erhob das ihre und sagte: „Wir danken unserm lieben, guten Papa, der uns eine wunderwunderschöne, weiße, herrliche Villa mit einem köstlichen Rosengarten am Starnberger See zugebacht hat, mit Tennissplatz, Auto und Segelboot! Kinder Gottes, wir wissen nicht, wie er uns verwöhnt! Papa soll leben!“

„Hoch, hoch, hoch!“ schrie Hilwa, während Lisa aufgestanden war und flüchtig errötete vor Erregung.

„Es lebe Villa Mimi, mein und meiner Lieben weißes Haus!“ sagte Klinger, sich erhebend, „Schluß des offiziellen Teils!“ Und er trank sein Glas, und bekam von Lisa einen Kuß, von Hilwa einen Schmatz, und Mamas Arm, die das Zeichen zum Ausbruch ins Gartenzimmer gab. Dort durften die Mädchen zur Feier des Tages gegen sonstige Gewohnheit noch so lange bleiben, bis sie das Wichtigste erfahren hatten, nämlich, daß das Haus niegelagelneu gebaut werde, daß es in Feldafing auf dem idealsten Aussichtspunkte thronen und leuchten werde, blendend weiß! Daß jede von ihnen ein eigenes Zimmer kriegen solle, womöglich auf den See hinaus. „Womöglich“, sagte Papa, „das müßt ihr mit Mama besprechen.“

„Womöglich“, sagte Hilwa, „Mil wird schau'n!“

„Donnerwetter!“ sagte Hilwa, „Mil wird schau'n!“

„Und wo wohnen wir dann für ständig?“ überlegte Lisa.

„Das wird alles schon recht“, sagte Mama, „heut geht nur!“

„Halt!“ sagte Hilwa, nachdem sie beide noch von Herzen versichert, sie freuten sich wirklich, sie freuten sich schrecklich (ja Hilwa behauptete, sich entsetzlich zu freuen, namentlich auf das Auto!) „wann kommt denn dann das Auto?“

„Wenn mer's Hundle henken...“

„... du derfst's Leiterle tragen!“ gröhlte Hilwa...

Klinger und Frau Mimi lächelten sich glücklich an.

„Lulu...“ sagte sie und nahm seine Hand.

„Ja“, sagte Klinger, „aber das bitt' ich mir aus: in Villa Mimi gib't's nur weiße Kleider!“

„Du bist einer!“ sagte sie. „Das ist doch auch schon bald weiß!“

„Es ist schön“, sagte er, „wirklich, es ist schön, aber ganz weiß bist du noch schöner!“

„Aber ich bin doch keine Dreißig mehr!“ sagte Frau Mimi.

„Wasssss!“ rief er aus, „du bist dreißig bis zum jüngsten Tag, und da bist du wieder zwanzig!“ Dann gingen sie Arm in Arm durch den Garten.

Doben im Mädchenzimmer sagte Hilwa, auf ihrem Bett sitzend: „Also weißt du! A Villa, a Segelschiff und a Auto! Es ist fein doch bisse! Übertrieben!“ Dies war ihr Lieblingswort: Übertrieben. Lisa aber rechnete ihr vor, selbst wenn sie immer in Feldafing wohnten, so müsse mindestens Papa immer wieder nach Pasing, und dazu brauchte er das Auto doch. Und an einem See sitzen ohne Segelboot, das ginge auch nicht. Übrigens hätten Hellwigs auch ein Auto!

„Ja, und was wird denn mit denen?“ fragte Hilwa plötzlich, gleichsam erschreckend, über die Entdeckung, Papas Pläne hätten irgendwo ein großes Loch. „Was wird denn mit denen?“

Und sie wußten keine Antwort, was mit Hellwigs Buben würde, Kurt und Emil (Mil genannt), den unerläßlichen Spiel-Tennis-Schwimm-Nadel-Krocket-Jugendkameraden, die nicht wegzudenken waren, weder aus Pasing, noch aus ihrem Leben, selbst wenn sie noch viel weiter zögen eines Tages, als bis nach Feldafing.

Die Hellwigsbuben waren nette Kerle. Namentlich Emil, der ältere von beiden, hätte sich der ganz besonderen Gunst aller Beteiligten rühmen dürfen, wäre ihm das ein- und aufgefallen, denn er wußte es wirklich nicht anders, als daß man ihn, den immer fidele, redseligen und doch in einem natürlichen Anstand taktvollen Realgymnasiasten mit offenen Armen und Herzen aufnahm, wohin immer er kam. Sein jüngerer Bruder Kurt, der weitaus stillere, „ein Bürschen mit Hintergründen“, wie ihn Frau Klinger in beobachtendem Wohlwollen einmal nannte, als er in der vierten Klasse das Realgymnasium mit dem humanistischen vertauschte, verehrte Emil mit einer gewissen Scheu als helleres Temperament, obschon sich diese stille Verehrung nach Brüderart, namentlich später, als sich die Charaktere schärfer ausprägen begannen, als leichte Entfremdung äußerte.

Vom Pfingster Landhaus der Klingerschen Familie zu den Hellwigs gelangte man in einem Kagenprung, namentlich wenn man, wie die Klingerin, über eine große Wiese lief, deren Betreten ortspolizeilich strengstens verboten war. Aber schon Eva hatte zu der Zeit, als sie dort Tennis spielte, die Abkürzung eingeführt, durch Gewohnheit geheiligt, und einem Polizisten, der sie als Tochter ihres Vaters höflich warnte, erklärt: „Das machen wir immer. Im schlimmsten Falle kauft Papa die Wiese.“ Papa kaufte nun zwar die Wiese nicht, schalt Eva sogar aus, aber mit der Zeit bezeichnete trotz allem ein schmales verärbtes Band die Spur, auf der die Klingerin und die Hellwigsbuben jahraus, jahrein, winkend und rufend, racketschwingend, strohbuschwendend, radelnd und rodelnd hin und her und einander entgegen liefen. Später traten Arbeiter aus der Fabrik eine Stichspur nach der Kolonie hin, und das Bild des stapfenden Mannes mit dem blauen Henkelpap oder der springenden blonden Jugend gehörte so selbstverständlich zu der herbstfahlen oder sommersummen Wiese wie die verwaschene Warnungstafel, daß beide dem eifrigsten Schutzmännchen nicht mehr aufgefallen wären.

Hatte Eva die Brüder Hellwig mehr als Zuhörer denn als Mittelpunkt des gesellig gastlichen Kreises, in dem sie ihre ersten Eroberungen machte, gelten lassen, so sprangen nach ihrem Abschiede die beiden „Kleinen“, Lisa und Hilwa, so unbändig in die Bresche, daß sich von da ab alles in Haus und Garten hüben und drüben um die beiden Pärchen drehte, die harmlos heiter oder ausgelassen frech, wie sich gerade traf und gab, unzertrennlich wurden. Während des kleinen Jahres, da Eva in der mütterlichen Heimatstadt Wien Haushalt führen und die ersten Erregungen einer großen reizvollen Welt mit feinen Nerven spüren lernte, genossen die Kinder ihr freies herrliches Leben unter den Augen lebensstüchtiger Eltern, tollten mehr, als daß sie tändelten, lernten, feierten, ließen Drachen steigen, fischten und badeten, als seien sie vier Buben, schnitten Blumen und banden Vinsektörbchen, als seien sie vier Mädels, eines wie's andere. Bald nach der Hochzeit Evas aber neigten, ohne es vielleicht zu wissen, kaum den Eltern merkbar, Lisa und Kurt inniger einander zu, stiller und abseitiger, während der ältere Emil und die sonnige kleine Hilwa laut und lachend immer und überall das Ganze bestritten, für Spektakel sorgten und die Welt mit Einfällen und Streichen im Schwunge hielten. Emil, eigentlich erklärter Liebling bei Hilwas Mama, nahm ihres Vaters Herz im Sturme, seit er mit dem hellen Bilde des praktischen jungen Menschen sich lebhaft für alles interessierte, was mit der Fabrik, ihrer Organisation und ihrem Ausbau zusammenhing, und Papa Klinger fand es nicht unter seiner kaufmännischen Würde, Emils Einfall zufolge und ihm zuliebe, seinen berühmten Sorten „Nipp“ (Silber) und „Nipp“ (Gold), „Fanfare“ und „Weißglut“ (Rost) eine neue Marke, „Tennis“ (Gold), hinzuzufügen, die bald sehr begehrt war. Der „junge Herr Hellwig“, Hilwa an der Hand hinter sich herziehend, durch den langen tabakduftenden Saal der Handarbeiterinnen nach dem Direktorzimmer spazierend, konnte ebensogut als Sohn des Fabrikanten gelten, gleich beliebt wie jener selbst, ja, von manch einer jungen Schwarzhäutigen bewundernd und mit knisternden Augen verfolgt, seit er so schmutz und elastisch heranwuchs. Und wenn auch Emil schwandte, als er dem belustigt schmunzelnden Direktor versicherte, es seien die ersten Zigaretten, die er mit einer gewissen wohlherzogenen Feierlichkeit aus seiner Hand in der traulichen Heimlichkeit eines solchen Besuches in aparter Verpackung entgegennahm, so verbanden den reifen Mann und den entwachsenden Knaben in der Folge ähnliche kleine Erlebnisse um so mehr, als Klinger zu seinem Bedauern selbst keine Söhne hatte und er Emils gerade, ungezierte Natürlichkeit aufrichtig schätzte. Gewann Kurt auf Lisa, die fast gleichalterige, mehr und mehr Einfluß, sie für seine junge, aber erlebte Bibliothek, für Lederband und Pergament, für die wunderfame Menschlichkeit griechischer Göttermymen, den skizzenhaften Reiz moderner Radierung, die unverstandene, aber köstliche Fremdheit modernster Lyrik gewann und lacht begeistert, so verschworen sich Emil und Hilwa, Papa Klinger sei ein „seiner Max“, ein großartiger Mann, und es wäre ihnen nie eingefallen, anders als vom „Papa“ zu reden, gleich als sei er beider Vater.

Sollte nun wirklich durch die räumliche Trennung, wenn Klingers ganz nach Feldasing zogen, das Band, das erst die beiden Familien, dann so selbstverständlich und erquicklich insbesondere die Jugend, endlich fast zwei junge Paare jahrelang verknüpfte, jäh zerreißen oder doch bedauerlich sich lockern?

Hilwa erklärte, Emil, der damals dicht vor dem Abitur stand, in leichtüberzeugender Lebhaftigkeit: „Ihr müßt einfach mit!“ Und Mil, der für den Augenblick zwar nicht in Examensnöten, aber doch in Festvorbereitung, Kneipzeitungsarbeiten und Erstschargiertenpflichten ziemlich aufging, gab ihr die herrliche Sicherheit, daß unter den fliegenden Karosserien zweier Autos das hübsche Staatsstraße zwischen ihnen zusammenschurren werde zu einem Kagenprung, nicht breiter, als der ihrer Kinderjahre war. Kein Wunder, daß Hilwa den blendend weißen Wagen ihres Vaters, den ersten Vorgesmack der Feldasinger Zeit, mit nimmersatter Liebe in ihr Herz schloß, wovon noch hinreichend für Georg abfiel, den neugebungenen Chauffeur, der zugleich eine Art Hausmeister in der weißen Villa werden sollte.

Der Sitz neben dem anständigen jungen Burschen, der, braungebrannt und imponierend ruhig, durch ein unmerkliches Verschieben des kraftmehrenden Hebels über dem großen Lenkrad aus vierzig Kilometern Fahrgeschwindigkeit sechzig machen konnte, wurde ihr unbestrittener Stamm- und Lieblingsplatz, wo sie hinter blanker Glascheibe, meist barhaupt, haarflatternd saß, oft schon, wenn der Wagen aus der Fabrik, wo er einftweilen untergebracht stand, zum Landhause vorfuhr. Ja, sie vergaß über diesen lustig-lustigen Freuden schmerzlos die kleine Zurücksetzung, die ihr notwendig daraus erwuchs, daß nicht sie, sondern Lisa als die ältere am Absolventenball Emils teilnehmen durfte, wo sie als Tischdame des Erstschargierten natürlich eine weltbewegende Rolle spielte und sogar einen grünweißseidenen Bierzipfel eroberte. Die leichte Eifersucht, in der es Hilwa „übertrieben“ fand, wie wichtig Lisa sich vorfomme, verflog, sobald Mil, nun in ungebundener Freiheit, mit Papa Klinger und Hilwa zusammen die erste jener Sommerfahrten hinaus zu den blühenden Uferhöhen des Sees unternahm, die sich zu einer Perlenkette sonnenseliger Ferienfreuden aneinanderreihen sollten.

Der Bauplatz für Villa Mimi hatte einer spleenigen Engländerin gehört, die während des einzigen Jahres, in dem sie England durchreiste, hingerissen vom leuchtenden Glanze eines Föhnstages, der die schneebedeckte Steilkette schimmernder Berge zwischen Seebläue und Himmelblau duftschwebend herantrug, den idealen Flecken Erde kaufte, vielleicht nicht einmal in der Absicht, dort zu bauen. Jedenfalls aber krönte sie die weitinschauende Höhe innerhalb weniger Wochen mit dem getreuen Abklatsch eines baulichen Bijoux, das ebenfalls und kurz zuvor ihr Entzücken erregt hatte, als sie das königliche Lustschloß Nymphenburg und seinen Park durchwanderte, der sogenannten Pagodenburg. Mit verschwenderischer Hast bettete sie die steinerstandene Marotte ihres Schloßchens in ein verschwenderisches Terras aller Rosenarten Europas, um, als es vollendet wie ein Tempelchen von hellem Porzellan im Duftrauche vollerblicher Stöcke schier ersticke, eines Tages den Schlüssel abzugeben, die Läden zuzuschlagen und alles zu vergessen über der hysterischen Erhitzung am tragischen Schicksal eines legendären Königs, dessen Nachklang sie aus den Fluten des Sees zuerst vernommen. Einen trübseligen Regenherbst trieb sie sich auf seinen Spuren in kleinen Gasthäusern in der Nähe seiner Schlösser herum, um dann zu verschwinden, wie sie aufgetaucht. Über Indien vergaß sie Deutschland; blind, gleichsam schlafend lächelte das zarte Bauwerk hinaus über den segelblinkenden See, der Garten verwucherte zum Park, und es kostete die zapadende Entschlußfreude Klingers im Benehmen mit der Doppelfirma eines bewährten Münchener Architektenpaares geringe Mühe, ja verhältnismäßig nur geringes Geld, den Besitz des Ganzen sich zu sichern, nachdem Klinger sich bei einer Dampferfahrt mit seiner Frau ein weißes elegantes Haus dort droben in den Kopf gesetzt hatte.

Nun wirkte handfeste Alltäglichkeit in diesem seltsamen Idyll, das manchen Maler angelockt, manchem Spaziergänger einen bewundernden Ruf entlockt, riß mit geschäftiger Faust Grasnarbe um Grasnarbe auf, klapperte mit Bauholz, Latten, Werkzeug, fuhr Kies und Schotter auf, häufte Zement, pantierte in Kalk und vergriß sich erbarmungslos mit aufgestülptem Armel an der süßen Schwärmerei des niedlichen Pavillons; denn, mochte es noch so schmerzhaft sein, ihn einem wohlbedachten Plane künftiger Behaglichkeit und Klarheit zu opfern, er stand so oder so auf Schritt und Tritt im Weg und mußte fallen. Wenn auch nicht klanglos: hinter der schattenden Jalousie, im Abglanz eines goldverströmenden Sonnenuntergangs kühlten sich dort ein erstes- und letztesmal Hilwa und Emil, herzklopfend, sie wußten nicht, wie, sie wußten nicht, warum, flüchtig und doch tief, so tief, unschuldig kindlich und doch selbst ernst, so ganz neu und unerwartet, zum ersten Male sich findend und lassend, sich grüßend und abschiedsweh, als seien sie plötzlich verwandelt.

Draußen dann schien es ihnen kühl, die Sonne zerschmolz, aber auf ihren Wangen, in ihren Augen leuchtete sie eine Weile nach mit glühendem Schein. Und als das Mädchen ein erstes Wort sagte, da sagte sie: „Du... wir sind...“

„Was? Du?... Hilwa! Was sind wir...?“

Da wurde sie ganz rot.

Er wollte es wissen. Aber sie schüttelte nur die blonde Mähne und lief nach dem Auto. Sie wollte heim. Es werde doch so spät. Direktor Klinger war im eigenen Wagen bereits nach der Stadt zurückgekehrt, der Hellwig'sche stand in der Einfahrt.

„Sag' doch,“ drängte Emil.

„Ich weiß doch nicht,“ sagte sie, „komm, es wird ja so spät. Mama hat eigens gesagt, wir sollten rechtzeitig zum Abendessen daheim sein!“

„Was hast du denn auf einmal?“ fragte Hellwig, „du! Hilwa?!...“

Aber sie setzte sich nur in den Wagen, vorn neben den Hellwig'schen Chauffeur. Das aber wollte Emil nicht dulden. Er wollte neben ihr sitzen, hinten im Fond. Und als sie es aus irgendeinem Eigensinne ausschlug, sagte er: „Gerhart, werfen Sie mal an! Ich will selber lenken!“ Es geschah das nicht zum ersten Male, wenngleich Herr Hellwig senior äußerst ungern sah, daß sein Ältester steuerte. Aber dann mühte das Fräulein hinten sitzen! schlug Gerhart vor, um dem jungen Herrn für alle Fälle nahe zu sein.

„Los“, kommandierte Emil, „ich bin doch kein Kind!“ Aber zu seinem Ärger setzte sich Hilwa in den Wagen zurück. Hellwig biß sich in die Lippe und blieb am Führerplatze... Der Gärtner, dem die Veredelung der verwilderten Rosen und die Sorge um die Schlüssel des Grundstücks anvertraut waren, wünschte guten Abend und stand mit entblößtem Kopfe dabei, als Emil den ersten Gang in die Ruppung schaltete und mit offenem Auspuff losfuhr. Gerhart saß neben ihm.

Dann schloß der Gärtner das Gatter. Singende junge Leute wanderten vorbei. Einer puzpte die Wanderlaute. Hilwa, die, ein bißchen ängstlich, aber doch voll wachsender Bewunderung auf den reipluten Wagenlenker sah, der sie vergessen zu haben schien, hörte nicht, was sie sangen:

„... und sie küßten sich beid
zur Sommerfommerszeit,
wenn im Walde die Heckenrosen blüh'n,
und sie küßten sich beid'
zur Sommerfommerszeit,
wenn im Walde, im Walde
die Rosen blüh'n...“

Schon andern Tags welkte das Schlößchen im Rosenpark zur melancholischen Ruine. Hellwig aber fragte Hilwa nicht, was sie seien... Und als sie es ihm später einmal sagte, da über den Betonjodeln der Unterkellerung, gerüstestarrt bereits die Mauern der jungen Villa aufstieben, sagte sie nicht: „Wir sind...“, sondern: „du bist so übertrieben!“

Er?! Er, Emil, der einzige Mensch, der niemals übertrieben war, und dem sie es tausendmal anvertraut hatte, Lisa sei übertrieben, Mama sei übertrieben, Kurt sei übertrieben... Er? Lächerlich!

„Du bist übertrieben!“ sagte Hellwig. Und wenn er in den folgenden Wochen nach dem Bauplatze fuhr, am Steuer des väterlichen Wagens, so saß neben ihm nicht Hilwa, sondern Gerhart nach wie vor, eines Tages aber Lisa Klinger. Und Lisa war es denn auch, die Hellwig, der lange geschwammt hatte, welchem Fach er als hoffnungsvoller Anwärter auf die technische Hochschule sich zuwenden solle, zum Bewußtsein brachte, daß er mit seinem lebhaften Sinn für alles Bauliche „zum Architekten geboren“ sei.

Einmal, als sie von Hilwa sprachen, sagte Lisa: „Gott, sie ist ein Backfisch!“

„Und Kurt?“

Kurt? Kurt, der Mittelschüler, der hinter seinen Büchern saß, wenn Lisa in Gesellschaft ging...? Auf den hatte sie ja ganz vergessen!

In einem stürmischen Oktobertage rollten zwei schwerfällige Möbelwagen, ein schwefelgelber und ein matt zinnoberroter, die herbstgraue Eintönigkeit der Staatsstraße nach Starnberg zu, wo über Pfützen Alleelaub stob. Sie überführten Teile des Waffinger Hausrats nach der neuen Villa, wo seit Wochen Tag und Nacht die Heizung brannte, den Neubau noch gehörig durchzuheizen. Das Waffinger Landhaus war bereits in den Besitz der P.G.-Aktiengesellschaft übergegangen, ein Teil des Mobiliars verkauft, ein anderer in die Fabrik gewandert, da Villa Mimi planmäßig neu eingerichtet wurde.

Der Abschied war gläserklingende Festlichkeit bei Hellwigs trotz dem trübseligen Wetter; Emil phantasierte auf dem Flügel; Kurt gab sich umgänglicher als sonst bei geselligem Zusammensein; die Kommerzienrätin Hellwig, eine brünette, etwas bequeme Münchnerin, Frau Klinger und Lisa machten Pläne für den Winter, und die beiden Väter verurteilten sich gegenseitig, den Burgunder über

ihrem Lachen nicht vergessend. Hellwig senior lachte Klinger aus, weil er sich nicht genug tun konnte, ihm zu versichern, Villa Mimi sei wirklich und wahrhaftig innen und außen so weiß, wie nichts auf der Welt; die Mädchenzimmer seien von den Mullgardinen angefangen bis zu den Betten, eingebauten Schränken, Türen, Spiegeln ein Gedicht in Weiß. Das Speisezimmer sei eine Ouvertüre in Weiß; die Küche, das Badezimmer, die Loggia, die Veranda, die Gartenmöbel, das Auto...! Ah, er sei doch ein Faulpelz, daß er noch immer nicht draußen gewesen sei.

Kommerzienrat Hellwig, der immer, wenn er getrunken hatte, die Baden aufblasend, nach seinem nassen, ungepflegten Schnauzbart schielte, ihn wie ein Fiakertutcher herunterstreichend, blieb dabei, Feldafing liege auf dem Monde, und der zu weit von seinem Stammtisch und der Regelbahn entfernt! Proßt, Klinger! Es lebe die Weißwarenhandlung G. m. b. H.!

„Emil, spiel mal: Wenn du noch keine Villa hast, so danke Gott und sei zufrieden!“ rief Hellwig senior. Die Damen lächelten vom Sofa. „Emil, Herr Studente!“ sagte Klinger, „erzähl' mal deinem alten Herrn, was haben die Leute vom Jachtclub neulich gesagt?“

„Villa Mimi ist eine Fanfare in Weiß!“ schnarrte Mil, und er kommandierte: „Richtung die weiße Villa auf der Hüh'!“

„Was kommt dort von der Hüh'“, was kommt dort von der Hüh'? Was kommt dort von der Hüh'!“ sangen Klinger und der ganze Männerchor. Nur Kurt verzog ironisch den Mund.

„... Weiße Mäus' und weiße Flöh'!...“ trompetete der alte Hellwig.

Die Kommerzienrätin nahm Frau Mimi einen heiligen Eid ab, daß sie mit Lisa grundsätzlich bei ihr absteigen und übernachten werde, wenn sie in die Stadt komme oder dort bleibe. Sie werde mal ein bißchen treiben, daß ihr Mann das Bogenhausener Haus kaufe. Es sei noch immer zu haben. Und dann wäre man doch näher am Zentrum, jedenfalls bequemer. Und es sei schließlich auch eine bessere Gegend. Sie könne hier außen keine rechte Geselligkeit zusammenbringen. Und jetzt, wenn Klingers doch auch nicht mehr da seien... Dann kam die Rede auf Stud und sein Haus in Bogenhausen.

Emil redete Lisa den Gedanken aus, Georg zum Segeln anlernen zu lassen. Segeln sei eine Sache der Geselligkeit, woher es seinen eigentlichen Reiz gewinne. Georg sei ein ordentlicher Kerl, aber schließlich eben Chauffeur.

„Aber sonst krieg' ich das Boot nie!“ sagte Lisa. Papa sei darin so komisch ängstlich. Und es handle sich doch nur darum, es erst mal anzuschaffen.

„Da sieht man's eben,“ plänkelte Emil, „wie unentbehrlich wir Herren der Schöpfung sind!“

„Gott“ meinte Lisa, „Herren gebe es genug“. Da wurde Hellwig junior eifrig und machte plötzlich große Pläne. Er werde sich nächstens wirklich Zeit nehmen und rasch das bißel Segeln soweit lernen, daß sie zusammen Tagesfahrten machen könnten. Dabei fiel das Wort „Flirt“ des öfteren. Flirt und Sport seien ein und dasselbe. So etwa.

Lisa spöttelte. Auch über seine Geschäftigkeit. Sie strich ihm gegenüber, der wild blieb und bleiben wollte, die Korpstudenten heraus.

„Meinst du,“ sagte Hellwig, „ich mache jetzt einen Fuchs, wo ich Präsidium war?“ Er brauche keine Verbindung, um in die Gesellschaft zu kommen, und er könne sich, Gott sei Dank, privatim leisten, was die Herren sich von Verbands wegen leisteten. Und daß er strebe, sei doch Unsinn. Er genieße sein Leben, aber er wolle seine Semester und Examina postwendend herunterhauen, um es dann erst voll zu genießen.

Da lenkte Lisa ein und sagte: „Eigentlich hast du ja recht. Du bist zuletzt nämlich gar nicht so dumm!“ Das klang sehr herzlich. Dann tranken sie sich plötzlich zu.

Die beiden Mamas lächelten sich an...

„Er ist so nett ritterlich,“ sagte Frau Mimi.

Die Kommerzienrätin schien sehr einverstanden. „Ich hätte gerne gehabt,“ sagte sie, „daß er jetzt sein Jahr abdiene. Es wäre doch auch für Lisa ganz nett.“

„Aber freilich.“ Dann erzählte die Hellwig, daß ihr Mann absolut wünsche, daß Emil bei den Schweren Reitern diene. Er sei nun einmal dafür voreingenommen... „Und was Hilwa mit einem Male wächst!“

Sie blickten zu ihr hinüber, die eben Kurt bettelte, er solle doch Cello vorspielen. Kurt aber sagte: „Cello ist kein Instrument zum Vorspielen. Überhaupt ist Musik nicht zum Vorspielen da. Musik und Kunst, überhaupt die schönen Sachen auf der Welt seien alle für die Einsamkeit.“

Hilwa wußte nichts darauf zu sagen. Es gefiel ihr nicht, daß er jetzt immer den Mund verzog. Sie hatte das sonst nie an ihm bemerkt. Dann sagte sie, vielleicht kriege sie jetzt doch einen Hund. Wenn auch kein russisches Windspiel, sondern einen großen Wachhund. Mama sei zwar nach wie vor dagegen, aber wenn er nicht

ins Haus komme, so werde sie am Ende doch nachgeben, seitdem Georg schwöre, er sei damals nicht über den Zaun gestiegen, und die verdächtigen Spuren stammten nicht von ihm.

Kurt sagte: „Ein Hund ist immerhin besser als die Menschen.“ „Das sei dumm,“ sagte Hilwa, „dumm und häßlich.“

Dumm? Zwei der geschicktesten Männer der ganzen Welt hätten das gesagt. „Dann sind sie eben auch dumm und häßlich,“ beharrte Hilwa. Kurt lachte durch die Nase, und dachte: Man kann mit ihnen nichts reden!

Als es Abend geworden, fuhr das Klingersche Auto, überdacht, vor's Haus.

„Pst! Teufel!“ sagte Klinger, „es regnet!“ Aber alles Zureden, zu bleiben, wenigstens noch zum Abendtisch, versing nicht mehr. Einmal mußten sie weiter!

Dann reichte Emil noch eine Flasche Champus und ein Glas herum. „Geh zu,“ sagte Mama Hellwig, „es ist doch zu kalt!“ Aber eine Zigarre brannte sich der Direktor noch an. Auch Georg bekam eine. „Hoch! Hoch! Hoch!“ brüllten Emil und der Vater. Dann winkten sie lange. Die Damen steckten in den neuen Pelzen.

„Georg,“ rief der Direktor, „rauchen Sie mal die Zigarre zu Haus! Wir haben den ganzen Rauch im Gesicht!“ Und er selbst warf die seine auf die Straße. Frau Mimi dankte durch einen Druck ihres Ellbogens. Vor ihnen saß Lisa, ganz Dame. Hilwa sah noch, wie Emil ein Leinentuch schwenkte...

Das war der Abschied.

Zu sagen, daß Emil büffelte, hätte nicht gestimmt. Zu sagen, daß er bummelte, schon ganz und gar nicht. Er oßte nicht, er strebte nicht, aber er arbeitete. Und zwar so gewandt, bewußt und innerlich beteiligt, daß er zwei Drittel des Tages zur freien Verfügung behielt und doch glänzend vorwärts kam in seiner Arbeit. Gefeilt wurde er von allen Seiten, aber er fiel nicht drauf herein, jezt schon gar nicht mehr, wo er einen Freund gefunden hatte, der zwar eine Anzahl Semester älter, aber gerade das war, was Emil brauchte. Er hieß schlecht und recht Meier, stammte aus dem Allgäu, offenbar aus einfachen Verhältnissen, rauchte kurze Pfeife, hatte seine Diplomvorprüfung bereits hinter sich, trug eine scharfe Brille mit zwei runden großen Gläsern ohne Randfassung und zeichnete sich durch den rotblondborstigen Schüppel eines sogenannten Stiftenkopfes aus, der die kantige Stirn wie eine Perücke aus Strohbüscheln überflammete. Seine „Schönheit“ vollendete ein breiter, gutmütiger Mund mit glattrasierter, vorgestoßener Oberlippe, und ein beträchtlich energisches, fast brutales Kinn. Er stand im Geruch, verwegener Stiläufer zu sein, verschwand jedenfalls rettungslos jeden Samstag im frühesten Zug mit Stiern, Genagelten oder mindestens einem Rucksack, den ein weniger breiter Rücken weiter als bis zum Bahnhof zu schleppen sicher nicht unter die Vergnügungen dieses Tränetals gerechnet hätte. Auf den entlegensten Alpenhütten Deutschlands und Österreichs am besten bekannt, wegen seines trockenen Wises und seines einsilbig schmunzelnden Humors beliebt, erfreute er sich bei Kennern des Spitznamens „Meiermachts“, der von einer Konkurrenz herkam, wo er, als erster der atemlos erwarteten Läufer den großen Sprunghügel, der ihn einzig noch vom Auslauf trennte, in abenteuerlichem Vollschwung überlaufend von zwei begeisterten Anhängern erkannt, mit dem gleichzeitigen Aufschrei: „Meier machts!“ begrüßt und zum Sieger ausgerufen worden war.

Im diesem Meier erkannte Emil seinen Meister, und wenn er mit seiner vollzähligen und mustergültigen neuen Ausrüstung auch nicht gleich auf größere Touren mitgenommen wurde, so erlernte er nach Meiers knappen und klaren Anweisungen doch innerhalb eines einzigen Winters auf idealem Schulgelände, Hirschberg, Bodenschneid, Sudelfeld und wie die allbekannten Plätze alle hießen, zunächst einmal und zwar solid, das Größte. Als er aber gegen das Frühjahr zu, schon sicherer und lecker, die Hütten abzuklappern begann, und, meist nette Gesellschaft findend, über rotmütigen, orangefarbenen Stihaserln auf seine hoch- und höchstalpinen Pläne vergaß, meinte Meier, dem er von einer besonders lieben Bekanntschaft berichtete, Hellwig sei zum Alpinisten überhaupt, zum Schneeschuhläufer insbesondere verdorben.

„Aber wieso denn?“ ereiferte sich der, auf Meiers Bude, die dieser den Einladungen ins Bogenhausener Haus ausgesprochen vorzog, „Sie haben sich doch neußlich selber gewundert, wie rasch ich lerne!“

Aber Meier sagte: „Sie lernen aber doch gar nicht mehr, Sie pouffieren ja bloß noch!“

Hellwig fühlte sich indes nicht einmal gekränkt. Er dachte: „Wozu treibt man schließlich Sport?“ Und als Lisa, die mit ihrer Mama, seitdem der Kommerzienrat das Haus in Bogenhausen gekauft hatte, mehr in der Stadt als draußen in der weißen Villa weilte, Tanz, Tees, Theater mit beharrlicher Sachlichkeit absolvierend, Emil merken ließ, sie komme auch ohne ihn zu Streich, drehte er den Spieß um und ließ durchblicken, auch beim Skilaufen unterhalte man sich glänzend und lerne angenehme Menschen kennen. Lisa sagte nichts dagegen, ließ sich den vielgenannten Meier vorstellen,

interessierte sich für alles, fuhr sogar einmal in Mamas Begleitung bis nach Bayrischzell mit, spazierte in apartem Dreh, raschbräunend, die Landstraße hin, und entlockte mit ihren kühlen, braunen Augen einem kleinen Duzend in Betracht kommender junger und nicht zu junger Leute den leidenschaftlichen Wunsch, Villa Mimi einmal besuchen zu dürfen, vielleicht mit dem gnädigen Fräulein zu segeln.

Emil bezog alles auf sich, fühlte sich Hahn im Korb, und packte, als er mit dem und jenem allein war, gewaltig aus, was für großartige Leute diese Klingers seien, nebenbei pfundreich, übrigens nur drei Mädels, von denen die eine schon weg sei.

Acht Tage später machte ein Rechtsanwalt Walter Krüger in Feldafing seinen offiziellen Besuch.

Frau Klinger staunte in letzter Zeit zuweilen über die leidenschaftslose Herbe, die immer deutlicher, selbst in der äußeren Erscheinung ihrer Tochter sich aussprach. Eva war in diesem Alter viel weicher, mütterlicher gewesen, und sie wunderte sich geradezu, woher Lisa diese leichte Schärfe habe, von ihr doch ganz gewiß nicht, von Papa noch weniger. Aber sie hatte schließlich nichts dagegen, ja sie fühlte sich ein wenig stolz, namentlich wenn Frau Hellwig, die Emil geradezu manchmal an Lisa erinnerte, zur Direktorin, mit der sie sich seit neuestem duzte, sagte:

„Weißt du, von all den jungen Mädchen, die ich mangels eigener Töchter protegiere, ist Lisa wirklich die einzige Dame!“ Aber all dem vergaß man allseits in rührender Unbefangenheit auf Hilwa, die höchstens ab und zu mal mit Papa nach der Fabrik fuhr, meist aber glücklich mit „ihrer“ deutschen Dogge, Sultan, einem prachtvollen, weißgefleckten Tier erlesener Zucht beschäftigt, ganz in sich selbst in ihrer Liebe für den Garten, für ihr eigenes Zimmer, für ihre Blumen und ein paar Freundinnen aufging, ein paar gleichaltrigen Kameradinnen aus benachbarten Familien, mit denen sie Briefchen wechselte, Namenstage feierte und Schokolade trank. Obwohl stark aufgeschossen, war sie ganz lichtblonde Weiche geblieben. Anmut in jeder Bewegung, und wenn sie, ein wenig gezerrt von dem glutäugigen Tier, und doch es bändigend an kurzer Koppel, zum Törrchen hinaus marschierte, simpelsfranzig und schlant, so folgte ihr zwar nur ein bescheidener, aber hoffnungslos ergebener Blick: der Georgs, des Chauffeurs.

Lisa hatte es durchgesehen. Emil Hellwig war entbehrlich geworden, und wenn sie auch keinen Grund sah, es ihn merken zu lassen, so wußte sie sich nun hinlänglich, ja drei- und vierfach geborgen als anziehender Mittelpunkt eines lebhaften Kreises eleganter jüngerer Herren und Damen guter Gesellschaft, um sich samt den Getreuen vom allgemeinen Jagtklub zurückzuziehen und im engeren eigenen Zirkel unauffällig, doch entschiedener hervorzutreten als bisher: Klinger kaufte das Boot und taufte es „Lisa“.

An firmen Seglern sollte es nicht fehlen; der akademische Gesangsverein stellte zwei der Eifrigsten, die sich auch unter der Woche freimachten; Wolf von Plessen, ein Norddeutscher, den Lisa als Schüler Franz von Stucks in Bogenhausen kennen gelernt, fiel durch drahtige Eleganz und weltläufige Überlegenheit auf, die so gar nicht zu dem Begriff paßte, den man, wenigstens in München-Schwabing, sich von der fetthaarigen Nachlässigkeit eines Malers zu machen pflegt. Ein bißchen komisch stach von den elastischen jungen Leuten im Seglerdreh, deren braungebeizte, meist glattrasierte Gesichter unter dem matten Schild der blauen Klubmützen augenblickend glühten, die sanfte Vollbärtigkeit des etwas linksischen Rechtsanwalts ab, der, wenn Mama Klinger mit von der Partie war, klebenfest neben ihr klebte, ihr die Vorzüge Fräulein Lisas in ergreifender Weise vor Augen führend, etwa mit den Worten: „Aber gnädige Frau, bitte... Sehen Sie doch rasch mal! Haben Sie diese Wendung gesehen...?“ Und er lächelte verträumt, Lisa, die ihnen den gebräunten Nacken zuwandte, mit den dunkelschwimmenden Augen buchstäblich verschlingend. Frau Mimi, die, zum Entzücken ihres vielbeschäftigten Gatten, diesen ganzen Sommer bis tief in den Herbst hinein nur weiß, und blendend weiß, ging, und die es aufrichtig gut mit Herrn Doktor Krüger meinte, legte ihm dann wohl halbwegs die Frage vor, ob es nicht vielleicht klüger wäre, sich auch ein bißchen zu rühren, auch ein bißchen mitzumachen, statt aus dem sicheren Hinterhalte die Pfeile seines Herzens zu verschießen...? Aber er blieb wohl dabei, älteres Semester, sozusagen alter Herr zu sein, mit sicherem Einkommen, wohlgeachtet, gesucht als Anwalt, wirklich und wahrhaftig in der Lage, ein Weib an seinen Herd zu führen...

„... was ist dieser Plessen ein strammer, frischer Junge!“ dachte Frau Mimi, während Herr Krüger beim Glanze ihrer hellen Augen fast ein bißchen Hoffnung schöppte... „er scheint der einzige, der ihr nicht den Hof macht!“ Und es hätte sie interessiert, zu wissen, ob Lisa es merkte. Aber Lisa war so undurchdringlich geworden. Wenn es nicht trügte, so vergaß sie tatsächlich allmählich über dem Sport den Flirt.

Gegen den Herbst zu vertauschte Frau Klinger ihren Beobachtungsposten unter dem leuchtenden Segel mit dem auf der Terrasse ihres Hauses, wo sie unter einem riesigen, fliegenpilzähnlichen

Standschirm in größerer oder kleinerer Gesellschaft Tee trank, Späßen läppelte, plauderte, und zuweilen mit dem Beißglas das blanke Segel suchte, das so wohlthuend ruhig, bald ganz steil, bald jäh sich überbäumend, in der blauen Sonnenseligkeit dahinzog.

„Es ist noch da,“ sagte sie dann in spielerischer Leichtigkeit, der man nicht abhörte, ob ein wenig wohlverhohlene Sorge mit unterklang. Oft befand sich unter dem Häuflein Getreuer am Terrassentisch in letzter Zeit Frau Hellwig, ein paarmal sogar der Kommerzienrat, der dann über seinen Schnurrbart strich, und ängstlich dafür sorgte, daß jeder etwa Neuankommende seinen Witz nicht ver säume, wonach Freund Klinger aus Vorliebe für die weiße Farbe zum Bekehrungsfrühstück nur noch Weißwürstl verzehre. Einmal, als er behauptete, das Boot „Lisa“ führe ein Paar Weißwürstl als Ständer, wurde er mit vereinten Kräften von den heimkehrenden „Sportfanatikern“ verhauen. Wenn auch in aller Wohlerzogenheit. Sonst aber sparte er nicht an Worten der Anerkennung für das Landhaus, nahm zurück, daß es auf dem Monde liege, erklärte, es liege vielmehr in der Sonne, besäße eine Reihe respektabler Vorzüge, darunter eine ganz beneidenswerte Küche und einen sehr famosen Keller.

„Haben Sie ihn denn auch besichtigt?“ fragte der unglückliche Rechtsanwalt, der sich in den Kopf gesetzt zu haben schien, Frau Mimi die Grundzüge des Bürgerlichen Gesetzbuches in unermüdlichen, aber ermüdenden Vorträgen näher zu bringen, seitdem er auf dem Boot zu überflüssig geworden.

„Besichtigt?“ fragte Hellwig, „den Keller? Ich will Ihnen sagen, Mann Gottes, ich habe meine Nase hineingesteckt, daß sie den schönsten Sonnenuntergang beschämt!“

„Eine Hyperbel, ach, eine Hyperbel!“ machte Doktor Krüger, ließ seinen Mund offenstehen und strich sich so glücklich den schwarzen „Fuß-Sack“, als habe er nun endlich etwas gesagt, was ihm die Liebe aller gewinnen müsse. Frau Mimi aber drohte dem Kommerzienrat: „So so! Also nun kommt es doch auf, wem oder was wir endlich Ihre lebenswürdige Anwesenheit verdanken.“

Aber, wenn sie wirklich glauben sollte, was sie da sagte, so irrte sie doch: Emils Mutter „trieb“ nämlich wieder einmal. Ihr Mann denke wirklich an nichts als an seine Regelbrüder, behauptete sie, und sie müsse nun mal ruhig mit ihm reden. Der alte Hellwig schätzte nun zwar alles andere mehr, als wenn ihm seine hochwohlgeborene bessere Hälfte ankündigte, daß sie ruhig mit ihm reden müsse, nachdem sie aber ruhig mit ihm geredet, gab er ihr sogar recht. Es handelte sich nämlich darum, daß die Kommerzienrätin „absolut nicht“ ein sah, warum Lisa irgendeinen anderen jungen Herrn zum Manne bekommen sollte als ihren Ältesten. Es preßierte nicht, richtig. Aber wenn Emil, der damals drei Monate auf einer Englandreise weg war, schon sie vernachlässige und kaum mal eine Karte schreibe, wie sie zuverlässig von Frau Mimi wußte, und Kurt ein Stöck sei, so müsse sie und er sich die Familie einstweilen warm halten, „denn siehst du,“ sagte sie, „wenn man es ganz ruhig besieht (Hellwig bemühte sich, zu beweisen, daß er alles ganz ruhig besieht), so sind sie eben einfach für einander bestimmt, es gibt ja doch gar nichts Natürlicheres.“

„Wie gesagt,“ wiederholte Hellwig ganz ruhig, „wenn man es so besieht, so gibts also tatsächlich, ich meine ..., wie gesagt ... mir ist ja doch alles recht, das weißt du doch.“ (Er wollte zwar eigentlich noch fragen, wozu sie ihm dann das ganze Haus voll von anderen jungen Damen aus allen vier Winden getrommelt? Ihm zu Ehren doch sicher nicht. Aber er fühlte wohl, daß das Frauengeschichten sind, und daß Diplomatie auf dem Gebiete nicht seine starke Seite sei. Bei Emils Mutter aber gab der Gedanke den Ausschlag, es sei mindestens unter allen Umständen das Bequemste, wenn die beiden zusammentämen. Sie sollten sich ruhig mal verloben, daß man die Geschichte hinter sich habe, und dann pressiere es ja weiter nicht. An Kurt und Hilwa brauchte man fürs erste gar nicht weiter zu denken. Das gab sich dann wohl eines Tages auch von selbst als das Natürlichste.

Es wurde schon allmählich recht herbstlich, und wenn Direktor Klinger abends von Pasing kam, fand er seine Damen meist nicht mehr im Freien; zuweilen in der behaglichen, sogenannten „kleinen Diele“ (denn es gab deren zwei) oder auch im Wintergarten. Georg hatte Anweisung, schon seit Monaten, nicht mehr zu hupen, wenn er sich der Einfahrt näherte, sondern zu halten, worauf Klinger ausstieg, Georg sich selbst das Tor öffnete und gleich nach der Garage fuhr. Der Direktor zog es nämlich vor, seitdem es viel Gesellschaft in Villa Mimi gab, erst mal sich melden zu lassen, wer da sei, ehe er sich sehen ließ.

An diesem Abend sprang ihm Hilwa entgegen und öffnete gleich eigenhändig das Tor, worauf Georg, bescheiden glücklich, sich stumm bedankte. Sie hängte sich fest an Papas Arm, den stattlichen Mann an Größe beinahe erreichend, und wollte wissen, daß er ihr Täschchen doch vergessen habe, etsch. Donnerwetter ja! Er hatte es wirklich vergessen, und Georg noch eigens befohlen, ihn zu erinnern.

(Es handelte sich um ein Handtäschchen von ihr, das sie in München gekauft, aber im Geschäft liegen gelassen hatte, worauf sie telephoniert hatte, man solle es nicht schicken, es komme an und für sich jemand die nächsten Tage in der Straße vorbei.) Ah! Nun hatte er es also richtig verschwißt. Er konnte sich schon ärgern. Aber Hilwa sagte: „Aber Papa, es ist doch ganz gleichgültig! Ich bitt' dich! Überhaupt, es sei überhaupt kein Geschäft für einen Herrn...“

Um ihn rasch auf was anderes zu bringen, sprudelte sie los, Mil sei da, und zwar in Uniform! Er sehe fein aus und erzähle fein von England! Und er strecke die Beine ganz lang von sich, damit er seine Bügelfalten nicht verderbe. Und er habe jetzt einen kleinen englischen Schnurrbart!

„Den wollen wir uns also gleich einmal ansehen,“ sagte Klinger, dem gar nichts auffiel, weder daß Hilwa Herzklopfen hatte, noch daß sie offenbar allein Tennis gespielt hatte, während dein das Haus voll von Leuten war. Hellwig war nämlich mit Papa, Mama und jenem Herrn Meier gekommen, vier gegen vier, unangemeldet, bei zweifelhaftem Wetter, und ... mit der Bahn. Ein regelrechter Überfall, der seine besondere Bedeutung haben mochte.

„Ah! das laß ich mir gefallen!“ rief Klinger, „da ist ja die gesamte Armee versammelt! Grüß Gott auch schön! Donnerwetter ja, dreh'n Sie sich mal um! Respekt! Na also, nun habt ihr ja euren schweren Reiter. Wie wars in London... Pardon!: Klinger...“

...Meier...“

Hilwa plakte plötzlich heraus.

„Ach, weißt du,“ fiel Frau Mimi überraschend flink ein, „wir haben uns tot gelacht eben... Wie war das doch mit dem Portier?“

Emil erzählte die Geschichte mit dem Portier neben einem halben Duzend anderen, alles in einem Atem. Er sah ausgezeichnet aus, glattgeschoren, einen winzigen Scheitel, wie mit dem Rasiermesser gezogen, ausgenommen auffallend breit, und um so weniger lächerlich, als er noch so voll von Reiseeindrücken steckte, daß er darüber den neuen äußeren Adam einstweilen nicht allzu wichtig zu nehmen schien. Nur der Kommerzienrat rieb sich dauernd die Hände und klatschte zuweilen mal hinein, daß es klang, als knallte eine ganze Lage Champagnerpfropfen an die Decke.

Die Mutter Hellwig erklärte so einleuchtend Grund und Zweck ihres Besuches, daß selbst weniger hellhörige Leutenchen als Papa, Mama und Lisa Klinger die Nachtigall hätten trampeln hören. „Sehen Sie, Klinger,“ sagte sie, „hören Sie, es ist wahrhaftig sein erster Ausgang, und er wollte doch überhaupt noch vor dem Einrücken herauskommen, und es sei doch so natürlich, daß er sich im neuen Glanze sehen lasse, und gerade bei...“

„Zivilisi,“ sagte Meier, als ihn der Direktor, der die ganzen Leutenchen, die er oft nur vom Hörsenjaßen kannte, allmählich nicht mehr ganz auseinanderhalten konnte, fragte, was er sei.

„Zivilisi.“ Alles lachte plötzlich überlaut.

„Das ist doch der Meiermächts!“ rief Emil.

„Jee! Na, Verzeihung! Sie sind ja, höre ich, ein eminenter Schneeschuhläufer vor dem Herrn!“ sagte Klinger, seinen Zwicker putzend.

„Aber sonst normal,“ schmückte Meier mit der breiten, vorgestoßenen Oberlippe und dem Stiftenschüppel.

„Ist es nicht richtig,“ sagte Hilwa, „daß er Beethoven gleichsieht?“ Meier verbeugte sich, ironisch posierend.

Klinger setzte den Zwicker auf und sagte: „Ich bin dem zwar nicht vorgestellt, aber es wäre wirklich nicht unmöglich! Kommen Sie,“ und er legte ihm die Hand auf die breite Schulter, „rauchen wir eine Zigarette!“

Meier aber rauchte „grundsätzlich“ nur kurze Pfeife. „Sehen Sie,“ meinte Klinger, „und ich rauche nie eine Zigarette!“ Sie lachten. Dann steckte jeder die seine an. Aus dem Nebenzimmer hörte man den alten Hellwig auf die Heimgahrt drängen. Sie mußten sich nämlich nach dem Zuge richten; ihr Wagen befand sich in Reparatur. Natürlich stand ihnen der Klingersche zu Gebot. Aber nein, sie dankten wirklich herzlich.

Lisa dachte: „... mit der Bahn! Obwohl das Auto kaputt ist, ausgerechnet heute!“ Emil schimpfte auf Kurt, es sei ein Standal mit dem Kerl! Er sei die personifizierte Stubenluft! „Das Neueste,“ sagte er, „ist, daß er auf unserem Kirchenschor draußen mitgingt!“

„Was singt er denn?“ fragte Lisa.

„Knabenstimme!“ sagte Mil. Aber Mama Hellwig verwehrt ihm das; Kurt bekomme einen wundervollen Bariton, und es scheine ihr so, als wolle er zur Bühne. Aber man bringe ja nichts aus ihm heraus.

Natürlich blieben sie bis zum Abendessen, und nahmen den angebotenen Wagen an. Hilwa selbst ging hinaus, Georg zu sagen, daß er sich bereithalten müsse.

„Wollen Sie meinen Hund sehen?“ fragte sie Herrn Meier. Er wollte ihn gerne sehen.

„Hier heraus!“ sagte Hilwa, „wir können gleich durch den Wintergarten.“

(Fortsetzung folgt.)

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. Von den städtischen Theatern ist diesmal leider nur herzlich wenig zu berichten. Der Spielplan ist von bedauerlicher Einseitigkeit und die Aufführungen kommen im allgemeinen über einen anständigen Alltagsdurchschnitt nicht hinaus. Etwas frisches Leben in den stagnierenden Opernbetrieb bringt nur Kapellmeister Hugo Balzer, dessen künstlerisches Temperament einer Neueinstudierung von Gounods „Margarethe“ im Apollotheater sehr zustatten kam. Auch die geschickte, neue Leitgedanken zeigende Spielleitung von Max Raebel sollte vom Intendanten bedeutend mehr ausgenutzt werden. Recht betrüblich wirkte eine Aufführung von Wagners „Götterdämmerung“. Die musikalische Leitung von Erich Orthmann besaß lediglich kühle Routine und ließ anfeuerndes Temperament oder verinnerlichte Gedankenausdeutung völlig vermissen. Waschows Regie vermied es sorgfältig, neue Wege des musikdramatischen Ausdrucks zu suchen, in welch löblichem Bestreben er von sämtlichen Mitwirkenden mehr oder weniger liebevoll unterstützt wurde. — Im Schauspiel hatte die Erstaufführung einer witzig gemachten Komödie „Causa Kaiser“ von Stärk und Eißler lebhaften Erfolg. Adolf Dell's Inszenierung war voll lebenswürdigen Humors, ebenso seine Darstellung der männlichen Hauptrolle. Ausgezeichnete Leistungen boten auch Elisabeth Wundke, Karl Eberhard und Heinrich Ramnitzer.

Lebhaft interessierte ein Tanzabend von Mary Wigmann und ihrer Gruppe. In völligem Gegensatz zu den Russen, die ihre Seele im Tanze offenbaren, gibt die Wigmann nur rein Intellektuelles. Das schließt natürlich eine gefühlsmäßige Wirkung ihrer Darbietungen aus. Aber ihr vollendeter Rhythmus, die Vollkommenheit ihrer Körperbeherrschung und die Klarheit ihrer Bewegungsgefte sind so ungewöhnlich, daß sie in der Tat etwas Einzigartiges bedeuten.

Im Konzertleben gab es zwei Höhepunkte: Furtwängler und Elly Ney. Furtwängler spielte mit dem Berliner Philharmonischen Orchester Beethovens Siebente Sinfonie und Brahms Vierte. Kritische Anmerkungen dazu verbietet die geniale Größe dieses hervorragenden deutschen Dirigenten, der ein von der Gnade intuitiver künstlerischer Befessenheit Getragener ist. Für diesen Mann gibt es von dem Augenblick an, da er den Taktstock hebt, nur Musik — keine Welt außerhalb der des Komponisten. Und darum reißt er unmittelbar hin, vermittelt er tiefstes und reifstes seelisches Erleben. Gleiches gilt von Elly Ney. Rein Pianist der Gegenwart vereinigt in sich so vollkommen jene Mischung von weiblichen und männlichen Elementen, die den künstlerischen Menschen bedingen. Stets ist sie ganz die Musik, die sie spielt, ist immer kraftvolle Persönlichkeit, hat immer den ganz großen Zug. Diesmal spielte sie Bach, Händel, Tschaiowsky, Schubert (Wanderer-Fantasie), Chopin, Mac Dowell und Liszt. Begeisterte ihre Hörer bis zur Tollheit und ließ sich Zugaben abschmeicheln, die beinahe das Schönste des schönen Abends waren. Klar ward: ein Volk, das solche Künstler besitzt, wird den Weg zur Sonne wiederfinden.

Theo A. Sprüngli.

Der Roman „Silva“, mit dessen Abdruck wir im vorliegenden Hefte beginnen, ist ein Werk des in Augsburg geborenen und dort lebenden Schriftstellers Richard Euringer. Euringer, der im Anfang der dreißiger Jahre steht, hat in seinem bewegten Leben (Fahnenjunker, Flieger, Hauptmann, ausgebildeter Holzfacharbeiter, Bankbeamter, Student usw.) eine ganze Reihe beachtenswerter Werke veröffentlicht. Die Leser des Romans „Silva“ werden Freude an der frischen Erzählungskunst Euringers, an seinen lebendigen Schilderungen, an dem flotten Fortgang der Handlung haben und auch gern den tiefen ernsteren Unterton auf sich wirken lassen.

Fritz Roeber †. Professor Dr. h. c. Fritz Roeber, der langjährige Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie, ist Mitte Mai im Alter von 72 Jahren gestorben. Der Tod dieses prächtigen deutschen Mannes hat weit über das Reichbild Düsseldorfs hinaus aufrichtige Anteilnahme hervorgerufen, denn sein Hinscheiden ist nicht nur für Düsseldorf ein schwerer Verlust, sondern für ganz Rheinland und Westfalen. Roeber, der 1851 in Elberfeld geboren war, war nicht nur Künstler, Maler, und Akademiedirektor, sondern er war ein großzügiger Organisator. War er doch, der schon 1880 mit Heinrich Lueg zusammen an der ersten Düsseldorfer Ausstellung in leitender Stellung gearbeitet hatte, 1902 mit Lueg und Wilhelm Marx zusammen der Leiter der damaligen Großen Düsseldorfer Kunst- und Industrie-Ausstellung, die im In- und Auslande beispiellosen Erfolg hatte und der rheinisch-westfälischen Industrie außerordentlich förderlich war. Leider zerstörte der Krieg seinen Plan, eine neue Ausstellung für 1915 zu schaffen, wie er auch die Fertigstellung der Neuanlage und Ausgestaltung der Akademie nach seinen großangelegten, vom Staate genehmigten Plänen verhinderte. Roeber war u. a. auch Vorstands- und Verwaltungsratsmitglied des „Central-Gewerbe-Vereins für Rheinland, Westfalen und benachbarte Bezirke“ zu Düsseldorf, dessen Vorsitzender sein Freund Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. e. h. Emil Rirdorf ist. Diesen Verein hat Roeber mit ins Leben gerufen, und seinem Organisationstalent, das ihm mit in die Wiege gegeben war, seinem vielseitigen Wissen und Können, seiner Weisheit ist es zu danken, daß Düsseldorf heute ein reich ausgestattetes Kunstgewerbemuseum besitzt. Roeber, ein ganzer, echter deutscher Mann, schaffensfroh, lebenserfahren, gewandt und großzügig, hat in seinem langen erfolgreichen Leben unendlich viel für die Geisteskultur und das öffentliche Wohl der beiden westlichen Reichsprovinzen getan; willig folgten seinen Gedankengängen Männer des öffentlichen Lebens, vor allem der Industrie, die seine Führernatur anerkannten. Darum wird nicht nur die Stadt Düsseldorf ihm, ihrem Ehrenbürger, ein ehrenvolles, dankbares Andenken bewahren, sondern die gesamten Lande um Rhein und Ruhr, Rheinland und Westfalen.

tb.

Ich bin ein überzeugter, unbeugsamer Nationalist. Ich achte in allererster Linie die nationalen Lebensbedingungen und die nationalen Charaktereigenschaften. Es wird ein sehr böser Tag für die Welt sein, wenn alle die Verschiedenheiten der Menschheit, die durch die Geschichte, Religion und Klima hervorgerufen wurden, mit einem Scheuerpapier weggewischt oder zu einem Einheitsgesicht verarbeitet werden. Das ist ebensowenig mein Ideal, als es jemals mein Ideal war, den Nationalismus so weit zu übertreiben, daß er für jeden, der den Versuch machen will, den Frieden zu sichern, zu einer Mauer wird. Nationalismus ist nicht Anmaßung. Nationalismus ist Selbstachtung, und alle diejenigen, die sich selber achten, sind am besten dazu geeignet, auf andere Völker zu achten.

Ramsay MacDonald

Englischer Ministerpräsident und Führer der englischen Arbeiterpartei.
(Aus einer Rede im engl. Unterhaus.)

Der Sternhimmel Mitte Juni 1924. Um die Mitte des Monats, gegen 10 Uhr abends, entfaltet der Sommersternhimmel seinen prächtigsten Glanz im Süden und Osten. Im Meridian funkeln, vom Nordpol beginnend, Kleiner Bär, Drache, Nördl. Krone, Schlange, Skorpion; wenige Grade östlich des Meridians Drache, Herkules, Ophiuchus, Schlange, Skorpion; westlich Drache, Bootes, Schlange und Wage. Im Südwesten schiebt sich der Rabe zum Untergang an; auch die Jungfrau mit Spica und Saturn sinkt herab. Der Große Löwe ist ganz nach Westen gerückt. Im Nordwesten können Kastor und Pollux in den Zwillingen noch eine halbe Stunde beobachtet werden. Die Deichsel des Großen Bären zeigt nach Süden, auch ein himmlisches Zeichen, daß es Sommer geworden ist. Verlängern wir die Verbindungslinien zwischen den beiden äußeren Wagensternen (im Viereck) mehrere Male um sich selbst in nördlicher Richtung, so stoßen wir auf den Polarstern (Alpha ursae minoris), der zur Zeit von den helleren Sternen dem Pol am nächsten steht. Seine Annäherung an den Nordpol nimmt noch ständig zu; sie wird in etwa siebenhundert Jahren am kleinsten sein. Im Laufe der kommenden Jahrtausende verliert dann Alpha urs. min. seinen Charakter als Polarstern, denn der Pol wandert durch das Sternbild des Cepheus, tritt etwa 9000 n. Chr. in den Schwan und läuft auf Wega in der Leier zu, die zwischen 13500 und 14000 n. Chr. etwa Polarstern sein wird. Allerdings kommt Wega bei weitem nicht so nahe an den Pol heran wie Alpha urs. min. Nicht weniger als 26000 Jahre braucht der Himmelspol zu einem einzigen Umlauf um den Pol der Ekliptik im Bilde des Drachen. Der Südpol macht die entsprechende Bewegung mit, während der Äquator stets im gleichen Winkel zur Ekliptik liegend eine kreisförmige Schwenkung macht wie ein Kreisel, wenn seine Umdrehungsgeschwindigkeit abnimmt. Infolge der angeführten Bewegung weicht der Frühlingspunkt, d. h. der Ekliptikort, in dem die Sonne am 21. März den Äquator nach Norden hin überschreitet, jährlich um 50,23572 Sek. nach Westen zurück. Diese Bewegung wird die Präzession genannt. In 2150 Jahren macht dieses Westwärtschreiten bereits 30 Grad oder die Größe eines Zeichens aus. Als die Sternbilder des Tierkreises ihre Namen erhielten, lag der Frühlingspunkt im Zeichen des Widlers, heute ist er bereits in das Sternbild der Fische gewandert. Es ist dabei zu beachten, daß die alten Zeichen der Ekliptik ihren Namen beibehalten haben. Wir sprechen also heute immer noch vom Zeichen des Widlers, das in Wirklichkeit bereits im Sternbilde der Fische steht.

Eine wichtige Folge der Präzession ist auch eine auffallende Veränderung der Sichtbarkeitsverhältnisse der Sternbilder in unseren Breiten. Sterngruppen, die augenblicklich in Deutschland nicht über den Horizont kommen, z. B. das Südliche Kreuz und der Zentaur, werden in unseren Breiten sichtbar, während u. a. der südliche Teil des Orion, Großer und Kleiner Hund, Rabe und Wasserschlange unter den Horizont herabsinken, d. h. unsichtbar werden. Die Präzession wird verursacht durch die Einwirkung der übrigen Planeten auf die nicht vollkommen kugelförmige, sondern am Äquator aufgewulstete und an den Polen abgeplattete Erde. Hierdurch entsteht ein unmerklich langsames Heranziehen der Äquatorebene zur Erdbahnebene in westlicher Richtung. — Hoch im Nordosten nähert sich Wega in der Leier immer mehr ihrem höchsten Stande. Noch weiter im Nordosten finden wir den Schwan mit Deneb. Der helle Stern im Osten ist Altair (Alpha aquilae). Östlich von ihm stehen die kleinen Gruppen des Delphins und des Kleinen Pferdes. Die ersten Sterne des Pegasus sind bereits aufgegangen. — Von den Planeten ist Merkur um die Mitte des Monats eine halbe Stunde lang morgens im Nordosten zu sehen. Venus verschwindet in der zweiten Hälfte in den Strahlen der Sonne. Mars geht immer früher, zum Schluß 5 Stunden vor der Sonne auf.

Jupiter, in Opposition zur Sonne, kann im Skorpion während der ganzen Nacht beobachtet werden.

Zu den größten himmlischen Wundern, die das Menschenauge im Fernrohr erblicken kann, gehört unstreitig der Planet Saturn mit dem ihn in der Äquatorebene frei umschwebenden Ring und nicht weniger als zehn Monden. Vor allem ist es die Erscheinung des Ringes, die den Scharfsinn des beobachtenden Astronomen jahrhundertlang immer wieder anspornte, bis es schließlich mit Hilfe des Spektroskops gelang, hinter das Geheimnis des Ringes zu kommen. Richtiger gesagt, des Ringsystems, denn im Fernrohr stellt sich heraus, daß wir es in Wirklichkeit mit mehreren Ringen zu tun haben, die scharf voneinander getrennt sind. Abgesehen auch schon kleinere Instrumente, wie man sie vielfach auf Schulsternwarten vorfindet, bei der Beobachtung der Saturnwelt gute Dienste, und wer eben dazu in der Lage ist und astronomischen Dingen die nötige Begeisterung entgegenbringt, sollte in diesen Wochen, da der Planet im Sternbild der Jungfrau östlich von dem hellen Fixstern Spica (Alpha virginis) bis Mitternacht am Südwesthimmel (noch nicht allzu südlich im Tierkreis) steht, den wunderbarsten der Himmelskörper einmal im Teleskop sich anschauen, der „Langsamwandelnde“ wird dem kleinen Menschen willig seine Herrlichkeiten zeigen.

Warum nannten die Römer unseren Planeten den langsam wandernden? Die Erklärung liegt auf der Hand. Infolge seiner gewaltigen Entfernung von der Sonne, die im Mittel 1428 Millionen Kilometer beträgt, bewegt sich Saturn naturgemäß viel langsamer am Himmel, als etwa Jupiter oder gar Mars, die nur 778 bzw. 228 Millionen Kilometer von der Königin des Himmels abstecken. Zu einem einzigen Umlauf um die Sonne gebraucht Saturn volle 29 1/2 Jahre oder 10759,2 Tage; er verweilt also in jedem Tierkreiszeichen zweieinhalb Jahre. Der zwanzigjährige, eben ins Leben getretene junge Mensch, der den Planeten jetzt in der Jungfrau in ruhigem, gelblich-grünem Licht leuchten sieht, ist ein gereifter Mann geworden, der den Höhepunkt seines Lebens bereits überschritten hat, wenn Saturn nach dreißigjähriger Wanderung in der Ekliptik wieder an derselben Stelle im Sternbild der Jungfrau auf die kleine Erde herabsieht. Die Bewegung des Planeten am Himmel ist während der nächsten Jahre nach Süden gerichtet, weshalb die Beobachtungsmöglichkeiten auf den Sternwarten der nördlichen Erdhälfte sich entschieden verschlechtern. Während seines



Der Sternhimmel Sommeranfang abends 10 Uhr

1 Wagen, 2 Kl. Bär, 3 Kassiopeia, 4 Fuhrmann, 5 Perseus, 6 Leier, 7 Schwan, 8 Drache, 9 Cepheus, 18 Bootes, 19 Krone, 21 Jungfrau, 22 Löwe, 23 Krebs, 27 Rabe, 28 Herkules, 29 Schlangenträger, 31 Wage, 32 Skorpion, 33 Widler, 34 Delphin, 35 Schütze, 41 Andromeda
(Aus Senfeling „Sternbüchlein“)

Umlaufs um die Sonne wechselt der Anblick des Ringsystems von der Erde aus ständig. Es ist das die Folge der starken Neigung des Ringes gegen die Bahnebene des Planeten, die 26 Grad 49 Minuten beträgt. Während fünfzehn Jahren sehen wir auf die Nordfläche, ebenso lange Zeit auf die Südfläche des Ringes. Zweimal im Verlauf eines Saturnjahres geht unsere Erde genau durch die Ebene des Ringes, wir sehen dann gegen die Rante des kaum 100 Kilometer dicken Gebildes. In kleineren Fernrohren ist um diese Zeit von den Ringen keine Spur zu entdecken, während starke Instrumente westlich und östlich der Saturnscheibe mehr oder minder verschwommene Lichtknoten erkennen und so die Existenz der Ringe wenigstens ahnen lassen. Zum letztenmal verschwanden die Ringe im Jahre 1922, als der Planet das Sternbild des Großen Löwen durchwanderte. Seitdem wird der Winkel zwischen Erdbahn- und Ringebene langsam größer, die Ringe treten wieder mehr und mehr in die Erscheinung, bis sie im Jahre 1929 ihre größte Öffnung erreicht haben. Dieser ewig wechselnde Anblick der Ringe machte den mit schlechten Fernrohren beobachtenden Forschern des 17. Jahrhunderts viel Kopfzerbrechen. Als erster unter den Sterblichen richtete wohl der geniale Galileo Galilei im Jahre 1610 ein schwach vergrößerndes Instrument auf

den Planeten. Der Gelehrte nahm zunächst an, das Gestirn sei dreifach (altissimum planetam tergeminum observavi). Je länger er indes beobachtete, um so größer wurde seine Verwunderung, und als schließlich von den „Anhängseln“ oder „Dienern“, wie Galilei sich ausdrückte, keine Spur mehr zu sehen war, glaubte er an eine Sinnestäuschung und stand von weiteren Beobachtungen ab. Auch Hevel, ein hervorragender deutscher Astronom, und Cassendi, die den Planeten mit anerkannter Ausdauer zwanzig Jahre lang belagerten, vermochten seine Geheimnisse nicht zu lüften. Das gelang erst im Jahre 1655 dem Engländer Christian Huyghens,

dem allerdings ein weit schärferes Instrument zur Verfügung stand als seinen Kollegen. Huyghens faßte das Ergebnis seiner Beobachtungen in dem kurzen lateinischen Satz zusammen: „Annulo cingitur, tenui, plano, nusquam cohaerente, ad eclipticam inclinato.“ In kürzeren, den wahren Sachverhalt so erschöpfend wiedergebenden Worten ist wohl noch niemals eine wissenschaftliche Entdeckung der Welt verkündet worden! Zwanzig Jahre später entdeckte Cassini in einem noch mächtigeren Instrument, daß der Ring durch eine Spalte unterbrochen, also doppelt sei. Die betreffende Trennung heißt seitdem „Cassini-Teilung“. Dann bleibt es lange Zeit still um Saturn; erst im Jahre 1837 sah Ende, daß auch der äußere Ring durch eine dünne Spalte, später die Endesche oder Bleistiftteilung genannt, in zwei Hälften auseinanderklafft. Die merkwürdigste Entdeckung machten aber im Jahre 1850 Bond und Lassell, als sie in ihren lichtstarken Fernrohren sahen, daß der innere helle Ring nach dem Planeten hin in einem dunklen, wegen seines schleierhaften Aussehens von den Engländern Crap-Ring genannten Objekt sich fortsetzt. Die innere Kante des dunklen Ringes steht nur 16 000 Kilometer vom Saturnäquator ab. Die Bleistifttrennung scheint übrigens ihre Lage auf dem Ringe zu wechseln; einmal durchschneidet sie ihn in der Mitte, manchmal dagegen näher dem äußeren Rand zu.

Schon bald nach Entdeckung der Saturnringe mußte natürlich die Frage nach ihrer Konstitution aktuell werden. Fast zu gleicher Zeit wurden zwei Hypothesen erörtert. Die eine behauptete, die Ringmaterie sei flüssig, die zweite sah in dem Ring dagegen einen festen Körper. Aber theoretische Betrachtungen über die Stabilität ringförmiger Gleichgewichtsfiguren ergaben mit Gewißheit, daß wegen der vielen im Saturnsystem auftretenden Störungen, vor allem aber auch wegen der gewaltigen Anziehungskraft der Saturnmasse, weder ein flüssiger, noch ein fester Ring denkbar ist. Ein flüssiger Körper würde bald eine ganz unregelmäßige Form annehmen, während ein fester Ring von so gewaltiger Breite, aber lächerlich geringem Durchmesser unter dem Einfluß der vom Planeten ausgehenden Druckkräfte seine Härte verlieren und in zahllose Stücke zerbrechen müßte. Mit dieser Erkenntnis schieben beide Hypothesen aus der wissenschaftlichen Erörterung selbstverständlich aus. Die Astronomen grubelten weiter über das Geheimnis der Saturnringe nach, bis endlich der englische Physiker Maxwell eine neue Hypothese aufstellte, nach der der Ring, „wie ein Sandhaufen, ein Konglomerat von sehr vielen kleinen und größeren Satelliten ist, die nur wegen ihrer großen Entfernung von der Erde und in der Beleuchtung durch die Sonne den Eindruck hervorgerufen, als ob sie ein einheitliches Ganzes bilden“. Maxwell löste auch das Problem, welche Bewegungen ein derartiger Schwarm von Monden in seinen einzelnen Teilen ausübt. Er kam bei seinen Berechnungen zu dem Schluß, daß in einem solchen Asteroidenring,

falls die einzelnen Körper ungefähr gleich groß sind, eine Stabilität besteht in dem gleichen Maße etwa wie in dem System Erde — Mond. Die Richtigkeit der Maxwell'schen Theorie fand bald durch Beobachtungen Müllers und deren Erklärung durch Seeliger Bestätigung. Zum Überflus ergaben auch noch spektroskopische Beobachtungen, daß sich das Ringsystem im Mittel etwa 18 km um sich selbst bewegt und daß die Geschwindigkeit der Ringteile mit der Entfernung vom Planeten abnimmt. Bei einem festen Körper müßte sich die Bewegung naturgemäß im umgekehrten Verhältnis vollziehen. Der Durchmesser des ganzen Ringes beträgt

nach Barnard 277 800 km. Etwaigen denkenden, beobachtenden Wesen auf dem Saturn selbst präsentieren sich die vom Sonnenlicht getroffenen Teile der Ringe natürlich als auffallendste Erscheinung ihres Firmaments. Ihre größte Pracht entfaltet die Erscheinung in den Gegenden des 55. Breitengrades; für Beobachter in dieser Gegend würden sich die Ringe als leuchtendes, 12 Grad breites Band dem Horizont nachziehen. Treten wir jetzt im Geiste eine Wanderung gegen den Äquator an, dann sehen wir das Lichtband immer höher am Firmament emporsteigen, zugleich aber auch schmaler und schmaler werden, bis wir, am Äquator

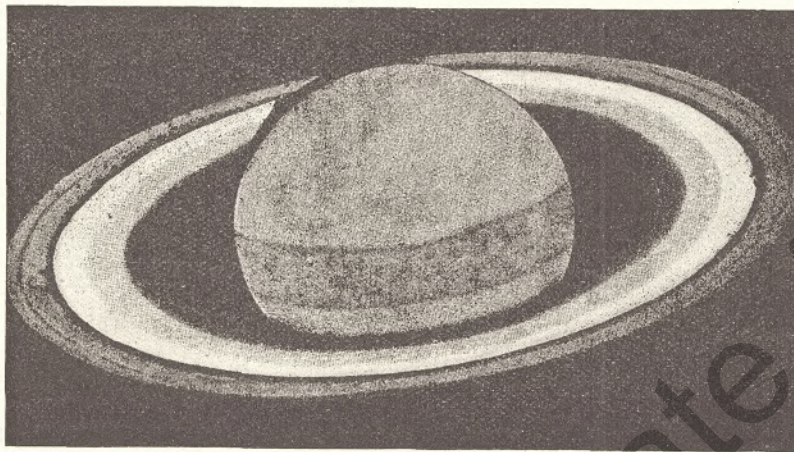
angekommen, nur noch die Kante des Ringes wahrnehmen, deren scheinbare Breite immer noch 13 Minuten, weniger als die Hälfte des scheinbaren Vollmonddurchmessers, beträgt. Im Nord- und Südpolargebiet des Planeten kommt der Ring niemals über den Horizont. Ebenso wie die Saturnkugel Schatten auf den Ring wirft, verursacht der Ring seinerseits Sonnenfinsternisse auf dem Planeten, die für bestimmte Gegenden nördlich und südlich des Äquators bis zu fünf Jahren andauern können. Eine höchst zweifelhafte Einrichtung für etwaige „Saturnier“, denen die Sonne an und für sich schon neunzigmal weniger Licht spendet als unserer Erde.

Von der physischen Beschaffenheit der Saturnmasse wissen wir noch nicht viel. Anscheinend besitzt der Planet noch keine feste Rinde und ist er von einer dichten Wolkenhülle umgeben. In härteren Fernrohren können zum Äquator parallel laufende Streifen regelmäßig beobachtet werden, hin und wieder auch helle und dunkle

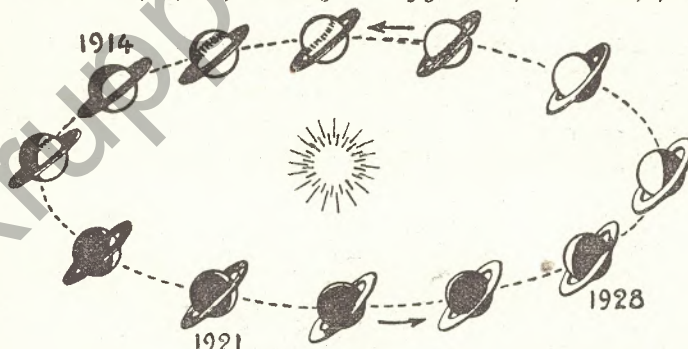
Flecke. Aus der Bewegung solcher Flecken über die Planetenscheibe ergab sich eine Umdrehungszeit der Kugel von nur 10 Stunden, 15 Minuten. Das ist also die Dauer von Tag und Nacht auf dem Saturn. 25 000 solcher Saturntage gehen auf ein Saturnjahr. Der Durchmesser des Planeten beträgt am Äquator 120 000 km = 9,4 Erddurchmesser, von Pol zu Pol nur 106 000 km; die Abplattung (ein Zehntel) übertrifft noch die des Jupiter (ein Fünftel); sie entsteht aus der raschen Umdrehung des Himmelskörpers. Da seine Dichte sich nur auf ein Achtel der mittleren Erddichte beläuft, gehen trotz der gewaltigen Ausdehnung

des Planeten, dessen Rauminhalt 730 mal das Volumen der Erde umfaßt, nur 92 Erdmassen auf eine Saturnmasse. Der scheinbare Äquatorialdurchmesser schwankt je nach seiner Entfernung von der Erde zwischen 15 und 21 Sekunden, der Polardurchmesser zwischen 13½ und 19½ Sekunden. Im Perihelium nähert sich Saturn der Sonne bis auf 1345 Millionen Kilometer, im Aphelium vergrößert sich der Abstand auf 1504 Mill. Kilometer. Größte und kleinste Entfernung von der Erde 1655 bzw. 1187 Mill. Kilometer.

Zehn Trabanten umkreisen, wie schon erwähnt, den Saturn. Es sind zum Teil sehr schwierige Objekte, die nur in größten Fernrohren gesehen werden können. Selbst der größte (Titan, Durchmesser 3370 km) erreicht nur 9. Größe.



Der Planet Saturn



Während 15 Jahren beleuchtet die Sonne die nördliche und während weiteren 15 Jahren die südliche Hälfte der Saturnringe

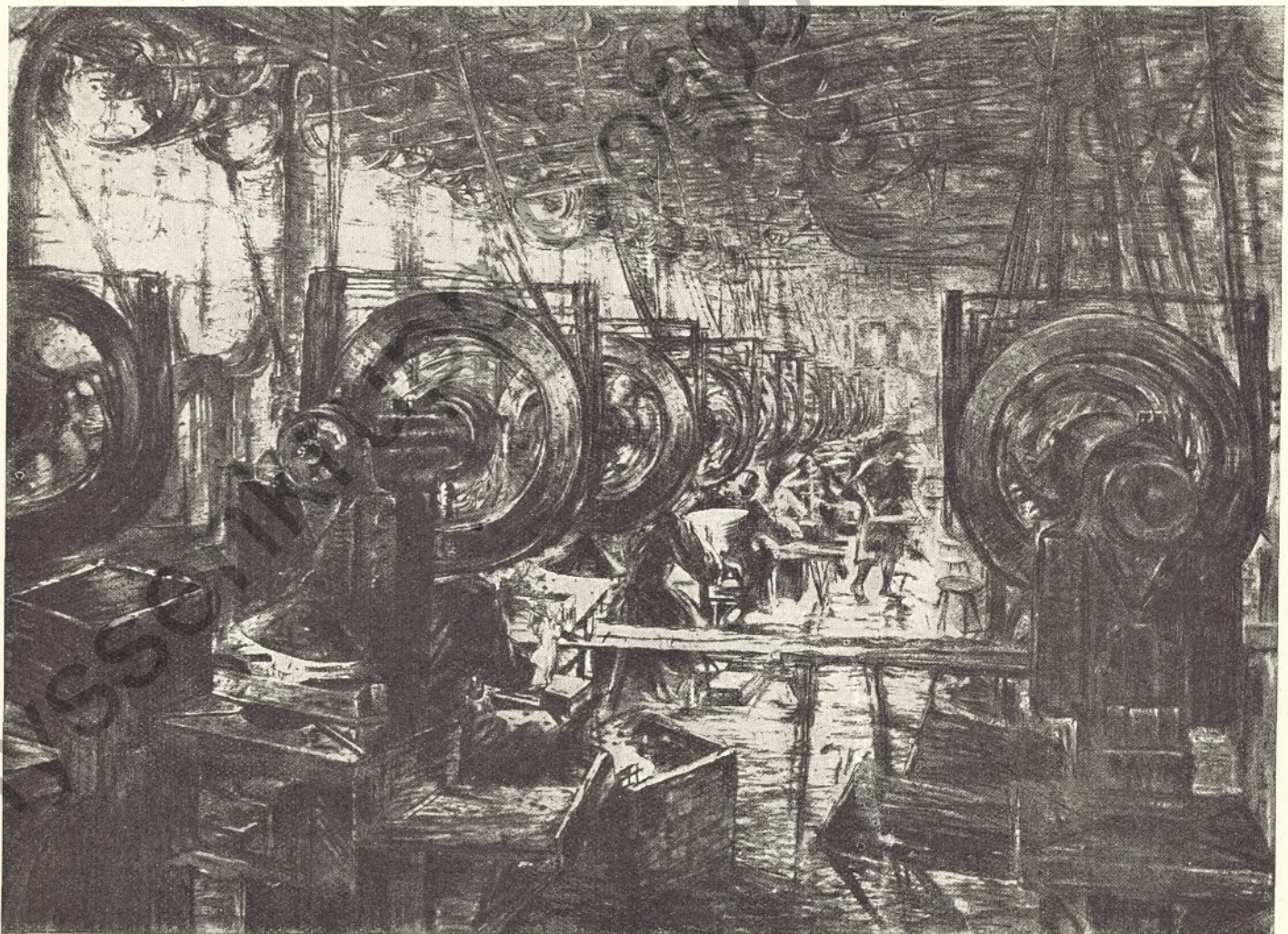
Die Industrie-Radierungen des Kunstmalers Franz Graf

Von Franz Quaint

Die vor etwa einem halben Jahrhundert einsetzende Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat stellte auch die Künstler vor die Notwendigkeit, sich ein Verhältnis zu Industrie und Technik zu suchen. Solange sich die junge Industrie noch nicht allzuweit vom alten Handwerk entfernt hatte, war es nicht schwer, Bilder von ihr zu bringen, die ja auch nur ein Weiterentwickeln oft behandelte handwerklicher Motive zu bieten brauchten.

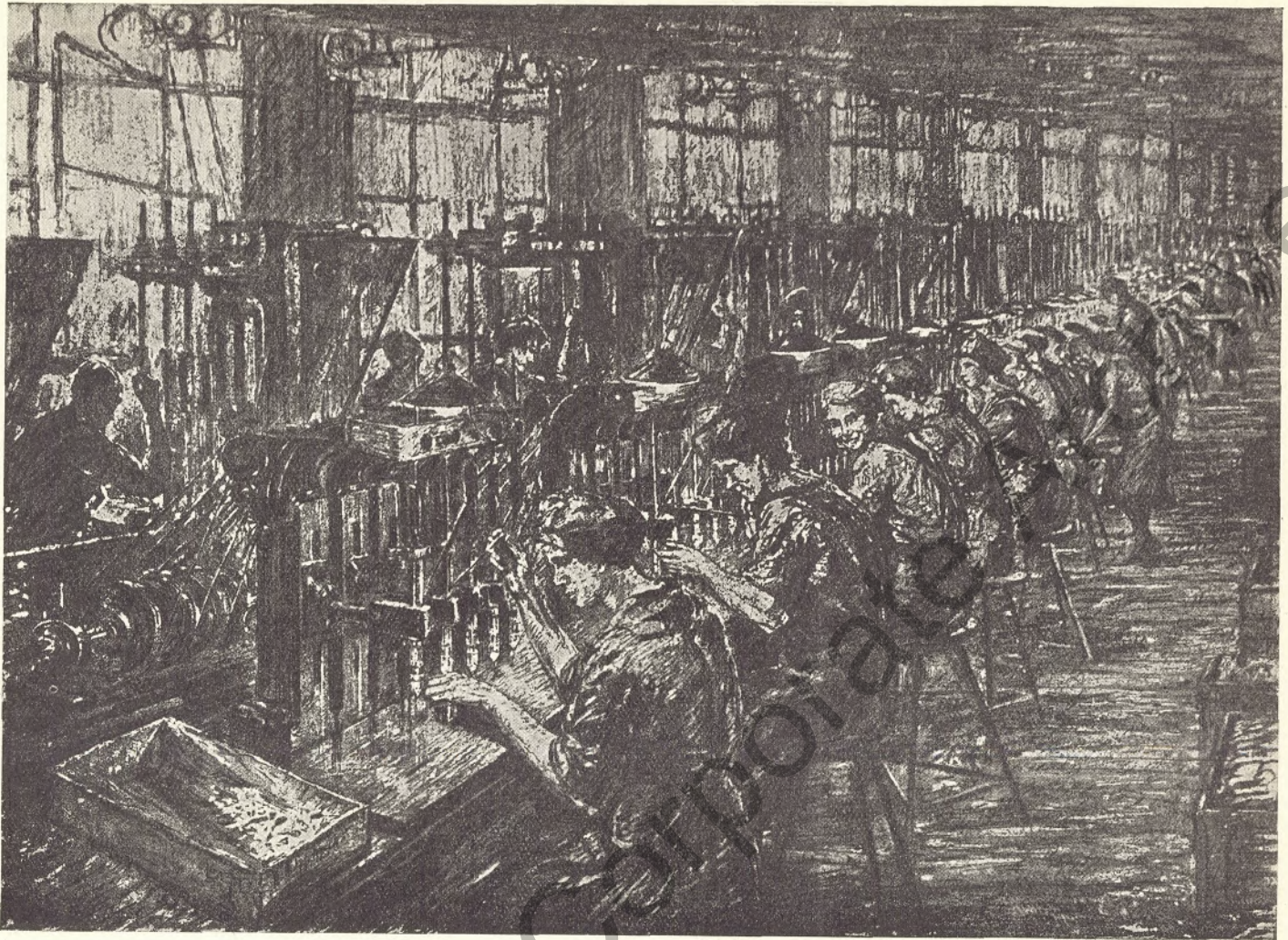
Aber die Entwicklung der Technik nahm bald solche Schnelligkeit an, daß die Künstler nicht zu folgen vermochten, und so kam es, daß wir bis jetzt nur wenige Werke von Künstlerhand besitzen, aus denen das ganze Wesen industrieller, neuzeitlicher Arbeit zu uns spricht. Die meisten Darstellungen sind in irgendeiner Weise einseitig, fassen nur einen Einzelzug heraus. So sieht man häufiger Motive wie Hochöfen, Hüttenwerke u. dgl., die durch ihre Größe und Wucht der Massen auffallen; ebenso häufig sind Gruppen von Arbeitern in interessanten Bewegungen, bei denen eben diese Bewegungen die Hauptsache sind, der Begriff der Arbeit als solcher aber nicht künstlerisch umfassend wiedergegeben ist. Dann gibt es eine ganze Kunstrichtung, die grundsätzlich nur einen

Wesenszug der Arbeit betont, das Schwere, die Last der Arbeit. Es wäre töricht, leugnen zu wollen, daß in dem großen Begriff „Arbeit“ nicht auch dieser Zug auftreten könne. Aber es ist ungesund und falsch, nur diesen einen Zug ausschließlich darzustellen und mit allen dem Künstler zur Verfügung stehenden Mitteln herauszuarbeiten; denn genau das Gegenteil, die Lust des Schaffens, die Arbeitsfreudigkeit, ist ebenso unleugbar vorhanden. Ein Künstler, der die Arbeit im Kunstwerk fassen will, darf den einen Zug nicht auf Kosten des anderen unterdrücken, sonst gibt er eben ein wesensfalsches Bild. Wer sich viel in Fabriksälen aufhält, weiß, daß der schaffende Mann seine Werkstätte, seine „Bude“, liebt, daß er auch seine Freuden bei der Arbeit erlebt, und daß da Humor, Hänfeln und Lachen viel mehr zu Hause sind als etwa Anmut und üble Laune. Und noch etwas fällt bei sehr vielen Darstellungen aus dem Reiche der Technik auf. Der Künstler ist in technischen Dingen laie. Tritt er zum erstenmal in einen großen Fabrikssaal, so geht es ihm wie jedem anderen auch, der nicht gewohnt ist, sich darin aufzuhalten. Er wird verwirrt von dem überwältigenden Eindruck der schnelllaufenden Transmissionen und Treibriemen, der sich



Kleinanzerei der Siemens & Halske A.-G.

Franz Graf



Kleinbohrerei bei Siemens & Halske A.-G.

Franz Graf

drehenden oder hin- und hergehenden Teile von Arbeitsmaschinen; sein Auge findet sich nicht zurecht in dem Wirbel sich gegenseitig störender Bewegungen, es findet keinen Ruhepunkt. Und so sieht er nichts als Bewegung und hält diesen seinen Eindruck im Bilde fest.

Der Ingenieur oder Arbeiter aber, mit dem Anblick vertraut, erblickt den FabrikSaal ganz anders. Wohl sieht er auch die Fülle der Bewegungen, aber er versteht sie, und so bleibt ihm der Blick klar für alle anderen wesentlichen Einzelheiten. Deshalb steht er aber dem Bilde des Künstlers, das nur in Bewegung verschwimmende Konturen bietet, verständnislos gegenüber. Für ihn sieht ein FabrikSaal eben nicht so aus. Und so kommt es, daß der Künstler mit seinem Werk gerade den vielen Tausenden nichts geben kann, deren Leben industrieller Arbeit geweiht ist.

Ein Künstler, der das Hohe und Heilige der Aufgabe fühlt, uns Menschen neuzeitlicher Technik und Industrie die Stätten unseres Wirkens künstlerisch veredelt und durchgeistigt näher zu bringen, muß sich eben der mühevollen Aufgabe unterziehen, zugleich mit den Augen des Ingenieurs sehen zu lernen, muß sich einfühlen und einleben in den Rhythmus werktätigen Schaffens, außerdem aber über hohes Können verfügen.

Beides vereinigte Franz Graf in sich, als er es unternahm, den Stimmungsgehalt des neuzeitlichen FabrikSaales der Präzisions-Massenindustrie auszuwerten, an dem so ziemlich die ganze Kunst bis jetzt achtlos vorbeigegangen war.

Daß sich hier Motive von gewaltiger Kraft und ungeahnter malerischer Wirkung vorfinden, beweist das Ergebnis, die zu einer Mappe vereinigte Folge von 11 Radierungen aus den Werken der Siemens & Halske A.-G.* In den ausgedehnten Werksanlagen dieses Industrieunternehmens, das zu den größten der Welt gehört, fand Graf nicht nur die Mannigfaltigkeit der Fabrikation, die es ihm gestattete, in jedem seiner Blätter etwas grundsätzlich Neues zu bringen, sondern er fand vor allen Dingen bei der Firma verständnisvolles Eingehen auf sein künstlerisches Empfinden, und alle Hilfe, die ihm nur irgend das Sich-Einfühlen in das neue fremde Stoffgebiet erleichtern konnte.

Mit diesen Vorbedingungen sind nun ganz neuartige Radierungen aus der Industrie entstanden, von denen wir hier einige abbilden. Besser als Worte es zu geben vermögen, lassen die ersten beiden Blätter „Kleinstanzerei“ und „Kleinbohrerei“ das oben besprochene, langsam erfolgende Sicheinfühlen erkennen. Sie zeigen gewissermaßen den Werdegang des Künstlers auf diesem Gebiet, lassen aber zugleich die Arbeit ahnen, die von ungenannten, der Firma angehörigen Beratern geleistet wurde, um dem Künstler den Fortschritt vom ersten zum

*) Franz Graf „Arbeit ist Leben“. Eine Wanderung durch die Werke der Siemens & Halske A.-G., 11 Radierungen und eine Original-Lithographie (als Titel) Kunstverlag Amsler & Rotherdt, Berlin.



Franz Graf

Großstanzerei bei Siemens & Halske A.-G.

zweiten Bild, zum Verstehen und Beherrschen des maschinentechnischen Inhalts zu ermöglichen. Beiden Bildern gemeinsam ist die überraschende Fülle von Arbeitsmaschinen in einem Saal, wie sie eben nur die modernste Präzisions-Massenfabrikation kennt. Aber im ersten Bild überwiegt noch die Bewegung. Sie ergibt das Bildmotiv. Alles andere tritt zurück hinter der Wiedergabe der Umlaufgeschwindigkeit von Schwungrädern, Transmissionen und Riemen, hinter dem Slikern und Funkeln, dem Spiel der Reflexe auf blanken, schwingenden und zitternden Stahlteilen.

Das zweite Bild dagegen ist die Verkörperung dessen, was wir unter Industriearbeit verstehen. Wohl ist auch hier auf den ersten Blick ersichtlich, daß die Maschinen laufen, aber wir erkennen trotz aller Bewegung noch den Saal und das Arbeiten in ihm. Achtsam und sorgfältig sehen die Mädchen das in einer Einspannvorrichtung gespannte Werkstück der Reihe nach unter die verschiedenen Bohrer ihrer Maschine. Dabei gibt es zwar manchen Ölfleck auf Hände und Gesicht, aber das tut einer gewissen Lustigkeit keinen Eintrag, und ein Scherzwort findet immer einmal zur Nachbarin seinen Weg. Und so ergibt hier die Arbeitsfreudigkeit das Bildmotiv, sie zieht durch den ganzen Raum und mischt sich mit dem Rattern der Bohrmaschinen zu einem eigenartigen Akkord neuzeitlichen werktätigen Lebens.

Noch zwei Blätter wollen wir gegenüberstellen. Sie heißen „Großstanzerei“ und „Kleinwickerei“, man könnte sie auch Maschinenarbeit und Menschenarbeit betiteln. Im ersten Bild sind gewaltige, mit Riesenträften begabte Stanz- und Pressen das Thema der Radierung. Es mag in anderen Werken, in der Schwerindustrie, viel größere ihresgleichen geben; typisch für Siemens ist dagegen die Anhäufung der gleichen Maschinengattung; reihenweise stehen sie dicht nebeneinander im großen Saal, dessen Abschluß im zitternden lichtbrechenden Ebdunst verschwindet. Und den Fachmann mag es überraschen, daß ein Werk der Veredelungsindustrie wie das Wernerwerk mit seinen der Mehrzahl nach kleinen Erzeugnissen, wie Präzisionsmeßinstrumenten, Fernsprechern, Fernmelde- und elektromedizinischen Apparaten usw. überhaupt über so schwere Maschinen verfügt. Die Grafsche Radierung gibt meisterlich die wuchtige Kraftentfaltung dieser stählernen Riesen wieder, zugleich aber auch die Herrschaft des Menschen über sie. Man fühlt aus dem Bilde förmlich die Gewandtheit und Sicherheit, mit der die kräftigen Männer die Maschinen spielen lassen, um dickes Rundisen oder Stahlblech in die gewünschten Formen zu bringen.

Den denkbar größten Gegensatz hierzu bildet die Radierung „Kleinwickerei“. Dort starke Männer, je nach Erfordernis des Arbeitsganges hoch an der Maschine oder

in einer Grube vor ihr stehend, hier in schier unübersehbaren Reihen dicht nebeneinander sitzend Mädchen mit schlanken Händen und schmalen Fingern. Dort unheimliche Kraftentfaltung von Maschinen, hier höchste Geschicklichkeit, die nur Frauenhänden erreichbar ist. Nur solche können aus haarfeinen Drähten mit Hilfe der winzigen Maschinchen diese allerkleinsten Spulen so peinlich genau wickeln, daß sie all den höchstgespannten Anforderungen genügen, die an sie beim Einbau in hochempfindliche Meßgeräte usw. gestellt werden. Die Arbeit hier ist rechte Frauenarbeit, reinlich, keine Anstrengung, wohl aber Aufmerksamkeit erfordern, wie etwa in einer Schneider- oder Puhstube, an die das Bild leise erinnert, nicht zuletzt auch durch den Hauch emsiger Fröhlichkeit, der aus ihm weht.

Überraschend aber und das Bildmotiv gebend ist die schier unzählbare Menge der Arbeiterinnen, und so ahnt man aus diesem Bild die volkswirtschaftliche Bedeutung solcher Industrien. Malerisch besonders reizvoll ist noch das Spiel der Lichter, herabflutend aus den Saallampen und den Glühlampen über jedem einzelnen Arbeitsplatz.

Raumangel verbietet es, noch weitere Blätter aus der genannten Mappe des Kunstmalers Graf abzubilden und ausführlich zu besprechen. Genannt sei nur noch das Blatt „Prüfraum für Röntgenapparate“, weil es einen Zweig neuzeitlicher Industrie behandelt, der sonst nur zu

leicht vergessen wird, nämlich die wissenschaftliche Arbeit des Prüfens der fertigen Erzeugnisse. Denn nicht nur das scharfsinnige Ausdenken und Konstruieren, das geschickte und sorgfältige Anfertigen, sondern gerade das nach streng wissenschaftlichen Methoden erfolgende Prüfen auf alle Eigenschaften, ehe das Erzeugnis die Fabrik verläßt, hat den deutschen Fabrikanten ihren Weltruf der Gediegenheit und Güte errungen. Nur einen einzigen der vielen Meß-, Eich- und Prüfräume der Siemens & Halske A.-G. bringt der Künstler im Bild. Aber auch das für alle anderen Typische hat er mit verblüffender Naturtreue erfasst: die ernste wissenschaftliche Arbeit, sonst eigentlich nur in Forschungslaboratorien im ähnlichen Maße vorhanden, wird hier den jungen Physikern zur täglich sich in gleicher Weise wiederholenden Tätigkeit.

In der ganzen Reihe der Radierungen ist das Wesen moderner deutscher Industriearbeit auf das glücklichste getroffen; zugleich erhält man natürlich ein anschauliches Bild von der Größe und Bedeutung der Siemenswerke, außerdem aber lernt man in Graf einen Künstler kennen, der sich diesen neuartigen Kunstproblemen gewachsen gezeigt hat. Und auf gleicher Höhe wie der geistige Inhalt der Kunstwerke steht seine Technik des Radierens. Auch hierin geht er seinen eigenen Weg, und es verschafft hohen Genuß, durch liebevolles Versenken in die Einzelheiten der Blätter seiner Technik nachzuspüren.



Kleinwickerei bei Siemens & Halske A.-G.

Franz Graf

Die Bedeutung des Materials in Kunst und Handwerk

Von Prof. Dr. Hans Hildebrandt, Stuttgart

Jedes Erzeugnis der bildenden Kunst wie des Kunsthandwerks entsteht durch das Zusammenwirken dreier Grundelemente: geistiger Gehalt, Form und Material. Im fertigen Werk sind sie lebendige, untrennbare, organische Einheit. Aber wir können sie in Gedanken künstlich voneinander scheiden, um uns Klarheit zu verschaffen, wie eine solche Schöpfung wird, worauf ihre harmonische Wirkung beruht, und welche Fehler etwa begangen wurden, wo wir eine harmonische Wirkung vermissen.

Der geistige Gehalt ist Ausfluß der gestaltenden Persönlichkeit. Je ursprünglicher die Gedanken-, Gefühls- und Phantasiewelt des Schaffenden ist, desto eigenartiger erscheint das gefertigte Werk, desto kraftvoller setzt der geistige Gehalt sich durch. Indessen gehört dieser selbst bei den Äußerungen des eigenwilligsten Genies niemals ganz ihm allein. Jeder Mensch ist Kind seiner Zeit, hat alle Merkmale vererbter Rasse. So mischt sich Überpersönliches dem Persönlichen bei, verschmilzt mit ihm, ohne daß der einzelne sich dessen bewußt wird oder die Grenzen angeben könnte, die individuellen inneren Besitz und geistiges Gemeingut trennen.

Der Gehalt existiert niemals für sich allein. Er ist an die Form gebunden, die er bei jedem echten Erzeugnis der Kunst selbst sich erschafft. Denn die Form bietet ihm die einzige Möglichkeit, aus dem Innern des Menschen allen begreifbar hervorzutreten. Es gibt keine Form, in der nicht geistiger Gehalt sich birgt. Nur ist der Grad der Durchdringung ein verschiedener. Der Gehalt kann sich so weit verflüchtigt haben, daß wir ihn nicht mehr zu erkennen vermögen, und wir reden dann von einer „leeren Form“. Aber er ist immer vorhanden. Vielleicht vermag der Künstler hin und wieder auch nicht, den geistigen Gehalt, der in ihm lebt und den er der Form mitteilen möchte, ganz in diese hineinzubannen. Dann fehlt ihm eben die Gestaltungskraft, und das fertige Werk stellt sich trotz besten Willens nicht als vollendetes Kunstwerk dar. Denn hier entscheidet nicht der Gestaltungswunsch, sondern einzig die Gestaltungskraft.

Gehalt und Form bedürfen beide des Stoffs, in den sie sich ergießen. Das Material ist unerläßliche Vorbedingung für das Entstehen jeder künstlerischen oder handwerklichen Arbeit. Allein es unterscheidet sich wesentlich von jenen beiden. Denn geistiger Gehalt und Form werden von dem Schaffenden beigesteuert, das Material aber nicht. Er kann es wählen, kann es bilden, aber er erzeugt es nicht. Zum mindesten bringt er niemals den Grundstoff hervor. Er ist vielleicht imstande, einen Grundstoff so zu verändern, daß er ein Material erhält, das sich ganz seinen Zwecken anpaßt. Allein dann beginnt eben die geistig-formale Gestaltung bereits bei solcher Umwandlung des Materials.

Jedes Material hat Eigenschaften, die als die ihm natürlichen anzusehen sind. Es hat eine bestimmte Struktur des inneren Aufbaus, der Anordnung seiner zahllosen kleinsten Teile; es ist hart oder weich, biegsam oder spröde, ist glatt oder rau; es erscheint gleichmäßig einheitlich oder mannigfaltig veränderlich in der Zusammensetzung seiner Elemente; es hat eine bestimmte Farbe, einen bestimmten Grad von Helligkeit usw. Alle diese Eigenschaften sind gegebene Tatsachen, mit denen

jener rechnen muß, der sich eines Stoffs zur Erzeugung eines Kunstgebildes bedient.

Ein Kunstwerk ist eine notwendige und harmonische Einheit aller zu seinem Aufbau verwendeten geistigen, formalen und stofflichen Elemente. Sie ist am leichtesten zu erzielen, wenn der Gestaltende auf die natürlichen Forderungen des Materials achtet. Ein Kunstwerk soll nicht als erzwungenes Gebilde dastehen. Sondern es soll, obwohl es ein Erzeugnis des Menschen und nicht der Natur ist, so erscheinen, als wäre es nicht gemacht worden, als wäre es gewachsen, als könne es unmöglich anders sein als so, wie es ist. Nur dann, wenn es ganz Kunst ist, ist es organisch gleich einem Gebilde der Natur. Dieser Eindruck kann jedoch nur unter freiwilliger Mitarbeit des Materials hervorgebracht, niemals gegen den widerstrebenden Stoff durchgesetzt werden.

Wir können uns diesen Vorgang an Hand eines einfachen Bildes klarmachen. Die schöpferische Vorstellung muß, um zur Form und mit ihr zum sichtbaren Kunstwerk zu gelangen, einen Weg zurücklegen, auf dem sie das Material mitzunehmen hat. Liegt nun der Stoff bereits auf der Bahn zur Form, das heißt, stellt er selbst schon das Verlangen, gerade in dieser Form sich bilden zu lassen, so ist der Weg ein unmittelbarer und kann durch eine gerade Linie veranschaulicht werden. Anders, wenn das Material seiner Natur nach eine andere Behandlung heischt. Es steht dann jenseits der einfachen Bahn, die der schöpferische Gedanke zu durchlaufen hat. Dennoch muß es herbeigeholt werden, weil die Form nur aus Stoff entwickelt werden kann. So wird die schöpferische Vorstellung zu einem weiten Umweg gezwungen, hat zunächst zurückzuschreiten, um sich des widerstrebenden Stoffs zu versichern und ihn zu nötigen, sie, wenn auch unwillig, bis zur Form zu begleiten. Viel wertvolle Kraft wird so nutzlos und unfruchtbar vergeudet. Der echte Künstler macht sich solcher Verschwendung niemals schuldig: er sucht sich das Material, in welchem die Form, die er gestalten will, bereits lebt, allen Augen verborgen, doch seinen eigenen sichtbar. Der hohe Wert künstlerischer Überlieferung, die alle Blütezeiten der Kunstkultur auszeichnet, ruht nicht zuletzt darin, daß sie, von tausendfacher Erfahrung belehrt, dem einzelnen Schaffenden für jede Art der Formgestaltung das passende Material bereithält: so braucht er nur zuzugreifen und kann sofort mit der eigentlichen schöpferischen Arbeit beginnen. Denn das Ziel des Künstlers ist die Bildung des vollkommenen Werkes. Der Virtuose hingegen — und solche Naturen gab es zu allen Zeiten — liebt es, den Stoff zu vergewaltigen, ihm eine Form aufzudrängen, die seinem eigensten Sein fremd, ja feindlich ist. Je schwieriger die Arbeit technisch zu lösen ist, desto willkommener wird sie ihm. Denn sein Ziel ist die Zurschaufstellung des persönlichen, unfehlbaren Könnens, der Triumph der Hand über den Stoff. Das Material aber weiß sich zu rächen. Es zeigt dem ersten Blick, daß es nur als murrender Sklave, nicht als freudiger Helfer mitarbeitet, und macht so jene Harmonie zunichte, die das Wesen des in sich geschlossenen Kunstwerks ist.

So ist die Wahl des Stoffes, aus dem das Erzeugnis der Kunst oder des Kunsthandwerks geformt werden

soll, von entscheidender Bedeutung für das Zustandekommen einer vollwertigen Leistung. Sie ist dem Künstler freilich nicht immer völlig freigestellt. Praktische Erwägungen spielen oft eine ausschlaggebende Rolle, wenn auch weniger bei Malerei und Skulptur als bei der Baukunst und bei den meisten Gattungen des Kunsthandwerks und der Kunstindustrie. Sind doch deren Schöpfungen fast durchweg einem Zweck verhaftet, der gebieterisch verlangt, daß jenes Material verwendet werde, das seiner Erreichung auf unmittelbarem Wege dient.

Daher greift das Material nicht selten sogar tief in die Stilbildung ein. Der Künstler hat am Vorhandenen seine Einbildungskraft zu erproben. Was jedoch an brauchbarem Stoff vorhanden ist, wird teils durch örtliche Verhältnisse, teils durch den Stand der Technik bestimmt. Ein paar Beispiele. In walddreichen Gegenden ist das naturgegebene Baumaterial das Holz. Die geringe Mühe seiner Gewinnung und seiner Herbeischaffung zur Baustelle verweisen auf seine fast ausschließliche Verwertung. So hat sich in Schweden, im Schwarzwald, in Tirol und Oberbayern der Holzbau entwickelt. Griechenland hingegen war schon im Altertum verhältnismäßig walddarm, hatte aber Überschuß an gewachsenem Stein, nicht zuletzt an Marmor. Darum konnte man hier schon sehr früh zum Steinbau übergehen und mochte des Lehmziegels entraten, auf den sich wiederum die das fruchtbare Land zwischen Euphrat und Tigris bewohnenden Völker, Assyrier und Babylonier, verwiesen sahen. In der Norddeutschen Tiefebene wäre ein Architekt schlecht beraten gewesen, hätte er sich auf den oder jenen gewachsenen Stein versteifen wollen, der sich den Baumeistern in manchen Teilen Süd- und Mitteldeutschlands gleichsam von selbst anbot. Er mußte den Backstein heranziehen, durfte, wenn er ein wirkliches Kunstwerk gestalten wollte, lediglich Formen ersinnen, die sich gerade in diesem Stoffe prägen ließen. Holz, Backstein und gewachsener Stein haben aber so verschiedene Charaktere, daß auch die aus ihnen entwickelten Formen sich nicht gleichen können. Das Holz ist der am leichtesten zu bearbeitende Stoff. Es ist elastisch, aber seine Tragfähigkeit ist im Verhältnis zu anderen Baumaterialien gering. Die aus ihm zu gewinnende Blockdicke übersteigt niemals ein gewisses Maß, während seine Längenerdehnung sehr beträchtlich ist. Sein Ton ist von mittlerer Helligkeit und warm. Gewachsener Stein ist spröde, aber fest und darf starker Belastung ausgesetzt werden. Mächtige Blöcke von beliebigen Abmessungen der Höhe, Breite und Tiefe lassen sich aus dem Gefüge des Berges lösen, und jede beliebige Form kann, wenn auch mit mehr Mühe als beim Holz, dem herausgebrochenen Einzelstück mitgeteilt werden. Sein Ton ist bald heller, bald dunkler, doch immer kühl. Im Gegensatz zu diesen auf individuelle Bearbeitung eingestellten Baustoffen ist der Backstein ein Massenerzeugnis, dessen künstlerische Verwertbarkeit darum auch in Massenwirkungen sich äußert. Der Backstein ist aus statischen wie wirtschaftlichen Gründen nur brauchbar bei Zugrundelegung einer Einheitsform. Der individuelle Charakter, der jedem Holz- oder Steinblock gewahrt werden kann, geht dem Ziegel völlig verloren. Die Gewalt der Häufung des ganz Gleichartigen schafft Ersatz, und die aus lauter so winzigen und an sich bedeutungslosen Teilen zusammengefügtten Backsteinmauern können ebenso monumental erscheinen wie aus gewachsenem Stein errichtete Wände, bei denen jeder Einzelblock etwas Imponierendes an sich tragen mag. Auch

die individuelle Ornamentierung des Holzes und des gewachsenen Steins verbietet sich dem Backstein. Wohl kann auch er in ein dekoratives Glied umgewandelt werden. Aber auch dann taucht er als vervielfältigte Einheitsform auf, und jedes größere Zierstück muß aus einer beträchtlichen Zahl kleiner, unselbständiger Teile zusammengefügt werden. Dafür genießt der Ziegel den Vorzug reichster Farbmöglichkeiten. Die Grundfarbe selbst wird freilich beim Brand ebenso als Einheitsfarbe erzeugt, wie der einzelne Backstein eine Einheitsform erhält. Allein seiner Sichtfläche kann durch die wetterbeständige Glasur jeder vom Künstler gewählte Ton gegeben werden. Bei so starken Gegensätzen der Baustoffe muß auch die Formenbildung bei Verwertung des einen oder des anderen eine grundsätzlich andere werden. Drückt sich doch der nämliche Stil in den verschiedenen Stoffen auch verschieden aus. Man braucht nur einen in Haussteinen ausgeführten gotischen Dom mit einer gotischen Backsteinkirche zu vergleichen: Welch verwandelte Ausdrucksformen nimmt das nämliche Ausdrucksstreben hier und dort an! — Führt eine Erweiterung der technischen Erfahrungen einen Wechsel des Baustoffes und damit einen Wandel der Bauformen herbei, so steckt schon in ihr eine schöpferische Tat. Unsere Generation erlebt solch umstürzenden Wechsel mit: die Verbindung der Eisenkonstruktion, die man erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts meistern lernte, mit dem Beton. Daher können wir auch verfolgen, wie sich die Einwirkung einer technischen und stofflichen Umwälzung auf die Formenbildung äußert, und können verstehen, daß sich in den frühesten Steinbauten noch so manche Erinnerungen an die von ihnen abgelösten Holzbauten finden. Das neue Material, der Eisenbeton, stellte sofort seine Forderungen auch an die Art der formalen Behandlung. Allein sie wurden nicht sofort beachtet und begriffen. Die neue Konstruktion galt zunächst nur als eine technische, nicht auch als baukünstlerische Neuerung. Man brauchte sie, weil man ihre hohen praktischen und wirtschaftlichen Vorteile nicht entbehren wollte, aber man verschleierte sie durch die gewohnten, dem Steinbau entlehnten Formen. Bald aber merkte man, daß der neue, so viel tragfähigere Stoff sich mit der früheren Formenbehandlung nicht vertrug, daß ihm andere statische Gesetze innewohnen, auf die sich das Auge einzustellen hat, wie es früher auf die Statik des Steinbaues eingestellt war. Man erkannte mit Erstaunen, daß der so kalt und nüchtern gehaltene Stoff seine nur ihm anhaftenden Schönheiten hat, daß er kühn ist wie kein zweiter; daß er die Unterjochung des Materials durch den Geist verkündet; und daß er im höchsten Maße das Wesen einer Kultur ausdrückt, die sich auf die Technik und auf die Naturwissenschaften stützt.

Aufgabe des Künstlers ist es, die Eigenschaften jedes Materials, dessen sich Kunst, Kunsthandwerk und Kunstindustrie bedienen, feinfühlig aufzuspüren, ihr Wesen zu ergründen, um sie den eigenen Gestaltungsabsichten gefügig zu machen. Der geistige Gehalt, den ein Werk ausdrücken, der Zweck, dem es verhaftet sein soll, spielen daher schon bei der Stoffwahl die denkbar wichtigste Rolle. Von ihrer Entscheidung hängt nicht zuletzt ab, ob das fertige Werk einen echten oder unechten Eindruck auslöst. Dabei hat sich der Gestaltende stets vor Augen zu halten: es gibt kein Material, das an sich häßlich oder minderwertig wäre. Jeder Stoff kann am rechten Orte schön wirken und jeder, auch der kostbarste, bei falscher Verwendung widerwärtig und abgeschmackt. Es gibt

Stoffe, deren Zusammensetzung und Erscheinung ihnen etwas Edles und Vornehmes mitteilen. Solche an sich edel wirkenden Stoffe dürfen nur herangezogen werden, wenn das Werk, das aus ihnen gefügt werden soll, ein edles ist seinem inneren Gehalt wie seiner Bestimmung nach. Der außerordentliche Stoff muß aufgespart werden, dem Außerordentlichen zu dienen. Feinsfühlige Kulturen haben diese Forderungen stets beachtet. Unangebrachte Materialproherei war hingegen eines der augenfälligsten Merkmale für die Verlogenheit jener Zivilisation, die in die Katastrophe des Weltkriegs hineintrief. Man hatte vergessen, daß jedes Material, auch das am häufigsten vorkommende und darum billigste, durch die Art seiner Verwendung und Behandlung geadelt werden kann.

Innigste Vertrautheit mit jedem Stoff ist erforderlich, um die geheimen Wünsche zu erlauschen, die er

selbst für seine Formung hegt. Einzig die persönliche Erfahrung kann sie verschaffen. Damit aber der einzelne nicht jedesmal von vorn beginnen, fruchtbar zu nutzende Arbeit an die bloße Vorbereitung vergeuden muß, stellt ihm die Überlieferung, in der sich die Erfahrungen vieler Geschlechter zu einfachen und praktischen Regeln verdichtet haben, eine Summe von Kenntnissen zur Verfügung. Sie erspart dem Lernenden nicht die Zurücklegung des Weges selbst, den er mit eigenen Schritten durchmessen muß, um zum Ziele zu gelangen. Aber sie erspart ihm das zeit- und kraftraubende Suchen des rechten Pfades, erspart ihm das Abschweifen auf Irrwege. Der Zerfall einer Kunst oder eines Kunstgewerbes setzt daher immer dort ein, wo der Schaffende aufhört, liebevoll eingehender Kenner des Materials zu sein — und der Wiederaufstieg beginnt, wo er sich ehrlich müht, wieder ein solcher zu werden.

Ein ägyptisches Königsgrab

Im November 1922 gelang es dem englischen Forscher Howard Carter, der für den reichen englischen Lord Carnarvon durch sechs Winter in Ägypten nach altägyptischen Gräbern suchte, um sie auszugraben und zu öffnen, das Grab des Königs Tut-ench-Amun zu finden. Alle bisherigen Grabfunde in Ägypten wurden durch diesen völlig in Schatten gestellt: Die Grabkammern waren überfüllt mit den herrlichsten Kunstgegenständen aus edelstem Material, aus Gold, Elfenbein, Edelsteinen, die dem Herrscher mitgegeben worden waren. Zum erstenmal war hier ein Königsgrab gefunden worden, das trotz einer überstürzten Plünderung durch Grabräuber im Altertum nur wenig in Unordnung geraten war und in dem in den Schreinen der Grabkammern der Pharao noch unverfehrt in seiner ganzen Herrlichkeit ruht. Die bisher geöffneten und geleerten Kammern enthielten — um nur einiges zu erwähnen — große vergoldete Bahnen, bemalte und eingelegte Truhen und Kisten, Alabastervasen, Thronessel, andere Sessel, ein Ruhebett, Wagen, die von Gold und Einlagen glänzten, Kleidungs- und Schmuckstücke, Diademe, Ketten usw. Der König, von dem wir bisher wenig wußten und über dessen Leben auch jetzt, trotz des großen Fundes, noch nichts näheres bekannt ist, hat vor mehr als 3000 Jahren über Ägypten geherrscht. Nach seinem Tode wurde er „Im Tal der Könige“ beigesetzt, über das Carter berichtet:

„Das Tal der Königsgräber — schon der Name ist voller Romantik, und ich glaube, unter all den Wundern Ägyptens gibt es keins, das die Phantasie mehr anregt. Hier in diesem einsamen Talende, jedem Laut des Lebens fern, wo das „Horn“, die höchste Spitze der thebanischen Hügel, gleich einer natürlichen Pyramide Wache hält, lagen einige dreißig Könige, unter ihnen die größten, die Ägypten jemals kannte. Dreißig wurden hier bestattet. Jetzt ruhen hier nur noch zwei: Amenhotep II., dessen Mumie Neugierige in seinem Sarg sehen können, und Tut-ench-Amun, der noch ungestört unter seinem goldenen Schrein liegt. Dort hoffen wir ihn ruhen zu lassen, wenn die Ansprüche der Wissenschaft befriedigt sind.“

Ich beabsichtige nicht, mich an einer Beschreibung des Tals selbst zu versuchen — das ist während der letzten Monate zu oft geschehen. Doch möchte ich seiner Geschichte einige Zeilen widmen, da dies für ein richtiges Verständnis unseres Grabes wichtig ist.

Ganz versteckt in einer Ecke am äußersten Ende des „Tals“, halb verborgen unter einem vorspringenden Felsen, liegt der Eingang zu einem ganz unauffälligen Grab. Es wird leicht übersehen und selten besucht, aber es ist besonders interessant, da es das erste Grab ist, das je im „Tal“ gebaut wurde. Außerdem ist es beachtenswert als Versuch einer neuen Art, die Gräber anzulegen. Für den Ägypter war es von größter Wichtigkeit, daß seine Leiche unentweiht an dem für sie gebauten Platz ruhen blieb, und die früheren Könige hatten dies zu erreichen geglaubt, indem sie wahre Berge von Steinen darüber errichteten. Auch war es wichtig für das Wohlergehen einer Mumie, daß sie gegen jeden Mangel reichlich ausgestattet war; handelte es sich um einen prachtliebenden und verschwenderischen orientalischen Herrscher, so verlangte das natürlich überreiche Verwendung von Gold und anderen Schätzen. Freilich ergab sich genau das Gegenteil des Beabsichtigten. Gerade die Pracht des Grabdenkmals brachte ihm Verderben, und kaum waren im besten Fall einige Generationen vergangen, so wurde die Mumie in ihrer Ruhe gestört, und ihre Schätze wurden gestohlen. Verschiedene Mittel wurden versucht: der Eingang — naturgemäß der schwache Punkt einer Pyramide, — wurde mit viele Tonnen wiegenden Granitblöcken verstopft; Scheingänge wurden angelegt, Geheimtüren erschlossen — alles, was Erfindungsgabe sich ausdenken oder Reichtum erwerben konnte, wurde angewandt. Alles vergebliche Mühe, denn mit Geduld und Ausdauer überwand der Grabräuber jedesmal die Schwierigkeiten, die ihn hatten zurückschrecken sollen. Außerdem hing der Erfolg dieser Mittel und damit die Sicherheit des Baudenkmals selbst zu einem großen Teil von dem guten Willen des Maurers ab, der das Werk ausführte, und von dem Baumeister, der es entwarf. Nachlässige Ausführung der Arbeit bedeutete eine Gefahr für die bestausgedachten Abwehrmittel, und von Privatgräbern wissen wir sogar, daß die Beamten, die das Grab anlegten, selbst bisweilen einen Eingang für Plünderer schufen.

Versuche, die königlichen Grabbauten durch Bewachung zu schützen, waren gleichfalls erfolglos. Zwar konnte ein König ungeheure Stiftungen für die Unterhaltung großer Scharen von Pyramidenbeamten und -wächtern hinterlassen — dies tat auch wirklich jeder König —, doch nach einiger Zeit waren es gerade diese Beamten, die den

Plünderern der Grabbauten, für deren Bewachung sie bezahlt wurden, durch die Finger sahen, und die Stifungen wurden meist spätestens am Ende der betreffenden Dynastie durch einen nachfolgenden König zu anderen Zwecken verwandt. Bei Beginn der 18. Dynastie gab es in ganz Ägypten kaum ein Königsgrab, das nicht beraubt worden war — für den Herrscher, der den Platz für seine eigene letzte Ruhestätte aussuchen sollte, ein ziemlich graufiger Gedanke. Jedenfalls für Thutmosis I., denn er wandte viel Überlegung an diese Aufgabe, und als Ergebnis finden wir das einsame kleine Grab am Ende des Tals. Geheimhalten hieß die Lösung der Aufgabe.

Durch seinen Vorgänger Amenhotep I. war schon der erste Schritt in dieser Richtung getan worden; dieser errichtete sein Grab in einiger Entfernung von seinem Totentempel, unter einem Felsen verborgen, auf dem Gipfel eines der Ausläufer der Hügel von Dra-abu 'I-naga; aber Thutmosis I. ging bedeutend weiter. Es war ein scharfer Bruch mit der Überlieferung, und sicherlich dauerte es lange, ehe der Herrscher zu diesem Entschluß kam. Erstens mußte sein Stolz leiden, denn Prunkliebe war jedem ägyptischen Herrscher tief eingewurzelt, und er war gewohnt, sie mehr als irgendwo sonst in seinem Grab zur Schau zu stellen. Ferner schien die neue Einrichtung auch für seine Mumie gewisse Nachteile zu besitzen. Die älteren Königsgräber hatten stets in ihrer unmittelbaren Nähe einen Tempel, in dem zu den verschiedenen Festzeiten des Jahres die zuständigen Feierlichkeiten stattfanden und in dem die täglichen Opferspenden dargebracht wurden. Jetzt sollte sich kein Denkmal über dem Grab selbst erheben, und der Totentempel, in dem geopfert wurde, sollte etwa 1½ Kilometer entfernt jenseits des Hügelrückens zu stehen kommen. Gewiß war diese Einrichtung wenig günstig, aber sie war notwendig, wenn die Lage des Grabes geheimgehalten werden sollte, und im Geheimhalten, darüber war König Thutmosis I. sich klar, lag die einzige Rettung vor dem Schicksal seiner Vorgänger. Die Anlage dieses verborgenen Grabes vertraute Thutmosis seinem obersten Baumeister Ineni an, und dieser hat in der Lebensbe-

schreibung auf den Wänden seiner Grabkapelle die Heimlichkeit, mit der die Arbeiten ausgeführt wurden, eingehend beschrieben. „Ich allein überwachte das Ausbauen des Felsengrabes Seiner Majestät,“ erzählt er uns, „niemand sah es, niemand hörte es!“ Leider unterläßt er es, uns etwas über die Arbeiter mitzuteilen, die er verwandte. Es ist begreiflich, daß hundert oder mehr Arbeiter, die von des Königs teuerstem Geheimnis wußten, nicht frei umhergehen durften, und Ineni fand sicherlich wirksame Mittel, sie zum Schweigen zu bringen. Mög-

licherweise ist das Wert von Kriegsgefangenen ausgeführt worden, die man nach seiner Vollendung umbrachte.

Wie lange das Geheimnis dieses Grabes sich hielt, wissen wir nicht. Wahrscheinlich nicht lange, denn welches Geheimnis ist in Ägypten je bewahrt worden? Zur Zeit seiner Entdeckung, im Jahre 1899, war wenig mehr darin vorhanden als der massive Steinsarg; der König selbst war, wie wir wissen, erst in das Grab seiner Tochter Hatschepsut und später mit den anderen Königsmumien nach Der-el-bahri gebracht worden. Ob nun das Verbergen des Grabes zeitweise erfolgreich war oder nicht, jedenfalls war eine neue Mode eingeführt worden, und die späteren Könige der Dynastie, ebenso wie der 19. und 20., wurden alle in diesem Tal bestattet.

Der Gedanke, die Gräber durch Geheimhaltung ihrer Lage zu schützen, wurde nicht lange beibehalten. Das lag in der Natur der Dinge selbst, und so scheinen die späteren

Könige sich damit abgefunden zu haben und zu dem alten System zurückgekehrt zu sein, ihre Gräber sichtbar zu errichten. Jetzt war es zur festen Gewohnheit geworden, alle Königsgräber innerhalb eines sehr beschränkten Umkreises anzulegen. Man glaubte damit einen sicheren Schutz gegen Verraubung gefunden zu haben, besonders da es ja im Interesse jedes regierenden Königs lag, für die Bewachung des königlichen Friedhofs zu sorgen. Doch hierin täuschte man sich gewaltig. Wir wissen nach Anzeichen aus dem Grab Tut-ench-Amuns, daß zehn oder höchstens fünfzehn Jahre nach seinem Tode Räuber eindringen. Auch wissen wir aus Wandtrübselen (graffiti) im Grab Thutmosis' IV., daß dieser Herrscher ebenfalls



Abb. 1. Der König Tut-ench-Amun und die Königin
(Rücklehne des Thronsessels)

einige Jahre nach seiner Bestattung unter Plünderern zu leiden hatte. Denn wir finden, daß König Haremhab im achten Jahre seiner Regierung einem hohen Beamten namens Meï Befehle gab, „die Grabstätte des Königs Schutmosis IV. des Seligen in der kostbaren Wohnstätte im westlichen Theben wiederherzustellen.“ Diese Plünderer müssen kühnen Muts gewesen sein; anscheinend waren sie in großer Eile, und wir haben Grund anzunehmen, daß sie auf frischer Tat ertappt wurden. Ist dem so, dann können wir sicher sein, daß sie eines lang-samen und qualvollen Todes starben.

Seltames muß das Tal gesehen haben, und verwegen waren die Abenteuer, die sich dort abspielten. Man kann sich das tagelange Pläneschmieden vorstellen, die heimlichen, nächtlichen Zusammenkünfte auf dem Felsen, das Bestechen oder Betäuben der Friedhofswächter, und dann das verwegene Graben im Dunkeln, das Hindurcharbeiten durch ein kleines Loch bis in die Grabkammer, das fieberhafte Suchen bei schwachem Lichtschimmer nach tragbaren Schätzen und die Rückkehr im Morgengrauen, mit Beute beladen. Dies alles können wir uns vorstellen und uns gleichzeitig vergegenwärtigen, wie unvermeidlich es war. Indem ein König für seine Mumie eine sorgfältige und kostbare Ausstattung vorsah, die er seiner Würde entsprechend fand, trug er selbst zu ihrer Zerstörung bei. Die Versuchung war zu groß. Reichtum, der die habgüchtigsten Träume überstieg, lag dort für den bereit, der Mittel und Wege fand, ihn zu gewinnen, und früher oder später mußte der Grabräuber zum Ziele gelangen.

Während einiger Generationen, unter den machtvollen Königen der 18. und 19. Dynastie, muß das Tal leidlich sicher gewesen sein. Plünderungen großen Stils wären ohne das Einverständnis der betreffenden Beamten unmöglich gewesen. Unter der 20. Dynastie wurde das anders. Schwächlinge saßen auf dem Thron, ein Umstand, den die Beamtenklasse sich, wie immer, schnell zunutze machte. Die Friedhofswächter wurden lässig und bestechlich, und ein wahres Schwelgen in Grabräuberei muß eingeseht haben. Aber diese Tatsache besitzen wir Beweise aus erster Hand; denn aus der Regierungszeit Ramses' IX. ist eine Anzahl Papyri auf uns gekommen, die gerade diesen Gegenstand, Berichte über die Untersuchungen bei Anklagen wegen Grabberaubung und über das Gerichtsverfahren gegen die Angeklagten, behandeln. Es sind äußerst interessante Urkunden. Durch sie erhalten wir außer höchst wertvoller Auskunft über die Gräber etwas, was den ägyptischen Urkunden merkwürdigerweise gewöhnlich fehlt, eine Geschichte rein menschlicher Natur, und es gelingt uns, einen Einblick in die Gesinnung einiger Beamten zu tun, die vor mehr als 3000 Jahren in Theben lebten.

Drei Männer spielen die Hauptrollen: Chamwese, der Wesir oder Vorsteher des ganzen Bezirkes von Theben, Peser, der Vorsteher des am Ostufer gelegenen Stadtteils, und Pewero, der Vorsteher des westlichen Theben, dem die Bewachung der Totenstadt oblag. Die beiden letzten standen offenbar, man möchte sagen natürlicherweise, auf schlechtem Fuß miteinander: einer war auf den anderen eifersüchtig. Folglich war es Peser gar nicht unangenehm, als er eines Tages Berichte über ausgedehnte Grabplünderungen erhielt, die am Westufer im Gang waren. Hier bot sich eine Möglichkeit, seinen Feind in Angelegenheit zu bringen, und so beeilte sich Peser, die Sache dem Wesir zu melden; törichterweise gab er dabei die genaue Anzahl der Gräber, in die man eingedrungen war, an: zehn Königsgräber, vier Gräber von

Priesterinnen des Amun und eine lange Reihe von Privatgräbern.

Am nächsten Tage schickte Chamwese eine Anzahl Beamte über den Fluß, sich mit Pewero zu besprechen und die Anschuldigungen nachzuprüfen. Das Ergebnis ihrer Anschuldigungen war wie folgt: Unter den zehn Königsgräbern fand man eins, in das wirklich eingebrochen war, und bei zwei andern hatte man es versucht. Von den Gräbern der Priesterinnen waren zwei ausgeplündert und zwei waren unberührt. Die Privatgräber waren alle ausgeplündert. Dieser Tatbestand wurde von Pewero als eine vollständige Rechtfertigung seiner Verwaltung begrüßt, eine Ansicht, die der Wesir anscheinend teilte. Die Plünderung der Privatgräber wurde in schamloser Weise zugegeben. Aber was tat das? Was liegt Leuten unserer Klasse an den Gräbern von Privatpersonen? Von den vier Gräbern der Priesterinnen waren zwei geplündert und zwei nicht. Wägt man eins gegen das andere ab — wer hat dann Grund zu klagen? Von den zehn von Peser angegebenen Königsgräbern war nur eins wirklich erbrochen worden: eins nur unter zehn! Folglich war es klar: seine ganze Geschichte bestand aus einem Lügengewebe! Also wurde Pewero freigesprochen — anscheinend nach dem Grundsatz, daß man den Gerichtshof ohne einen Flecken an seinem guten Ruf verläßt, wenn man wegen zehn Mordtaten angeklagt und nur wegen einer schuldig befunden wird.

Zur Feier seines Sieges versammelte Pewero am nächsten Tag „die Aufseher, die Totenstadtverwalter, die Handwerker, die Polizei und alle Arbeiter der Totenstadt“ und schickte sie geschlossen nach der Ostseite mit der Anweisung, einen Triumphzug durch die ganze Stadt, aber besonders in der Nachbarschaft Pesers zu machen. Wir können sicher sein, daß sie den letzten Teil des Auftrages getreulichst ausführten. Peser ertrug es, solange er konnte; doch zuletzt verlor er die Geduld und in einem Wortwechsel mit einem der Weststadtbeamten gab er vor, zeugte seine Absicht kund, die ganze Sache dem König zu melden. Dies war ein verhängnisvoller Fehler, den sein Feind sich schnell zunutze machte. In einem Brief an den Wesir beschuldigte er den unglücklichen Peser, erstens den guten Willen einer durch seinen unmittelbaren Vorgesetzten ernannten Abordnung in Frage gestellt und zweitens über den Kopf dieses Vorgesetzten hinweg den Fall dem König direkt berichtet zu haben, ein Verfahren, über das der tugendhafte Pewero seine Hände vor Entsetzen über dem Kopf zusammenschlug, da es gegen alles Hergebrachte war und alle Unterordnung umstürzte. Das bedeutete Pesers Ende. Der beleidigte Wesir berief einen Gerichtshof, in dem der Unglückliche als Richter selbst mitsitzen mußte; hier wurde er wegen Meineids angeklagt und schuldig befunden.

Das ist kurz die Geschichte. Ausführlich wird sie uns in Breasteds „Ancient Records of Egypt“, Band IV, § 499 ff. erzählt. Daraus wird ziemlich klar, daß sowohl der Vorsteher wie der Wesir in die fraglichen Plünderungen mit verwickelt waren. Die von ihnen vorgenommene Untersuchung war anscheinend Spiegelfechtereie; denn zwei oder drei Jahre nach diesem Verfahren tauchen in den Gerichtsurkunden andere Fälle von Grabberaubung auf, und wenigstens eines der in Frage kommenden Gräber steht auf Pesers ursprünglicher Liste.

Die treibende Kraft in dieser Räubergesellschaft scheint eine Bande von acht Mann gewesen zu sein, von denen uns fünf Namen überliefert werden: der Steinmek Hapi,

der Kunstwerker Bramun, der Bauer Amenemhab, der Wasserträger Ramwese und der Negerflave Chenufer. Anscheinend waren sie verhaftet worden auf die Beschuldigung hin, das Königsgrab, um das es sich in der Untersuchung handelte, entweiht zu haben. Wir besitzen einen vollständigen Bericht über das Gerichtsverfahren. Wie üblich, fing es mit einer Züchtigung der Gefangenen an, „mit einer Doppeltute wurden sie an Händen und Füßen geschlagen“, um ihrem Gedächtnis nachzuhelfen. Auf diesen Anreiz hin legten sie ein volles Geständnis ab. Die ersten Sätze dieses Geständnisses sind im Text verstümmelt; sie beschreiben anscheinend, wie die Diebe sich durch den Felsen zur Grabkammer hindurcharbeiteten und den König und die Königin in ihren Särgen fanden: „Wir sind alle hineingedrungen; wir fanden sie (die Königin) ebenso ruhend“. Die Schrift fährt fort: „Wir öffneten ihre Särgen und ihre Hüllen, in denen sie waren. Wir fanden die erhabene Mumie dieses Königs. . . .“

Da war eine große Reihe von Amuletten und goldenen Schmuckstücken an seinem Hals; sein Kopf war mit einer goldenen Maske bedeckt; die erhabene Mumie dieses Königs war ganz und gar mit Gold bedeckt. Ihre Hüllen waren innen und außen vergoldet und versilbert; mit allen köstlichen Steinen ausgelegt. Wir rissen das Gold ab, das wir an der erhabenen Mumie dieses Gottes fanden, und ihre Amulette und Schmuckstücke, die an ihrem Halse waren, und die Hülle, in der sie ruhte. Wir fanden des Königs Gemahlin in gleicher Weise; wir rissen alles, was wir an ihr fanden, in gleicher Weise ab. Wir steckten ihre Hüllen in Brand. Wir stahlen ihre Geräte, die wir bei ihnen fanden, als da waren Gefäße aus Gold, Silber und Bronze, wir teilten und machten das Gold, das wir an den Mumien dieser beiden Götter fanden, und die Amulette, Schmuckstücke und Hüllen in acht Teile.“

Nach diesem Geständnis wurden sie für schuldig befunden und ins Gefängnis überführt, bis der König selbst ihre Strafe festsetzte. Trotz dieses Gerichtsverfahrens und einer Anzahl anderer Fälle verschlechterten sich die Zustände im „Tal“ zusehends. Die Gräber Amenhoteps III., Sethos' I. und Ramses' II. werden in den Gerichtsurkunden als erbrochen erwähnt, und unter der folgenden Dynastie scheinen alle Versuche, die Gräber zu bewachen, aufgegeben worden zu sein. Wir sehen, wie die Königsmumien in dem verzweifeltsten Bestreben, sie zu schützen, von Grab zu Grab geschleppt werden. Ramses III. z. B. wurde unter dieser Dynastie wenigstens dreimal in seiner Ruhe gestört und wieder bestattet; unter die Könige, die ihre Gräber wechselten, gehören Ahmose, Amenhotep I., Thutmosis II. und sogar Ramses der Große. Von ihm sagt das Verzeichnis:

„Im 14. Jahr im dritten Monat der zweiten Jahreszeit am 6. Tage wurde Osiris, König Usermare (Ramses II.) gebracht, ihn wieder zu bestatten in dem Grab des Osiris, Königs Menmare Sethos (I.): durch den Oberpriester des Amun, Pinutem.“

Ein oder zwei Regierungen später finden wir Sethos I. und Ramses II. aus diesem Grab entfernt und in dem Grab der Königin Inhapi wieder bestattet, und aus derselben Regierungszeit stammt eine Bemerkung über das Grab, das wir bei unserer jetzigen Entdeckung als unser Laboratorium benutzten.

„Tag, da der König Menpehtire (Ramses II.) aus dem Grab des Königs Menmare Sethos (I.) gebracht wurde, um ihn in das Grab der Inhapi zu legen, welches an der großen Stätte liegt, in der König Amenhotep ruht.“

Nicht weniger als dreizehn Königsmumien fanden zu

verschiedenen Zeiten den Weg nach dem Grab Amenhoteps II., und hier durften sie ruhen bleiben. Die andern Könige wurden bei Gelegenheit aus ihren verschiedenen Verstecken zusammengeholt, aus dem Tal der Könige überhaupt fortgebracht und in ein wohlverborgenes Grab gelegt, das in den Felsen von Der-el-bahri gehauen war. Das war die endgültige Überführung, denn durch einen Zufall ging die Kenntnis der genauen Lage des Grabes verloren, und fast 3000 Jahre blieben die Mumien in Frieden.

Während einer längern unruhigen Zeit unter der 20. und 21. Dynastie werden Tut-ench-Amun und sein Grab nicht erwähnt. Er blieb nicht ganz verschont — wie schon bemerkt, wurde nur wenige Jahre nach seinem Tod in sein Grab eingedrungen —, aber er hatte das Glück, den rücksichtslosen Plünderungen der späteren Zeit zu entgehen. Aus irgendeinem Grund war sein Grab übersehen worden. Es befand sich in einem sehr tief gelegenen Teil des Tals, und ein starker Sturmregen konnte gut jede Spur seines Einganges verwischen. Oder aber es verdankt seine Sicherheit dem Umstand, daß eine Anzahl Hütten für den Gebrauch der bei der Ausgrabung eines späteren Grabes beschäftigten Arbeiter unmittelbar darüber errichtet wurden.

Mit dem Verschwinden der Mumien endet die uns aus altägyptischen Quellen überlieferte Geschichte des „Tals“. 500 Jahre waren vergangen, seit Thutmosis I. dort sein bescheidenes kleines Grab anlegte, und gewiß gibt es in der ganzen Weltgeschichte keinen gleichen Fleck Erde, der 500 Jahre einer gleich märchenhaften Geschichte hat. Von da an müssen wir uns ein verlassenes Tal denken, für den Ägypter zweifellos voller Geisterpuk, seine höhlenartigen Galerien ausgeraubt und leer, der Eingang zu manchen von ihnen offen, ein Heim für Füchse, Wüsteneulen und Scharen von Fledermäusen. Und doch, ob auch seine Gräber ausgeraubt, verlassen und zerstört waren, sein Zauber war nicht ganz dahin. Es blieb das heilige Tal der Könige, und große Scharen von Schwärmern und Neugierigen müssen es noch besucht haben. Einige seiner Gräber wurden tatsächlich zur Zeit Osorkons I. (ungefähr 900 v. Chr.) als Begräbnisstätten für Priesterinnen wieder benutzt.

Bei den klassischen Schriftstellern werden seine Felsengänge oft erwähnt, und daß viele von ihnen für den damaligen Besucher noch zugänglich waren, zeigt die schlechte Angewohnheit, ihre Namen, wie John Smith 1848, in die Wände zu graben. Ein gewisser Philetairos, Sohn des Ammonios, der seinen Namen an verschiedenen Stellen in die Wände des Grabes schrieb, in dem wir unser Lunch einnahmen, hat mich den Winter über nicht wenig geärgert. Am Ende wäre es besser gewesen, dies nicht zu erwähnen, sonst könnte es scheinen, ich begünstige die scheußlichen Angewohnheiten der John Smiths.

Ein Schlußbild, ehe der Nebel des Mittelalters sich auf das „Tal“ niedersenkt und es vor unseren Blicken verbirgt. In der Luft Ägyptens liegt etwas — die meisten Menschen machen, glaube ich, diese Erfahrung —, was die Seele zur Einsamkeit stimmt, und das ist wohl einer der Gründe, weshalb so viele seiner Bewohner sich nach der Befreiung des Landes zum Christentum mit Begeisterung dem Einsiedlerleben zuwandten. Mit seinem gleichmäßigen Klima, seinen schmalen Streifen fruchtbarer Erde, mit seinen von natürlichen und künstlichen Höhlen durchlöcherten Wüstenhügeln zu beiden Seiten war das Land für einen solchen Voratz sehr geeignet. Schutz und Abgeschiedenheit waren hier leicht zu finden, in unmittel-

barer Nähe der Außenwelt und des für das tägliche Leben nötigsten. In den ersten Jahrhunderten des christlichen Zeitalters müssen Tausende der Welt entsagt und das beschauliche Leben aufgenommen haben; überall in den Felsengräbern auf den Wüstenhügeln finden wir ihre Spuren. Ein so idealer Fleck Erde wie das Tal der Könige konnte schwerlich unbeachtet bleiben. Im 2. bis 7. Jahrhundert n. Chr. finden wir es im vollen Besitz einer Niederlassung von Einsiedlern, die die offenen Gräber als Zellen benutzten und eins in eine Kirche umgewandelt haben.

Dies ist unser letzter Blick auf das „Tal“ in alten Zeiten; er bietet uns ein seltsames Bild voller Gegensätze. Glanz und königliche Pracht sind durch demütige Armut ersetzt. Die „kostbare Wohnstätte“ des Königs ist zu der engen Zelle eines Einsiedlers geworden....“



Abb. 2. Blick auf den goldenen Schrein

in der Sargkammer, vor der vorher geschlossenen und versiegelten, jetzt geöffneten Wand zwei lebensgroße Wächterstatuen mit goldenem Schurz, goldenen Sandalen, mit Keule und Stab und mit der schimmenden heiligen Schlange an der Stirn

In neuerer Zeit sind nun wohl die Gräber „Im Tal der Könige“ nicht mehr, oder wenigstens nicht mehr im gleichen Maße von Räubern geplündert worden, dafür aber wurden sie von Gelehrten systematisch ausgeräumt. Ein unangenehmes Gefühl wird man dabei nicht los, auch wenn man weitestgehenden Gebrauch von den Schlagworten macht, wie „Förderung der Wissenschaft“, „Pflicht gegen die wissenschaftliche Erkenntnis“ usw. Die Tatsache bleibt bestehen, daß die Gräber geöffnet und ihres Inhaltes beraubt werden. Carter selbst gesteht, daß auch er von solchen Gefühlen sich nicht freimachen konnte. Er sagt: „... Ich glaube in diesem Augenblick (als er mit seinen Mitarbeitern das unversehrte Siegel auf dem inneren Sarkophag erblickte) wünschten wir gar nicht, das Siegel zu lösen, denn schon beim Öffnen der Türen fühlten wir uns als Eindringlinge. Dieses Gefühl wurde vielleicht durch den ergreifenden Eindruck eines mit goldenen Rosetten verzierten leinenen Bahrtuches verstärkt, das über den inneren Schrein herabhing. Wir fühlten,

daß wir in Gegenwart des toten Königs waren und ihm Ehrfurcht erweisen mußten. In unserer Phantasie konnten wir die Türen der nachfolgenden Schreine sich eine nach der andern öffnen sehen, bis der allerinnerste den König selbst enthüllte. Sorgfältig und so leise wie möglich schlossen wir die große Flügeltür und schritten weiter bis zum anderen Ende der Kammer.“

Natürlich ist es besser, daß die Gräber von Gelehrten nach wissenschaftlicher Methode, die sich auf lange Erfahrungen gründen, geleert, die Funde konserviert, geordnet und der Wissenschaft sowie der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden, als daß Räuber und Diebe sie ausplündern und die Schätze verstreuen, so daß sie niemals wieder zusammengebracht werden können. Wenn diese wissenschaftliche Forschung mit einiger Pietät vorgenommen wird, wie es hier der Fall war, so wird man in der Tat sogar von einer Berechtigung zu solchen Grabforschungen sprechen können, da unendliche Werte für lange Zeit gerettet werden.

Dabei leisten diese Gelehrten in der Tat Erhebliches nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern es werden auch gewaltige körperliche Anstrengungen von ihnen verlangt, denn es ist auch in neuerer Zeit nicht ganz ungefährlich und jedenfalls recht beschwerlich, nach Königsgräbern und Grabstätten zu suchen, wie folgende Schilderung Carters beweisen möge:

„... Als ich im folgenden Jahr (1916) während eines kurzen Urlaubs in Luxor weilte, war ich auf einmal ganz unerwartet in eine andere Arbeit hineingeraten. Die Abwesenheit von Beamten als Kriegsfolge, ebenso wie das durch den Krieg selbst entstandene Sinken der allgemeinen Moral hatte natürlich zu einem starken Wiederaufleben der Tätigkeit der eingeborenen Grabräuber beigetragen, und Unternehmungen waren nach allen Richtungen

hin im Gange. Eines Nachmittags kam die Nachricht ins Dorf, an einer einsamen und wenig besuchten Stelle der Westseite des Hügels oberhalb des Königtals sei ein Fund gemacht worden. Sofort bewaffnete sich ein zweiter Trupp von Grabräubern und machte sich nach der betreffenden Stelle auf den Weg; es kam zu einem lebhaften Gefecht, wobei die erste Abteilung geschlagen und vertrieben wurde. Aber sie schwur Rache.

Zur Vermeidung weiterer Unruhen kamen die Dorfältesten zu mir und baten mich, die Sache in die Hand zu nehmen. Es war schon spät am Nachmittag. Eilig sammelte ich die wenigen meiner Arbeiter, die der militärischen Aushebung entgangen waren, und machte mich mit der nötigen Ausrüstung nach dem Tatort auf den Weg, ein Unternehmen, das einen Aufstieg von über 600 Meter Höhe auf die Hügel von Rurna bei Mondschein mit sich brachte. Es war Mitternacht, als wir auf dem Schauplatz ankamen und der Führer mir das Ende eines Seiles zeigte, das an einem senkrechten Felsen hinabhing.

Wenn wir hinzuhörten, konnten wir die Räuber tatsächlich arbeiten hören; ich schnitt erst ihr Seil und damit das Mittel zum Entkommen ab und ließ mich, nachdem ich ein eigenes, gutes, starkes Seil befestigt hatte, über den Felsen hinunter. Sich um Mitternacht an einem Seil in ein Nest voll geschäftiger Grabräuber hinunterzulassen, ist ein Zeitvertreib, dem es wenigstens nicht an Reiz mangelt. Acht Mann waren an der Arbeit, und als ich unten ankam, gab es ein paar ungemütliche Augenblicke. Ich stellte ihnen die Wahl, sich vermittelt meines Seils davonzumachen, oder ohne Seil zu bleiben, wo sie waren; schließlich nahmen sie Vernunft an und entfernten sich. Den Rest der Nacht verbrachte ich an Ort und Stelle und kletterte, sobald es hell genug wurde, wieder in das Grab hinunter, um eine gründliche Untersuchung vorzunehmen.

Das Grab hatte eine höchst merkwürdige Lage. Sein Eingang war auf dem Boden einer natürlichen, vom Wasser gebildeten Felspalte, 43 Meter unterhalb des Gipfels des Felsens und 73 Meter über der Talsohle, angelegt und so geschickt verborgen, daß weder von oben noch von unten die geringste Spur zu bemerken war. Vom Eingang aus lief in einer Länge von etwa 18 Meter ein Gang seitlich im Felsen entlang, der im rechten Winkel endete; von dort führte ein kurzer, steil abwärts angelegter Gang in eine ungefähr 6 Quadratmeter große Kammer hinunter. Das Ganze war von oben bis unten mit Schutt angefüllt, und durch diesen Schutt hindurch hatten die Räuber einen Tunnel von über 30 Meter gehöhrt, gerade groß genug, daß ein Mann hindurchkriechen konnte.

Es war eine interessante Entdeckung, die sehr wichtig werden konnte; so entschloß ich mich zu einer vollständigen Ausräumung. Zwanzig Tage brauchten wir dazu, obwohl Tag und Nacht in Schichten gearbeitet wurde, und ein außerordentlich schwieriges Unternehmen war es. Das Verfahren, das Grab vermittelt eines Seiles von oben zu erreichen, war ungenügend und wenig sicher; außerdem machte es den steilen Aufstieg vom Tal nötig. Natürlich war ein Zugang von der Talsohle aus vorzuziehen. Dies erreichten wir, indem wir am Eingang des Grabes eine Vorrichtung für ein Zugseil anbrachten, an dem wir uns mit Hilfe eines Flaschenzuges auf und ab ziehen konnten. Selbst dann war es kein bequemes Verfahren, so daß ich die Talfahrt immer in einem Netz machte....“

Die Forschungsarbeiten des Engländers „Im Tal der Könige“ wurden, wie 104 Abbildungen der herrlichen Kunstschätze, die man im Grab fand, beweisen, überreich belohnt. Was die Zukunft noch bringen wird — ob nun Carter oder die Ägyptische Regierung (zwischen ihnen sind

Differenzen ausgebrochen) die weitere Durchforschung des Grabes fortsetzt — ist gar nicht abzusehen; denn die in Carters Buch aufgeführten Fundstücke stellen nur ein Viertel, und wahrscheinlich das am wenigsten Wichtige und Wertvolle aller der Schätze dar, die in den Grabkammern noch enthalten sind. Noch ist der goldene Sarkophag, der noch vier weitere Schreine enthalten dürfte, in deren letzten die Mumie des Königs ruht, uneröffnet. Noch harzt die letzte Schatzkammer hinter dem goldenen Schrein ihrer Leerung. Wie überwältigend der Eindruck auf die For-

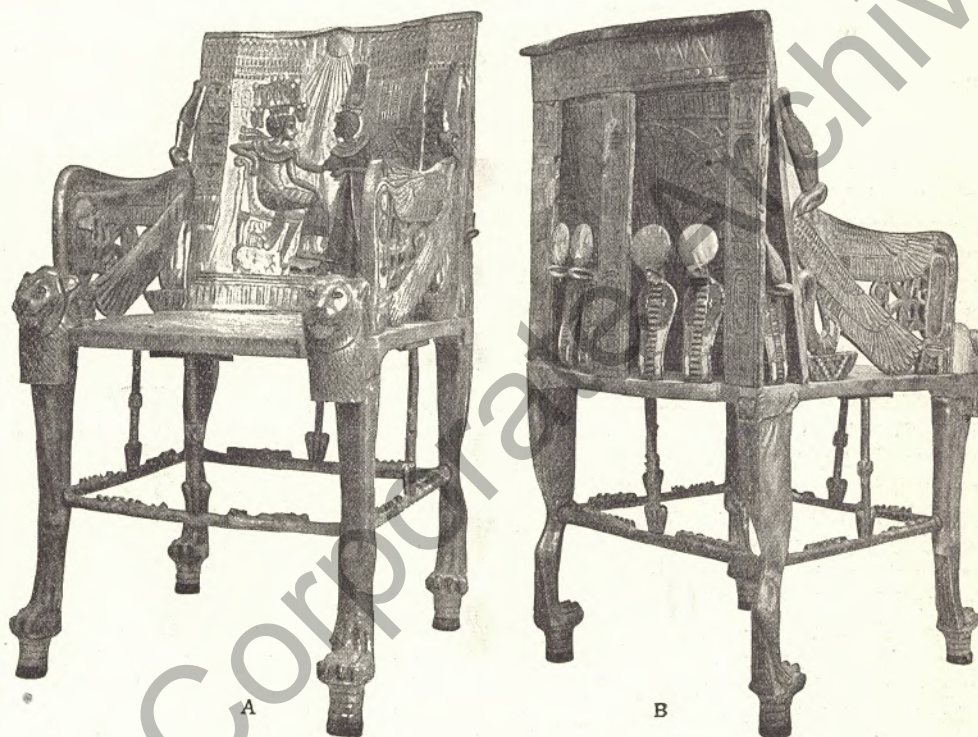


Abb. 3. Der Thronstuhl des Königs

Ein wundervoller Holzstuhl, mit Blattgold überzogen und mit vielfarbigen Fayence-, Glas- und Steineinlagen reich verziert. Die Beine sind als Löwenbeine geschnitten und werden von schön geformten Löwenköpfen aus getriebenem Gold überragt. Die Armlehnen werden von den gekrönten schlangengestaltigen Schutzgöttinnen von Ober- und Unterägypten gebildet, die mit ihren vorgestreckten Flügeln die Namen des Königs umfassen; zwischen den Streben, die die Lehne stützen, befinden sich sechs aus Holz geschnitzte vergoldete und mit Einlagen verzierte Schlangen mit Kronen und Sonnenscheiben. Ihre Köpfe sind aus violetter Fayence, die Kronen aus Silber und Gold, die Sonnenscheiben aus vergoldetem Holz. Auf der Rückseite der Lehne ist ein Papyrusbüschel mit Wasserorgeln im Relief dargestellt. Die Vorderseite der Rücklehne zeigt das herrliche, aus eingelegten farbigen Steinen hergestellte Bild des Königspaares (vgl. Abb. 1). Der Raum zwischen den Beinen und den sie verbindenden Spreizen war mit feinem Gitterwerk gefüllt, das das Sinnbild der Vereinigung von Ober- und Unterägypten die um das Schriftzeichen „vereinigen“ geschlungenen Wappenspflanzen der Lilie und des Papyrus darstellte. Die aus Gold gearbeiteten Pflanzen sind im Altertum von den Grabräubern losgerissen und gestohlen worden

scher war, als die versiegelten Wände sich öffneten und sie die gleiche Luft atmeten, die vor 3000 Jahren die Mumie bestrahlte, als das Licht ihrer elektrischen Lampen, das erste Licht, das seit 3000 Jahren die Dunkelheit der Felsenhöhle durchdrang, Berge von Schätzen ungeheuren Wertes streifte und da und dort Gold und Edelsteine aufblitzen ließ, das schildert Carter in blendender, atemraubender Darstellung. Wie gewaltig wird erst die Erschütterung sein, wie groß der Gewinn für die Wissenschaft, wenn nun erst die letzten Rätsel des Grabes sich lösen werden. Davon mag Carters Schilderung des Augenblicks der Öffnung der eigentlichen Grabkammer eine Ahnung geben:

„...Es war ohne allen Zweifel die Sarkammer, in der wir standen. Vor uns türmte sich einer der großen vergoldeten Schreine auf, unter die die Könige gelegt wurden.

So ungeheuer war dieses Bauwerk (wie wir später fanden 5,0:3,30 und 2,73 Meter hoch), daß es fast die ganze Kammer ausfüllte; nur ein Zwischenraum von ungefähr 65 Zentimeter trennte es an allen vier Seiten von den Wänden, während sein Dach fast bis zur Decke reichte.

Von oben bis unten war es mit Gold überzogen, und in seine Seiten waren Füllungen aus leuchtend blauer Fayence eingelassen, auf denen wieder und wieder die Zauberzeichen dargestellt waren, die ihm Stärke und Sicherheit verleihen sollten. Auf dem Boden rund um den Schrein standen Totengaben und an der Nordseite fanden sich die sieben magischen Ruder, die der König brauchte, um sich über die Gewässer der Unterwelt fahren zu lassen. Die Wände der Kammer waren, ungleich denen der Vorkammer, mit bunten Darstellungen und Inschriften in leuchtenden Farben, aber anscheinend etwas flüchtig in der Ausführung geschmückt.

Diese letzten Einzelheiten müssen uns erst später aufgefallen sein, für den Augenblick war unser einziger Gedanke nur der Schrein und seine Unversehrtheit. Waren die Diebe in ihn eingedrungen und hatten sie die Grabstätte des Königs erbrochen? An der Ostseite waren die großen Flügeltüren geschlossen und verriegelt, aber nicht versiegelt. Sie mußten

uns die Frage beantworten. Eilig schlugen wir die Querriegel zurück und schlugen die Türen auf. Im Inneren befand sich ein zweiter Schrein mit ähnlich verriegelten Türen, und auf diesen Riegeln befand sich ein unversehrtes Siegel! Wir beschloßen, die Siegel nicht zu erbrechen, denn unsere Zweifel waren behoben und wir konnten nicht weiter eindringen, ohne das Denkmal zu gefährden...

Am Ende der Kammer wartete unser eine Überraschung, denn östlich von der Sarkkammer gewährte eine niedrige Tür Einlaß zu einer weiteren Kammer, die kleiner als die äußeren und nicht so hoch war. Dieser Durchgang war, ungleich den anderen, weder verschlossen noch versiegelt. Von unserem Standpunkt war es möglich, eine genaue Übersicht über den Inhalt dieser neuen Kammer zu gewinnen. Ein einziger Blick genügte, uns zu zeigen, daß sich hier die größten Schätze des Grabes befanden. Dem Eingang gegenüber, an der anderen Seite, stand das schönste Denkmal, das ich jemals gesehen habe — so wunderbar schön, daß man vor Staunen und Bewunderung den Atem anhielt. In der Mitte dieses

Denkmals stand ein großer schreinartiger Kasten, der ganz und gar mit Gold überzogen und oben von einer Hohle aus Uräuschlängen abgeschlossen war. Ihn umgaben freistehende Standbilder der vier Schutzgöttinnen der Toten, anmutige Gestalten mit schützend ausgebreiteten Armen, so natürlich und lebendig in ihrer Haltung, so voll Mitgefühl und Erbarmen im Ausdruck ihrer Gesichter, daß man das Anschauen fast als Entweihung empfand. Jede dieser Schutzgöttinnen schützte den Schrein an einer Seite. Während aber zwei ihren Blick fest auf

das ihrer Obhut Anvertraute gerichtet hielten, war den anderen beiden ein Ausdruck ergreifender Natürlichkeit verliehen. Sie schauten, ihre Köpfe zur Seite wendend, über die Schultern nach dem Eingang, als ob sie vor einer Überraschung Wache hielten. Es liegt eine schlichte Größe über diesem Denkmal, und ich schäme mich nicht, einzuge stehen, daß es mir unmöglich war, auch nur ein Wort herauszubringen. Ohne Zweifel ist es der Schrein, der die Kanopen enthält, die Krüge, die eine so wichtige Rolle bei den Einbalsamierungsgebräuchen spielen.

Noch eine Anzahl anderer wunderbarer Sachen befand sich in der Kammer. Aber damals wurde es uns schwer, sie genauer anzusehen,

so unwiderstehlich wurden unsere Augen wieder und wieder von den lieblichen kleinen Göttinnen angezogen. Unmittelbar vor dem Eingang lag die Gestalt des Schakalgottes Anubis auf seinem Schreine, in leinene Gewänder gehüllt und auf einem tragbaren Schlitten, und hinter ihm der Kopf eines Stieres auf einem Untersatz, beides Sinnbilder der Unterwelt. An der Südwand der Kammer standen viele schwarze Schreine und Kästen, die alle verschlossen und versiegelt waren, außer einem, dessen geöffnete Türen Statuen Tut-ench-Amuns auf schwarzen Leoparden stehend enthüllten. An der Rückwand standen noch andere schreinartige Kästen und Miniaturfärge aus vergoldetem Holz, die zweifellos Totenstatuetten des Königs enthalten. In der Mitte der Kammer zur Linken des Anubis und des Stieres stand eine Reihe prächtiger Kästen aus Elfenbein und Holz, mit Gold und blauer Fayence eingelegt und verziert; ein anderer, dessen Deckel wir aufhoben, enthielt einen herrlichen Fächer aus Straußenfedern mit elfenbeinenem Griff, so frisch und fest, als ob er gerade angefertigt worden wäre. In verschiedenen Teilen der

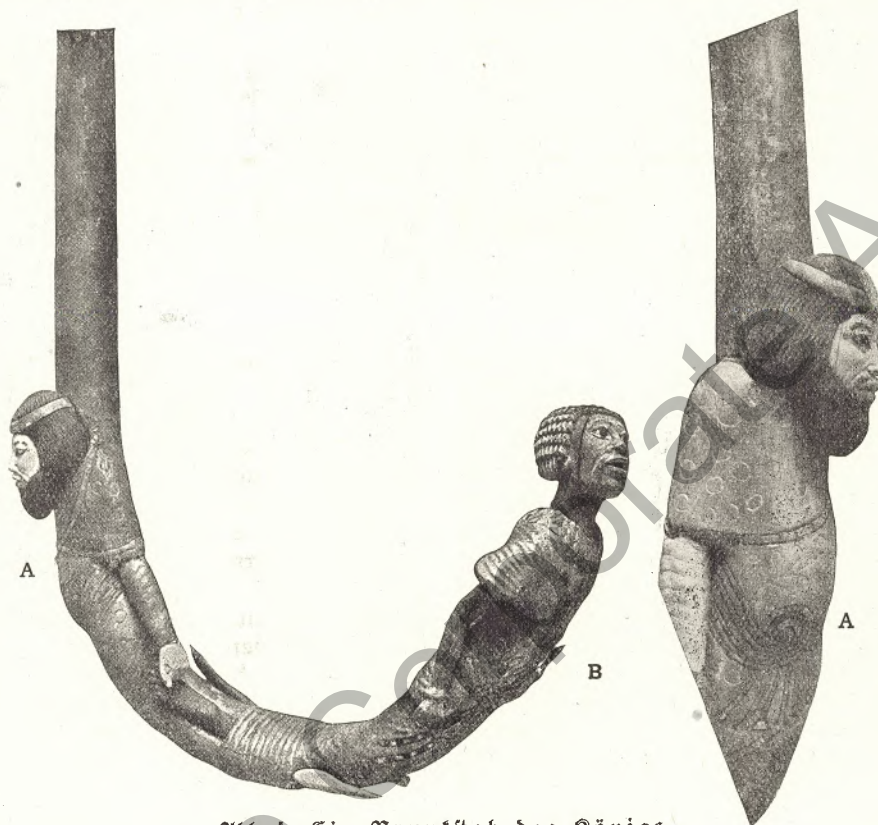


Abb. 4. Ein Prunkstab des Königs

In dem Grabe wurde eine große Anzahl von Stöcken, Prunkstäben,zeptern, Bogen des Königs gefunden, alles aus edelstem Material, aus Ebenholz, Gold, Elfenbein usw. Der oben abgebildete Prunkstab stellt zwei gefesselte Feinde dar (einen Asiaten und einen Neger) als Sinnbilder der nördlichen und südlichen Feinde Ägyptens. Die Figuren mit ihren charakteristischen Gesichtern und eigenartigen nationalen Trachten sind Meisterstücke der ägyptischen Kleinkunst. Der Asiat (A) ist aus Elfenbein, der Neger (B) aus Ebenholz geschnitten.

Kammer zerstreut befand sich eine Anzahl Schiffsmodelle, vollständig mit Segeln und Tauwerk versehen, und an der Nordseite noch ein Wagen.

Das war nach einem schnellen Überblick der Inhalt der Schatzkammer. Wir suchten ängstlich Anzeichen von Plünderungen, aber äußerlich waren keine zu sehen. Ohne Zweifel müssen die Diebe eingedrungen sein, aber sie können höchstens zwei oder drei Kasten geöffnet haben. Die meisten Kasten tragen, wie gesagt, noch ihre unverfälschten Siegel, und alle Gegenstände in der Kammer befinden sich, zum Glück ganz im Gegensatz zu denen der Vor- und Seitenkammer, noch genau an demselben Platz, an den sie zur Zeit der Bestattung gestellt worden sind. . .“

Carters Buch, das in deutscher Sprache im Verlag von F. A. Brochhaus, Leipzig, erschienen ist und übrigens eine

außerordentlich interessante geschichtliche Einleitung für den deutschen Leser enthält, die von dem berühmten Leipziger Ägyptologen Professor Georg Steindorff verfaßt ist, ist dazu angetan, uns Heutigen, die wir so oft und so leicht überhebend von der Kunst und dem Geschmack unserer Tage reden, die wir so leicht vergangene Zeiten, an die wir trotz aller „Kultur“ und „Fortschritte“ nicht heranreichen, unterschätzen, recht bescheiden zu machen und bewundernd auf den Menschenggeist zu blicken, der vor 3000 Jahren seinen Ausdruck in diesen herrlichen Erzeugnissen der Kunst und des Kunsthandwerks fand; zu einer Zeit, zu der die Vorfahren der nordischen Völker noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe standen, in Höhlen und Pfahlbauten wohnten, und ihre notdürftigsten Waffen noch aus Steinen herstellten. tb.

Richard Strauß

Zu seinem sechzigsten Geburtstag am 11. Juni

Von Carl Heinzen

Franz Strauß, der Vater Richards, war ein berühmter Hornist. Seine musikalische Anschauung war sehr konservativ. Man erzählt folgende Geschichte von ihm, die seine Ehrlichkeit ins beste Licht stellt: Richard Wagner fragte ihn, wie es komme, daß er die Parte in seinen Werken so ausgezeichnet spiele, obwohl ihm doch seine Musik so wenig sympathisch sei. Die schlichte Antwort lautete, daß das damit nichts zu tun habe. Diese gradlinige Gesinnungsweise des Vaters war richtungsweisend für den musikalischen Bildungsgang des Sohnes. Zu einer Zeit, da unter den jungen Musikern fast keiner sich dem geistigen Bann Liszts und Wagners zu entziehen vermochte, wuchs er in strenger klassischer Zucht auf. Die Romantiker — Mendelssohn, Schumann und Brahms — leuchten als Lieblingsvorbilder aus seinen ersten Werken, die nur in kleinen Einzelzügen Hinweise auf die spätere Entwicklung geben.

Ein Freund, Alexander Ritter — einst einer der wagemutigsten Vorkämpfer des Fortschritts, heute ein fast vergessener Name — führte ihn in die neue Welt ein. Der junge Künstler, der durch seine Fähigkeiten sogar schon die Gunst eines Hans von Bülow erworben hatte, trat mit gewaltigem technischen Rüstzeug in das bisher als feindlich geltende Lager. Hier setzt denn auch seine Entwicklung zur selbständigen künstlerischen Persönlichkeit ein. Was ihm sein charaktervolles Gepräge gab, war eine starke Verbundenheit mit der klassischen Form, die auch bei allen unentwegten und energischen Fortschritten immer wieder gewahrt, wohl oft gewaltig erweitert und kühn umgeformt, nie aber zerstört wurde. Während Liszt in seinen sinfonischen Dichtungen stets die musikalische Form aus der poetischen Idee entwickelte, beschritt Strauß vorwiegend den umgekehrten Weg, indem er nämlich die poetische Idee der sinfonischen Gestalt eingliederte. Ein Grundzug der damaligen zeitgenössischen Musik ist hierbei stets klar zu erkennen: das Hinneigen zum Intellektuellen. Aber dieses Streben erhält wieder einen sicheren Ausgleich durch das starke Temperament und das sichere Formgefühl.

Es soll dem Leser hier nicht zugemutet werden, wissenschaftlichen Auseinandersetzungen über die Stilistik Strauß' und ihre Entwicklung zu folgen. Trotzdem sei aber der Versuch gemacht, immerhin ein wenig Klarheit zu schaffen. — Eine der ersten maßgebenden Taten auf

dem Gebiete der sinfonischen Dichtung ist der „Don Juan“ (nach Lenau). Hier wird weniger der galante Held vor unserem geistigen Auge sichtbar, als der Vertreter ungehemmter und ungezügelter Sinnlichkeit, der nicht nur im Kampfe gegen eine höhere sittliche Weltordnung, sondern vor allem an der eignen Lebensübersättigung zugrunde geht. Schon hier feiert der hinreißende Melodiker ebenso große Triumphe, wie der mit unerhört realistischem Scharfblick ausgestattete Schilderer. Daß Strauß nicht nur in diesem, sondern auch in allen folgenden Werken den prachtvollen Glanz und den charaktervollen Klang des Orchesters um Ungeahntes gesteigert hat, daß er — ohne mit den Jüngsten der Moderne überzugehen — vor keiner noch so verwegenen harmonischen Kühnheit (und wie fein und sicher sind sie alle motiviert!) zurückgeschreckt ist, sei hier gleich vorweggenommen. Und nun ein nach allen Regeln der Schule geformter Satz, der ein altes beliebtes Motiv — „Durch Nacht zum Licht“ — zu überwältigendem Ausdruck steigert: „Tod und Verklärung.“ Ein Werk, das sich aus beängstigender Dumpfheit durchringt zur feierlichen Hymne reinigender Erlösung. Dieser pathetischen Schöpfung folgt bald ein heiteres Widerspiel: „Lill Eulenspiegels lustige Streiche“, nach alter Schelmenweise in Rondoform. Ein Künstler, der so viel Kraft zum Gegensatz besitzt, muß zu den Ausgewählten gehören. Der anders geartete Vorwurf wird zugleich auch bestimmend für die formale Gestaltung. Denn nun wird zum erstenmal die alte Rondoform den Zwecken der sinfonischen Dichtung dienstbar gemacht. Ein stets wiederkehrendes Thema — den urwüchsigen Schelmen selbst darstellend — wird abgelöst durch eine bunt wechselnde Reihe anderer Themen, die seine Umwelt charakterisieren. Ein fröhliche Weisheit predigender Schalk schlägt seine Purzelbäume. Alles Zersehende und Sarkastische aber wird vergessen, wenn wir nun in der wundersam lyrischen Coda hören, welch lieber Kerl dieser Ränkeschmied doch im Grunde seines Herzens gewesen ist. Und noch einmal wird das Gebiet der Philosophie beschritten: „Also sprach Zarathustra.“ Diese Schöpfung ist alles andere als ein weilläufiger Kommentar zu Nietzsches „Herrenmoral“. Sie zieht ihre Kräfte weniger aus dem philosophischen System, als aus der echt musikalischen Schönheit der bilderreichen Sprache. Und so bildet das über dem Leben schwebende große Tanzlied

den inneren Wesenstern des Werkes. Die Beschäftigung mit der Philosophie findet noch einmal eine humoristische Lösung: „Don Quixote“, phantastische Variationen über ein Thema ritterlichen Charakters. In stets wechselnden Szenenbildern begleiten wir den Ritter von der traurigen Gestalt und seinen ihm wie ein Schatten folgender Diener auf ihren Abenteuern und Irrfahrten. Es steckt ein ganz eigenartiger Humor darin, wie die unecht aufgeblähten Ideale immer wieder wie Seifenblasen zerplatzen und wie die großen Widerstände nachträglich immer als lächerliche Einbildung erscheinen — die Kunst eines großen, alles spielend beherrschenden Könners. Dem grandiosen „Heldenleben“, das dem Komponisten manche ehrende Feindschaft eingebracht hat, folgt dann die trotz des riesenhaften Orchesters von intemem Humor erfüllte „Sinfonia domestica“, ein lebenswürdiges Abbild häuslichen Lebens. Wie hier die Form geweitet ist, dabei aber doch alles bei einem klein wenig Einfühlungsvermögen einfach und ungezwungen wirkt, das ist wirklich bewundernswert. Und nicht minder zu bestaunen ist, wie hier die Themen wie in einem Kaleidoskop immer wieder geändert und in neuen Zusammenhang gebracht werden. Bei der „Alpensinfonie“, diesem kolossalen Naturbilde, sind immer erneut Stimmen laut geworden, die Strauß in mehr oder weniger scharfer Form des geistigen Diebstahls zeihen wollen. So kann man an sehr vielen Stellen lesen, daß das Sonnenthema der pathetischen Sinfonie von Tschai-kowsky entstamme. Es ist ein humoristischer Zufall, daß noch niemand die gleiche Stelle in Verdis „Rigoletto“ entdeckt hat. (Wer's nicht glauben will, der suche bitte nach!) Es lassen sich sogar zeitlich noch weiter zurückliegende Belege erbringen. Also doch — gestohlen? — Nur gemacht! Es gibt gewisse natürliche Konsequenzen, die — trotz ihres Alters — fast jedem Musiker unwillkürlich irgendwann einmal „einfallen“ müssen, weil sie sich eben nicht vermeiden lassen. Das ist genau so, als wenn zwei Schriftsteller sich über ein Vorrecht bei der gleichzeitigen Verwendung einiger Wörter streiten wollten. Denn nicht auf die „Wörter“, sondern auf die „Worte“ — auf den Sinn, der ihnen eigen ist — kommt es an. Und wenn hierin jeder von ihnen Originelles zu geben hat, so wäre eine Auseinandersetzung doch wirklich müßig. Auf das Musikalische übertragen: es gibt gewisse Formeln, die sich immer wieder gleichen müssen, deren Ausdruckskraft und Bedeutung aber stets von ihrer Verwertung und Ausgestaltung abhängig bleiben. Beobachtungen, die sich bei allen großen Meistern machen lassen. Woher also in diesem Falle die Berechtigung des Vorwurfs?

Orchester-, Kammer- und Klaviermusik der Jugendzeit enthalten besonders nach der formal-technischen Seite hin viel Wertvolles, wenn es auch noch nicht immer den Stempel des Persönlichen trägt. Die großen bedeutenden Chorwerke gehören leider größtenteils der Geschichte an, und unter den Liedern sind zumeist jene die hervorragendsten, die man so gut wie gar nicht hört.

Es ist leicht erklärlich, daß ein Meister, der in seinen sinfonischen Werken soviel dramatische Schlagkraft bewiesen hat, sich zur Bühne hingezogen fühlen mußte. Sein Jugendwerk, dem die ersten großen sinfonischen Erfolge vorausgehen — der ernste „Guntram“ — steht noch sehr stark unter dem direkten Einfluß Richard Wagners. Überhaupt folgt Strauß gerne den Theorien des großen Bayreuthers, auch dann noch, als er auch auf diesem Gebiete selbständige Persönlichkeit geworden ist. Nach einem halbvergessenen Ausfluge auf den Boden des persönlich zugespitzten satirischen Singspiels „Die Feuersnot“ er-

scheint die „Salome“. Dies Drama der Deliranz erhält durch die Kraft der Musik eine überzeugend starke Weihe. Im Schlußgesang der Salome fallen alle unreinen Schlacken ab. Die Schönheit der Musik hebt hier weit hinweg über alle Grausamkeit des Gegenständlichen und spielt hinüber in das Gebiet großer geheimnisvoller Kulte. Wollte man die Form dieses Werkes genauer analysieren, so würde man mit Staunen feststellen können, daß sie von einem normalen, nur eben sehr ausgedehnten Sinfoniesatz kaum zu unterscheiden ist. Eherne Wucht antiker Größe kündigt die „Elektra“, ein Werk, das in Vernichtungswillen und Dürstlichkeit so geschlossen bleibt, daß ihm fast jeder Lichtblick fehlt. Und nun auch von hier aus der Weg ins Heitere. „Der Rosenkavalier“ ist die erste reife Frucht dieser Abkehr von der Tragik. Alle Heimlichkeit des verträumten Wien, alle Zartheit der Liebe junger Seelen, die ganze Seligkeit des echten Wiener Walzers, die polternde Robustheit des ungeschlachteten Ochs von Lerchenau werden hier wach. Gestalten und Gesichte in Fülle, alles überströmt von einem Reichtum wundervollster Musik, der auch die Ironie nicht fremd bleibt. Ein frisch drausgängerisches Musizieren ist das besondere Kennzeichen dieses Humors. Aber der Trumpf, der danach ausgespielt wird, ist noch wertvoller. Drei Bearbeitungen haben der „Ariadne auf Naxos“ erst die endgültige Ausdrucksform gegeben. Der Geist der commedia dell'arte wird noch einmal beschworen. Typische alte Opernfiguren wirbeln in buntem Wechsel durcheinander. Wer diese betörend süße Melodik einmal gehört hat, dem bleibt sie als liebe Erinnerung unvergesslich. Und das Unglaubliche wird Ereignis: der Künstler, der so mancher Anfeindung wegen der Maßlosigkeit der von ihm angewandten Mittel ausgesetzt war, kehrt hier zum kleinen Orchester zurück. Eine Rückkehr? — Nein, er zeigt nun erst, welch ungeahnter Klang- und Melodienreichtum aus der kammermusikalischen Anordnung der Instrumente zu holen ist. Diese Partitur ist eines der schönsten und lebenswürdigsten Klangwunder. „Die Frau ohne Schatten“ zeigt Strauß dann auf dem Boden des Märchens; seine neuesten, zum Teil noch unaufgeführten Werke lassen stets wieder ein neues stoffliches Gebiet, stets wieder neue Schönheiten erwarten.

Und wenn wir nun zusammenfassen wollen, so muß noch einmal gesagt werden, daß das fast vereinzelt dastehende Formgefühl Strauß' ihn trotz aller Vielseitigkeit stets vor Entgleisungen bewahrt. Ganz im Gegenteil sogar — er ist als Künstler ein scharf und markant geschnittener Charakterkopf. Es gibt viele hämische Leute, die ihm jeden Charakter absprechen wollen. Schweren Herzens müssen sie allerdings zugeben, daß er immerhin Talent hat. Im zweiten Punkte haben sie unbedingt Recht. Und wenn sie wirklich im ersten Punkte einmal ein Gran Wahrheit nachweisen sollten, so hätte das wenig zu bedeuten. Denn ein Künstler mit solch fabelhaft sicherem Formgefühl beweist schon allein dadurch, daß er für die Ehrlichkeit seines Schaffens volle Bürgschaft übernehmen darf. Und nachdem er einmal seine „Richtung“ gefunden hatte, ist er — ohne sonderliches Aufbliden nach den „Neuesten“ — stets sich treu geblieben. War er doch Neuerer zur Genüge! Gedenken wir daher an diesem Tage frohen Herzens des Mannes, dem die Kunst so unendlich viel zu verdanken hat — nicht nur direkt durch seine Werke, sondern auch indirekt durch seine befruchtenden Anregungen — und hoffen wir, daß ihm beschieden sein wird, uns noch durch manche Gabe seiner ungebrochenen Schaffenskraft zu erfreuen!

„Amerikanische“ Reklame

Von Dipl.-Ing. Fr. Heinzenberg, Berlin

Es soll hier nur von einem Teilgebiet der papiernen Werbung gesprochen werden, nämlich von den Anzeigen in Zeitschriften, und zwar nur von den Anzeigen in technischen Zeitschriften, in denen also im wesentlichen auf Maschinen, Apparate, Werkzeugmaschinen usw. hingewiesen wird. Kosmetische Mittel, Stiefelwische, Hühneraugenmittel, Patent-Medikamente und ähnliche Dinge, die zu ihrer Anpreisung einer ganz anderen Sprache bedürfen, kommen hier nicht in Betracht.

Wird in Deutschland für eine solche Anzeige ein Entwurf verlangt, so hört man nicht selten den Besteller zum Schluß seiner Ausführungen sagen: So, und nun bitte recht amerikanisch. Dieser Wunsch wird dann mit einer schwungvollen Handbewegung begleitet, die etwa bedeuten soll: es muß etwas über die Maßen Zugkräftiges werden.

Um mir selbst auf die Frage, was in diesem Zusammenhang der Ausdruck „amerikanisch“ eigentlich bezeichnen soll, eine Antwort geben zu können, habe ich den Anzeigenteil einer ganzen Anzahl amerikanischer technischer Zeitschriften kritisch durchgesehen. Ich habe versucht, einen Berg ausgeschnittener Anzeigen zu klassifizieren, indem ich die ihrem Charakter gleichartigen in Gruppen zusammenfaßte, und zwar so, daß diese Gruppen eine Stufenfolge bildeten, an deren einem Ende der Begriff „deutsch“, am andern der Begriff „am wenigsten deutsch“ stand. Die am letztgenannten Ende der Reihe eingeordneten Gruppen mußten dann das enthalten, was am kennzeichnendsten für den Begriff „amerikanisch“ ist. War dieser Begriff nicht nur eine unklare Vorstellung, so mußten ferner die Gruppen am amerikanischen Ende die überwiegende Mehrzahl der ausgeschnittenen Anzeigen aufnehmen.

Statt dessen ergab sich aber, daß alle Gruppen ziemlich gleichmäßig besetzt waren, von der tollsten amerikanischen Trickanzeige bis zur schlichten deutschen Sachanzeige. Dieses Ergebnis bestätigt, daß es einen einigermaßen fest umschreibbaren Begriff „amerikanische Reklame“ gar nicht gibt, daß drüben die papiernen Werbung ebenso wie hier die verschiedensten Spielarten aufweist, die sich nur dem Grade nach von den hiesigen dadurch unterscheiden, daß die Scheu vor Abgeschmacktheiten drüben weniger stark entwickelt ist als bei uns.

Die in Abb. 1 wiedergegebene Anzeige ist der amerikanischen Zeitschrift „Electrical World“ entnommen und stammt von einer ganz bekannten Firma für Dynamobürsten. Der Text zu der dargestellten hochdramatischen Szene beginnt mit dem Hexenglauben der Himalaja-Bewohner und geht dann mit einem eleganten Salto mortale auf die vorzüglichen Eigenschaften der Morganite-Bürsten über.

Viele würden das „echt amerikanisch“ nennen. Auf die meisten von uns wirkt es abstoßend, jedenfalls ist es für uns kritische Deutsche äußerst schwer zu verstehen, was mit der ganzen Sache eigentlich gewollt ist. Versuchen

wir, uns darüber klar zu werden, wie die Anzeige auf einen unvoreingenommenen Beschauer wirkt: Zweifelloos wird das Bild seine Aufmerksamkeit erwecken, schon allein deshalb, weil man etwas derartiges in einer ernsthaften technischen Zeitschrift nicht erwartet. Hat er etwas Zeit, so wird er auch den Text lesen, um hinter das Geheimnis zu kommen, und er wird dann jedenfalls sehr überrascht sein, wenn plötzlich zwischen den Hexen des Himalaja und den Morganite-Bürsten eine Verbindung hergestellt ist.

Diese Überraschung ist offenbar das, worauf der Erfinder dieses geistreichen Kunststückes abzielt. Ist nun unser Leser ein Mann, der mit Dynamobürsten gar nichts zu tun hat, so wird die Überraschung eine arge Enttäuschung sein, da er veranlaßt worden ist, seine Zeit mit einer für ihn ganz gleichgültigen Sache zu vergeuden; ist er aber wirklich Verbraucher von Dynamobürsten, so wird er sich kaum des Eindruckes erwehren können, daß es mit einem Erzeugnis, zu dessen Anpreisung es derartiger Tricks bedarf, nicht weit her sein kann. Man sagt sich unwillkürlich, daß hier versucht wird, eine Sache von zweifelhaftem Wert mit den äußersten Mitteln zu halten.

Ein Leser, der wenig Zeit hat — und wer hat viel Zeit für den Anzeigenteil einer Zeitschrift? — wird über diese Anzeige ohne weiteres hinweggehen, denn er kann unmöglich ahnen, daß sich hinter dem indischen Hexenbad die von ihm vielleicht gesuchten Dynamobürsten verstecken. Tatsächlich will sich doch aber die Anzeige gerade an diejenigen wenden, die Dynamobürsten brauchen. Wäre es da nicht einfacher, wirksamer und geschmackvoller, sie so auszustatten, daß man auf den ersten flüchtigen Blick sieht, um was es sich handelt?

Nicht viel besser nach dieser Richtung, wenn auch sachlicher und weniger wild, ist die Anzeige Abb. 2. Der flüchtige Beschauer muß durch das Bild den Eindruck gewinnen, daß Telephonanlagen angepriesen werden sollen, während in Wirklichkeit von Dampfturbinen die Rede sein soll.

Eine andere Firma zeigt ein ganzseitiges Bild, auf dem ein Maschinist ein schweres Gewicht an das Sicherheitsventil einer Dampflokomotive hängt. Der Dampftechniker glaubt, hier etwas für ihn Wichtiges zu finden und ist sehr enttäuscht, bei näherem Zusehen zu entdecken, daß die Firma besonders zuverlässige elektrische Sicherungsstöpsel empfiehlt. Gedankengang: ebenso gefährlich wie das, was der Mann auf dem Bilde macht, ist es,

in einer elektrischen Leitungsanlage schlechte Sicherungen zu verwenden, die bei Überlastung nicht sicher abschmelzen. Der Elektro-Installateur, an den sich die Anzeige eigentlich wendet, wird sie in 90 von 100 Fällen einfach übersehen. Was gehen ihn Dampflokomotiven an?

Ich weiß nicht, ob der Amerikaner sehr stolz darauf sein wird, wenn man solche Dinge „echt amerikanisch“ nennt. In Deutschland sind die Liebhaber dieser Art von Reklame meist Anfänger, die glauben, daß das für sie Neue, das, was die anderen machen, namentlich das, was aus dem



Abb. 1

Auslande kommt, unter allen Umständen das Bessere und Nachahmenswerte ist.

Wir übergehen nun die zahllosen Zwischenglieder und nehmen ein Beispiel vom anderen Ende der Kette, wo die Anzeigen nach deutscher Art eingeordnet waren (Abb. 3).

DECEMBER 1, 1923 ELECTRICAL WORLD 99

A costly shut-down saved by a phone call

SATURDAY—10 A.M.
Plant superintendent phones local Terry office that one of the small parts of the Terry Turbine has broken. Asks what can be done and how soon, as he does not want to shut down plant.

SATURDAY—10:02 A.M.
Local Terry office gets Terry plant on telephone. Describes trouble and requests that something be done at once. Service man is called in and ordered to start at once for plant in trouble.

SATURDAY—12 Noon.
Service man leaves Terry plant in Hartford with new parts. Arrives at destination less than half an hour later. Replaces broken parts and starts turbine. Service man returns to Hartford less than half an hour later. Service man returns to Hartford less than half an hour later.

It goes without saying that the wearing parts of any piece of machinery will eventually need replacement. That is why automobile manufacturers maintain service stations almost universally. The better the car, the wider the distribution of service stations.

The TERRY Turbine is no exception to the laws which govern the life of a piece of machinery. So perfectly has the TERRY Turbine been standardized, that as a rule the plant engineer can make replacements himself. A complete stock of parts are available at the TERRY plant for quick repairs. These parts

being small, can be easily and speedily delivered to any plant anywhere. This is a feature of TERRY service.

While the incident referred to above does not often arise—when it does, TERRY service can be relied upon to meet the emergency promptly.

A TERRY Engineer will gladly explain to you the many features which have elevated the TERRY Turbine to the undisputed high position it occupies in the field of power plant and allied equipment.

The TERRY TURBINE
SEE TELEPHONE DIRECTORY FOR OFFICE ADDRESS IN YOUR CITY
THE TERRY STEAM TURBINE CO.
TERRY SQUARE
HARTFORD, CONN.

Abb. 2

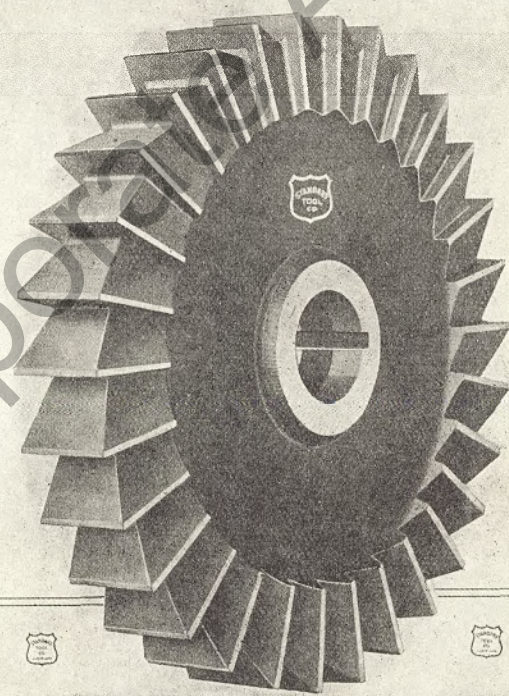
Was hier sofort, alles andere verdrängend, ins Auge springt, ist das Erzeugnis selbst, das angekündigt werden soll, die Sache, auf die es ankommt, weshalb man für solche Darstellungen auch das gute deutsche Wort „Sachanzeige“ geprägt hat. Außerdem ist aus der Anzeige deutlich zu erkennen: die herstellende Firma und deren Warenzeichen und diese drei Dinge sind die wichtigsten Bestandteile jeder Ankündigung.

Wer Fräser braucht und den Anzeigenteil der Zeitschrift (Machinery) noch so flüchtig durchblättert, wird bei dieser Seite stehen und er wird auf den ersten Blick wissen, daß The Standard Tool Company in Cleveland Fräser herstellt, die sich sehen lassen können. Da sind keine Rätsel zu lösen und keine Gedankenumwege zu gehen. Keine Überraschungen, aber auch keine Enttäuschungen!

Die Aufgabe lautet nicht: auffallen um jeden Preis, sondern angenehm auffallen! Es genügt nicht, von sich reden zu machen; die Hauptaufgabe ist erst gelöst, wenn es in den Kreisen, die man beeinflussen will, heißt: Die Rundgebungen dieser Firma machen einen soliden Eindruck, sie erwecken Vertrauen. Diese Aufgabe ist viel

leichter zu lösen, als gewisse Werbefachleute ihren Auftraggeber glauben machen wollen. Der sicherste Weg hierzu ist eben die Sachanzeige.

Zum Schluß noch ein Wort über die deutsche Reklame im Ausland. Man wird mir entgegenhalten, daß sich die Werbung im Ausland dem jeweiligen Landesgeschmack anpassen müsse. Das kann man bis zu einem gewissen Grade tun, darf dies aber nicht so weit treiben, daß der Ausländer diese Absicht als Aufdringlichkeit und als würdelose Nachäffung empfindet. Im übrigen brauchen wir den Geschmack und die Leistungsfähigkeit unserer deutschen Graphiker auch im Ausland wirklich nicht zu verleugnen. Auch hier überbrückt die Sachanzeige alle Schwierigkeiten, da sie international verstanden und geschätzt wird. Unser letztes Beispiel ist ja auch nicht einer deutschen, sondern einer amerikanischen Zeitschrift entnommen. Viel wichtiger als die Ausstattung ist aber bei



MILLING CUTTERS
ALL KINDS FOR ALL PURPOSES

THE STANDARD TOOL CO.
Cleveland, Ohio

New York Store: 94 Reade St.
Chicago Store: 552 W. Washington Blvd.
Philadelphia: 401 Liberty Bldg.
Boston: 1101 Seelye Bldg.
San Francisco: 401 Market St.
London: 100 Strand
Paris: 100 Boulevard des Capucines
Hamburg: 100 Neuer Markt
Berlin: 100 Unter den Eichen
Frankfurt: 100 Römerstr.
München: 100 Marienplatz
Köln: 100 Deutzer Str.
Düsseldorf: 100 Königsplatz
Stuttgart: 100 Königsplatz
Karlsruhe: 100 Kaiserstr.
Mannheim: 100 Hauptstr.
Heidelberg: 100 Hauptstr.
Worms: 100 Hauptstr.
Mainz: 100 Hauptstr.
Trier: 100 Hauptstr.
Saarbrücken: 100 Hauptstr.
Luxemburg: 100 Hauptstr.

Abb. 3

der papiernen Werbung im Ausland die sprachliche Richtigkeit. Stümperhafte Übersetzungen wirken lächerlich und das schlimmste, was einer Anzeige zustoßen kann, ist, daß man sie lächerlich findet.

Übriggebliebene und wieder neueingeführte Pflanzen früherer Erdperioden unserer Heimat

Von Studienrat Kaltenbach

Mit 12 Originalaufnahmen des Verfassers und einer Zeichnung

Zahrmillionen sind vergangen, seit auf dem festgewordenen Erdball erstes Leben auftrat. Wie es entstand, woher es kam? — Die Wissenschaft kann uns bis heute keinen Aufschluß darüber geben. Unzählbare Geschlechter lebender Organismen bevölkerten seit dieser Zeit unsere Erde. Viele haben gelebt, sind gestorben und verdorben, ohne für uns merkbare Spuren ihres Erdendaseins zu hinterlassen. Von anderen dagegen hat Mutter Erde mehr oder weniger getreue Abbilder in Gestalt von Versteinerungen und Abdrücken uns bewahrt.

Ob schon als sicher anzunehmen ist, daß pflanzliches Leben zum mindesten gleichzeitig, wahrscheinlich aber früher auf der eben erst für Lebewesen bewohnbaren Erde auftauchte, geben doch die bisher in das steinerne Buch der Erdrinde eingeschriebenen Runen auf den ersten Seiten nur Aufzeichnungen tierischer Geschlechter. Erst im Silur treten auch unverkennbare pflanzliche Urkunden auf. Alle früheren Funde, wie z. B. die kambrischen Denticuliten, haben sich als Pflanzenteile zuweilen täuschend gleichende mineralische Gebilde einwandfrei erwiesen und sogar in einfacher Weise nachahmen lassen.

Eine vergleichende Betrachtung der gemachten Funde mit den heutigen Lebewesen zeigt uns, daß hinsichtlich der Form besonders in der Pflanzenwelt oft schon seltsame Übereinstimmung mit diesen herrscht, während die Tierwelt früherer und früherster Perioden starke Abweichungen von der heutigen zeigt. Bestimmend mögen hier wohl die weit weniger Abänderungen zulassenden, schon damals den heutigen ähnelnden Lebensbedingungen der an das Wasser und vor allem an den Boden gefesselten Pflanzen gewesen sein.

Wir wollen nun nicht das betrachten, was von der Pflanzenwelt im Laufe der Zeiten hervorgebracht wurde, dann aber gleichsam als unbrauchbar von ihr verworfen und als nicht mehr lebensfähig vernichtet worden ist, sondern die Formen, die uns bis auf den heutigen Tag durch mehrere Erdperioden hindurch noch erhalten sind, wenn auch vielleicht etwas abgeändert.

Zum allgemeinen Verständnis seien noch einige kurze Worte über den Aufbau unseres Pflanzensystems vorausgeschickt.

Man unterscheidet zunächst niedere und höhere Pflanzen. Zu den ersteren gehören die Spaltpilze oder Bakterien, jene schlimmsten Feinde und größten Wohltäter des Menschengeschlechts, weiterhin die höheren Pilze, wie unsere Speisepilze, die Algen, Lauge, Moose, Schachtelhalme, Bärlappe und Farne.

Alle diese Pflanzen schnüren zur Fortpflanzung der Art einzellige Gebilde, die Sporen, an den verschiedensten Teilen ihres Leibes ab. Diesen niederen oder Sporenpflanzen stehen die höheren oder Samenpflanzen gegenüber. Ihr Geschlecht ist jünger, dafür ist ihr Bau und die Bildung ihres der Fortpflanzung der Art dienenden Organs entwickelter. Der Samen ist ein durch Vereinigung einer Samen- und einer Eizelle entstehendes vielzelliges Gebilde, das in seinem Innern schon deutlich die Anlage der jungen Pflanze, den Keimling, beherbergt. Es sei hier nur auf den Keimling bei der Bohne, der Eichel oder der Kastanie hingewiesen.

Die Samenpflanzen ihrerseits lassen sich nochmals trennen in nacktsamige und bedecktsamige. Ein Schulbeispiel für Nacktsamigkeit bietet uns die Eibe (*Taxus baccata*). Aus einem hellroten, essbaren Samenmantel ragt der olivgrüne giftige Same weit hervor. Die Eibe war ein in den früheren deutschen Mischwäldern weit verbreitetes Nadelholz. Leider ist dieser äußerst langsam wachsende Baum durch die Bestandswaldwirtschaft und durch systematische Abholzungen wegen seines vorzüglichen Nutzholzes als Waldbaum fast ganz aus unseren Wäldern verschwunden, so daß starke Eibenbäume in Deutschland selten sind.

Abb. 1 zeigt einen typisch gewachsenen Eibenbaum von 2 m Umfang in Haus Cromford bei Ratingen (Düsseldorf). Bekannt sind die Figurenbäume und lebenden Wände der Rokokogärten aus Eibenpflanzen. Auch die übrigen Nadelhölzer gehören zu den nacktsamigen Pflanzen.

Bedecktsamig sind unsere Laubbölzer, Stauden und Kräuter. Die von dickem Fruchtfleisch umgebenen Samen des Apfels (die Kerne) zeigen deutlich die Bedecktsamigkeit.

Die Erdurkunden liefern uns nun den Beweis, daß auch in der Pflanzenwelt eine stetige Entwicklung vom Niederen zum Höheren stattgefunden hat.



Abb. 1. Eibe in Cromford bei Ratingen

Die aus dem Altertum stammenden Reste gehören nur den Sporenpflanzen an. Während heute zu dieser Pflanzengattung nur kleine und kleinste Geschöpfe gehören, finden wir in der Steinkohle riesige Vertreter, wie z. B. die Schuppen- und Siegelbäume.

Am Ausgang des geologischen Altertums für die Paläobotanik – jedoch schon Mittelalter bildend – treten Baumfarne, Singkobäume und schließlich die ersten Nadelhölzer auf, denen dann die Palmfarne folgen.

Den Übergang zur Neuzeit kennzeichnet dann das Auftreten der eigentlichen Palmen und der Laubbäume; es ist jene Periode, in der wir uns noch heute befinden.

Jene gewaltigen Moor- und Sumpfwälder der Steinkohlenzeit, in denen baumartige Farne, Schachtelhalme und Bärlappgewächse jene riesigen Mengen Sonnenenergie aufspeicherten, die uns heute als Steinkohle unsere Kultur ermöglichen, sind für immer dahin. Und doch sind lebendige Zeugen jener Zeit bis auf uns gekommen.

Freilich, ihre Blütezeit, d. h. die Zeit ihrer höchsten Entwicklung, ist längst vorüber. Aus den Baumriesen sind höchstens 2 m hohe, meistens aber noch viel kleinere Pflanzen geworden; sie sind die entarteten Nachkommen eines einst vorherrschenden Geschlechtes.

Von den Farnen, die ja wohl jedem bekannt sind, möchte ich nur unsern schönsten, allerdings infolge Ausrottung sehr gefährdeten Farn in Abb. 2 zeigen. Es ist der Königsfarn (*Osmunda regalis*), der jetzt meistens nur noch in schwer zugänglichen Bruchwäldern zu finden ist. Eigentümlich ist bei ihm, daß er die Sporen nicht in kleinen Häufchen unter den Blättern abschnürt, sondern ganze Blattwedel in Sporenträger umwandelt, die dann auf den Uneingeweihten den Eindruck eines vertrockneten Blattes machen. Die Abbildung zeigt sowohl auf der rechten wie auch auf der linken Seite je einen Sporenträger.

In anmoorigen Waldlichtungen ist bisweilen der größte unserer einheimischen Schachtelhalme, der Riesenschachtel-



Abb. 2. Königsfarn bei Düsseldorf

halm, bestandbildend zu finden. Abb. 3 zeigt uns ein solches Schachtelhalm Dickicht und veranschaulicht uns noch heute im kleinen einen Wald der Steinkohlenzeit. Die aus ineinandergesteckten – gleichsam eingeschachtelten – Röhrchen bestehenden, etwa 2 m hohen, weißgrünen Stengel mit den quirlig angeordneten, ebenso gebauten Zweigen bilden ein fast undurchdringliches Dickicht, dessen anmooriger Boden bei jedem Schritt verdächtig glückt und gurgelt.

Die in den Steinkohlenbergwerken gefundenen Schachtelhalmstämme oder – sagen wir besser deren Ausgüsse – zeigen uns den gleichen Bau wie unsere heute noch lebenden Formen. Wir haben es somit beim Schachtelhalm, dessen kieselhaltige, hohle Stengel früher als Rinnröhren zum Scheuern benutzt wurden, mit einem sehr ehrwürdigen Vertreter des Pflanzengeschlechtes zu tun. Bekanntester als der Riesenschachtelhalm dürfte wohl der als lästiges Unkraut auf sandigem Boden nur zu häufig auftretende Acker-Schachtelhalm sein. Im ersten Frühjahr treibt er aus den weit im Boden sich verzweigenden Wurzelstöcken seine weißröthlichen Halme mit dem keulenartigen Sporenträger, im Sommer folgen dann jene grünen Tannenbäumchen ähnelnden Sommertriebe, die den ersteren, vom eingeschachtelten Stengel abgesehen, völlig unähnlich sind.

Hatten wir es bisher immer noch mit aufrechten, bis zu 2 m hohen Pflanzen zu tun, so zeigt uns Abb. 4 eine schlangengleich in das Gras der Waldlichtung gedrückte kriechende moosartige Pflanze. Es ist der Reulenhärlapp (*Lycopodium clavatum*). Die Abbildung zeigt in der Mitte einen dreiteiligen und links einen zweiteiligen aus dem Gras sich erhebenden walzenartigen Sporenträger. Aus ihm entnimmt der Apotheker jenes hellgelbe, äußerst feinkörnige Pulver, um seine Pillen darin zu wälzen. Diese staubfeinen Sporen kommen unter dem falschen Namen Bärlappsporen oder Hexenmehl in den Handel. Früher wurde dieses Hexenmehl auch

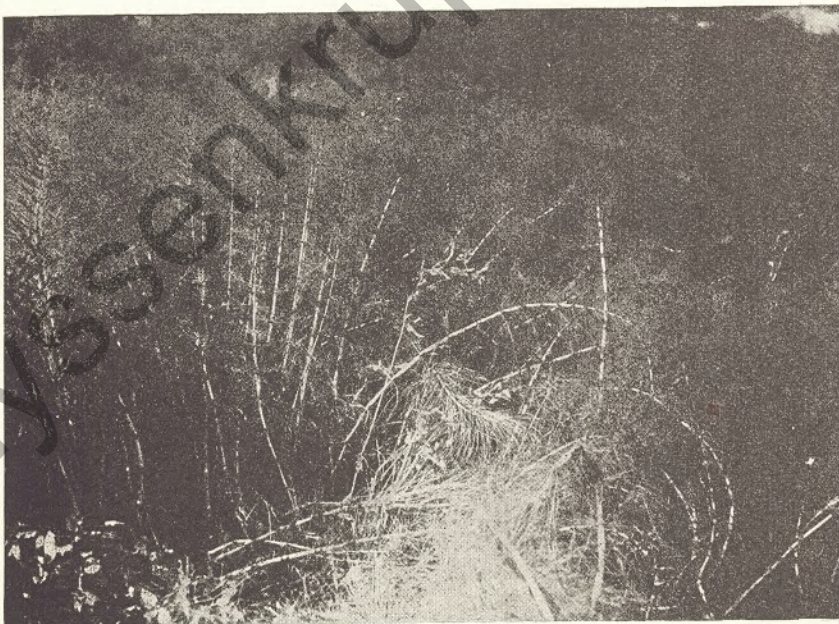


Abb. 3. Riesenschachtelhalm (*Equisetum Maximum*) bei Düsseldorf

Abb. 4. Keulenbärlapp (*Lycopodium clavatum*) bei Düsseldorf

zur Darstellung von Blüten bühnentechnisch verwendet. Der Keulenbärlapp hat wegen seines eigenartigen Wachstums auch im Volksmund den Namen Schlangenmoos.

Diese eigenartige Pflanze ist auch der kümmerliche Nachkomme eines Geschlechts, das hoch über dem Boden der Steinkohlenwälder seine Kronen im Winde wiegen konnte und dessen Überreste als Schuppen- und Siegelbäume oft in Stämmen von mehreren Metern Umfang im Steinkohlengebirge gefunden werden. Die seltsame dachziegelartige Anordnung der schuppenartigen Blätter an dem dünnen Bärlappstämmchen weisen neben den keuligen Sporenträgern auf die ausgestorbenen großen Verwandten hin.

Wir gehen in der Erdgeschichte einen Schritt weiter und finden im Dyas zahlreiche seltsam geformte Blattabdrücke, die den Blättern unserer heutigen Pflanzen so ganz unähnlich sind. Und doch begegnen wir noch jetzt, wenn auch vereinzelt in Parkanlagen einem Baum mit solch eigenartig geformten Blättern. Es ist der Gingko- oder Elefantenoherbaum. Schon unser Altmeister Goethe, der diesen Baum zum ersten Male im Jahre 1815 im Heidelberger Schloßgarten sah, wurde durch die seltsame Blattform zu folgenden Versen angeregt:

Dieses Baumes Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.)

Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?

Solche Frage zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Goethe faßte das zum Teil zweigespaltene Blatt als Sinnbild innigster Freundschaft auf und verehrte daher einige Blätter seiner Freundin Marianne von Willemer.

Nur an einem Orte auf der Erde ist der Baum noch urwüchsig zu treffen: in China, jenem Lande, das es so lange verstanden hat, sich streng gegen die Außenwelt abzuschließen. Der Gingkobaum gehört zu den alten Kultbäumen der Chinesen und ist in ihren Tempelhainen

zu finden; wild treffen wir ihn nur noch in Südchina gegenüber der Insel Formosa an.

Auch im unbelaubten Zustande zieht der Baum durch seinen starr aufstrebenden Wuchs, seine zahlreichen kurzen, 3 bis 4 cm langen Seitenästchen, ähnlich den Tragästchen des Apfelbaumes, die Aufmerksamkeit des Naturfreundes auf sich (Abb. 5). Vom Blatt ist im Jahrgang III dieser Zeitschrift, Heft 1 Seite 11 Abb. 7b eine Zeichnung gegeben.

Die Blattform, die eigenartige Verteilung der Blattrippen und auch sonstige Merkwürdigkeiten im Bau der Blüten dieser Pflanze haben den Botanikern manches Kopfzerbrechen gemacht. Bis erst im Anfang dieses Jahrhunderts ein japanischer Gelehrter einwandfrei nachwies, daß der Gingko nicht zu dem altherwürdigen Geschlecht der Eiben, sondern zu einer besonderen Pflanzengattung gehört, die als Bindeglied zwischen den Palmfarnen und unsern Nadelhölzern anzusehen ist.

Der Baum war, wie Funde beweisen, bei uns im Dyas sehr verbreitet. Die von Norden und Süden sich heranwühlenden Eismassen hatten ihn aus Deutschland vertrieben, und erst nach langer, langer Zeit ist es dem Kulturmenschen gelungen, ihm wenigstens in unsern Parkanlagen eine neue Heimstätte zu verschaffen. Allerdings hat auch er mit seiner technisch rückständigen fächerartigen Blattnervenverteilung wohl keine wahre Daseinsberechtigung mehr in unserer Flora und kann so auch nur als Überrest einer ehemals artenreicheren Familie angesehen werden.

Abb. 5. Elefantenoherbaum (*Ginkgo biloba*) im Hofgarten, Düsseldorf



Abb. 6. Mammutbaum (*Sequoia gigantea*)
bei Ratingen, Düsseldorf

In Westdeutschland und im Küstengebiet der Nord- und Ostsee finden wir bisweilen, so z. B. vor dem Hotel Stubbenkammer auf Rügen, einen wunderbar aussehenden Zierbaum. Stamm wie Äste sind mit dreieckig zugespitzten, lederartig harten, dunkelgrünen, dachziegelartig angeordneten Schuppen bedeckt; da sonst keine Blätter zu entdecken sind, müssen diese Schuppen wohl die Blätter darstellen. Auf den ersten Blick weiß man nicht, ob die Pflanze zu den Laubböhlzern oder Nadelhöhlzern zu rechnen ist. Und doch haben wir es hier mit einem Zapfenträger, also einem Nadelholz aus den ersten Anfängen dieses Geschlechtes, zu tun. Es ist eine Araucarie (*Araucaria imbricata*), eine nahe Verwandte der als Zimmeranne so häufig kultivierten Norfolkanne der *Araucaria excelsa*. Auch diese letztere zeigt im Bau ihrer Blätter starke Abweichung von unseren heutigen Nadelhöhlzern und gehört, wie ihre Verwandte und die Taxusgewächse, zu den ersten Anfängen der Nadelholzgewächse. Sie waren gleichfalls einst bei uns heimisch und können jetzt wohl das Seeklima, nicht aber das Binnenklima Deutschlands vertragen. Bemerkte sei hier noch, daß die vielen Mißerfolge bei der Haltung der Norfolkanne im Zimmer darauf beruhen, weil der Pflanze die nötige Feuchtigkeit fehlt. Die in dem immer feuchten, dunstigen Klima der Norfolkinseln gut gedeihende Pflanze muß daher auch jeden Tag mindestens einmal überbraust werden, sonst stößt sie die unteren Zweige ab und bildet einen rutenförmigen Stamm mit unschöner Krone.

Auch die mächtigsten von allen jetzt lebenden Bäumen zählten einst zu den unseren und wurden aus den oben angegebenen Gründen uns landfremd. Es sind die Mammutbäume (*Sequoia gigantea*), jene Bäume, die

es bis in die fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts verstanden, sich dem suchenden Blicke des Forschers zu entziehen. In einem weltentlegenen Tale Kaliforniens hatten sie, als letzte Überbleibsel einer sonst von der Erdoberfläche vertilgten Art, Zuflucht gefunden. Hier stand ein ganzer Hain mehrtausendjähriger, bis zu 120 m hoher und bis zu 31 m Umfang habender lebender Holzsäulen. In wenigen Jahrzehnten hat es der Kultur Mensch verstanden, sie mit allen Mitteln moderner Technik zu bekämpfen und zu Fall zu bringen. Nur einige wenige von ihnen sind durch Gesetz in letzter Stunde vor der Vernichtung bewahrt worden. Bald nach ihrer Entdeckung brachte man Samen nach Europa. Abb. 6 zeigt uns zwei prächtige Stämme, die etwa 65 Jahre alt sind, in einem Park bei Ratingen (Düsseldorf). Wir sehen den typischen pyramidenartigen Wuchs mit dem zum Grunde hin stark verbreiterten Stamm. Die rotbraune, bastartige Außenrinde dieser Bäume ist schwammartig und läßt sich daher leicht mit dem Finger 1 bis 2 cm tief eindrücken. Dieses von zahlreichen Luftkammern durchsetzte Rindengewebe bietet dem Baume auch einen vorzüglichen Schutz gegen allzu große Wärme und Kälte. Stammquerschnitte der kalifornischen Riesen haben uns gezeigt, daß die Bäume mehrmals großen Waldbränden ausgesetzt waren, ohne von diesen vernichtet zu sein; ihre Rettung dürften sie wohl in erster Linie dieser eigenartigen Struktur ihrer Rinde zu verdanken haben.

Aber auch die Mammutbäume gedeihen jetzt nur gut in den Teilen Deutschlands, in denen maritimes Klima herrscht. Im Binnenlande haben sie unter den trockenen kalten Ostwinden allzu stark zu leiden. Das gleiche kann von der auch in früheren Erdperioden bei uns heimischen



Abb. 7. Libanonzeder (*Cedrus Libani*)
Schloß Heltorf bei Düsseldorf

Libanonzeder gelten. Wie Abb. 7 und 8 zeigen, gedeiht dieser Baum in Westdeutschland sehr gut. Der in den Abbildungen gezeigte Baum ist 106 Jahre alt und besitzt in 1,30 m Stammhöhe 4,10 m Umfang. Der Baum dürfte wohl mit zu den stärksten Libanonzedern Deutschlands zu rechnen sein, er steht im Park des Grafen Spee zu Schloß Heltorf bei Düsseldorf. Auch die Libanonzeder ist sogleich an ihrer Wuchsform zu erkennen. Die im Alter gabelig verzweigte Krone erscheint dachförmig gestuft. In der Benadelung ähnelt sie sehr unserer Lärche, auch sie trägt an kurzen Seitentrieben büschelartig angeordnete Nadeln; während aber die Lärche ihre Nadeln im Herbst abwirft, steht die Zeder auch im Winter in vollem Nadel-schmuck da.

Neben Palmfasern und Palmenhölzern finden sich in unseren Braunkohlengruben auch bisweilen die mächtigen Stüken eines Nadelholzes, das jetzt in den Swamps Kaliforniens und Mexikos zu finden ist und das schon seit über einem Jahrhundert bei uns in den Parks wieder eingebürgert ist. Es ist die Sumpfszypresse (*Taxodium distichum*). Abb. 9 zeigt uns einen Stamm im unbelaubten Zustande, der die Wachstumsform dieser Pflanze erkennen läßt. Auch hier wie bei dem Mammutbaum der aus breiter Basis sich ziemlich stark nach oben verjüngende Stamm. Abb. 10 gibt eine Sonderaufnahme des unteren Stammteiles mit seiner Umgebung. Aus dem Wiesen-grunde ragen eigentümliche Knorren oder Pflöcke hervor, die gar nicht zu dem sonst so wohl gepflegten Garten des Düsseldorfer Malkastens passen. Man hat diese Knorren dankenswerterweise nicht entfernt, ja sie sogar vor Beschädigung geschützt. Es sind die Atemwurzeln oder Pneumatoden der Sumpfszypresse. Wie schon oben gesagt, wächst die Pflanze in den Swamps oder Sümpfen

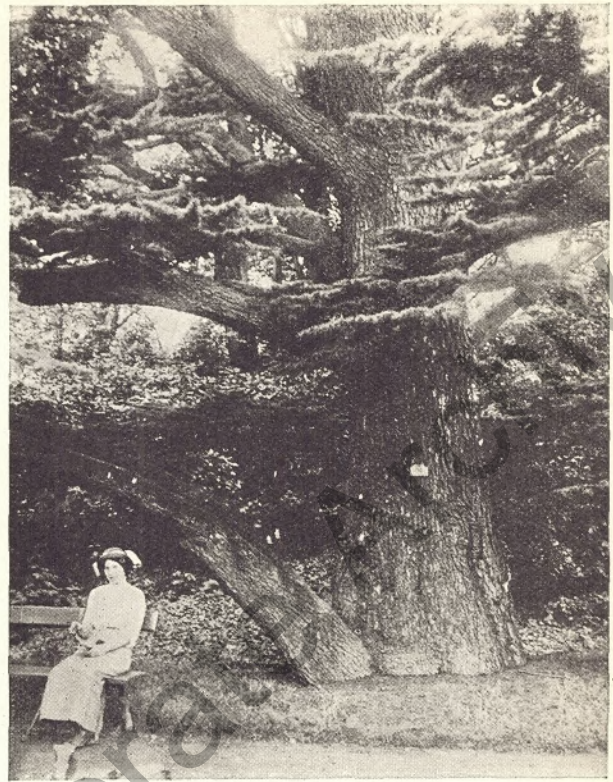


Abb. 8. Libanonzeder (*Cedrus libani*)
Schloß Heltorf bei Düsseldorf



Abb. 9. Sumpfszypresse (*Taxodium distichum*)
Düsseldorf, Malkastengarten

Amerikas. Dieser die meiste Zeit des Jahres von Wasser überflutete oder mit dichter Schlamm-schicht bedeckte Boden ist wenig luftdurchlässig. Auch die Pflanzenwurzel bedarf aber der Luft; da hat es diese Pflanze meisterhaft verstanden, sich den Lebensverhältnissen ihres Standortes anzupassen. Sie schiebt in der Heimat, entsprechend dem höchsten Wasserstande, bis manns-hohe Wurzelschlingen aus dem Boden, um so dem Wurzelballen die notwendige Atemluft zuzuführen. Die in der Abbildung dargestellten Atemwurzeln sind nur bis zu 40 cm hoch. Im Jahrgang II dieser Zeitschrift, Heft 11 Seite 442 zeigt die Abbildung uns einen Sumpfszypressenwald in der jetzigen Heimat.

Die Sumpfszypresse gedeiht jetzt wieder im größten Teile Deutschlands, sie ist infolge ihrer feinen, lichten, zweizeiligen Benadelung ein beliebter Parkbaum geworden, der besonders zur Belebung von Teich- und Grabenrändern sehr geeignet ist. Im Herbst wirft der Baum seine Nadeln, und zwar mitsamt den kleinen, etwa 10 cm langen Zweigen, an denen diese sitzen, ab, um dann im Spätfrühjahr neue zu treiben.

Gleich den vorher genannten Nadelhölzern ist auch die Sumpfszypresse von der mitteleuropäischen Eiszeit aus unserem Lande vertrieben worden. In Amerika, das nur eine vom Norden kommende Vereisung hatte, konnte sie nach Süden ausweichen und sich daher, weil im übrigen noch lebensfähig, dort erhalten.

Auch manchen Laubgewächsen, die ich hier noch erwähnen möchte, ist es ähnlich ergangen.

Die Schichten unserer Braunkohle zeigen uns viele Abdrücke von Magnolien, Ahorn-gewächsen und Tulpen-bäumen, die jetzt bei uns nicht mehr heimisch, wohl aber in Amerika zu finden sind. Auch diese Gewächse hat man mit Erfolg wieder bei uns einzubürgern vermocht. Allerdings zeigen gerade die Magnolien oder Tulpensträucher,

daß zur Braunkohlenzeit unser Klima doch etwas wärmer gewesen sein muß; dies geht ja auch aus den zahlreichen Resten von Palmen hervor, die sich, wie schon gesagt, gleichfalls in der Braunkohle finden.

Die Magnolien haben sich als Bier unserer Vorgärten in den letzten Jahrzehnten recht verbreitet. Die wundervollen weißen, rosig überhauchten, einer Tulpe ähnelnden Blüten bieten im Frühjahr an der unbelaubten strauchartigen Pflanze einen wundervollen Schmuck. Leider verdirbt nur zu oft ein einziger Nachtfrost die ganze Herrlichkeit. Ein naher Verwandter der Magnolie ist der Tulpenbaum *Liriodendron tulipifera*,



Abb. 10. Atemwurzeln der Sumpfsypressen
Düsseldorf, Malkastengarten

wie beiläufig hier bemerkt sei, das Material zu den Holzschuhen oder Klumpen.

Zum Schluß möchte ich noch einer Pflanze Erwähnung tun, die auch auf ein sehr hohes Alter zurückblicken kann, da sie, nach den Funden zu urteilen, weit bis in das Tertiär hineinreicht: es ist die Wassernuß (*Trapa natans*) (Abb. 11). Die Pflanze lebt im Gegensatz zu den bisher besprochenen im Wasser und ist diesem Leben ganz vorzüglich angepasst. Die blattreiche, 30 bis 40 cm Durchmesser habende Blattrosette schwimmt auf dem Wasser; denn

die rautenförmigen Blätter haben in der Mitte ihren Blattstiel blasig aufgetrieben, so daß jedes Blatt seine eigene Schwimmblase besitzt. Die große Blattrosette ist durch einen wenige Millimeter dicken, aber sehr festen tauartigen Stengel mit Hilfe der harten Fruchtschale während ihrer

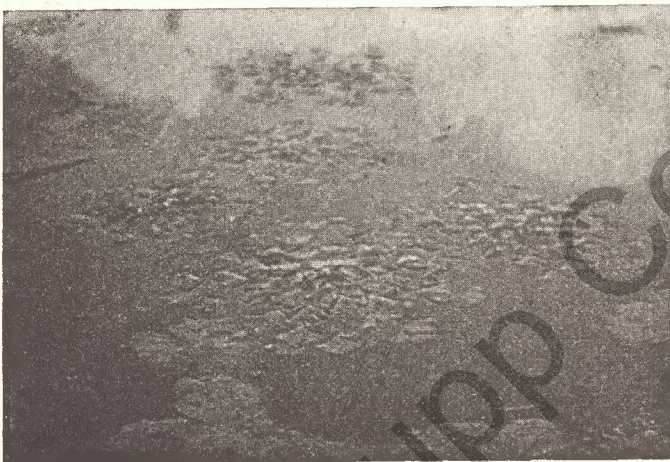


Abb. 11. Wassernuß (*Trapa natans*)
Rühnauer See bei Dessau

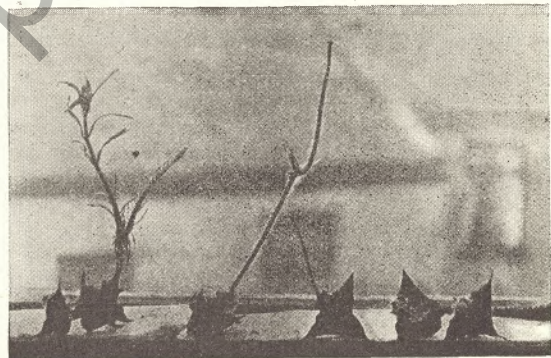


Abb. 12. Keimstadien der Wassernuß

er kann schon weit mehr vertragen als die Magnolie. Allerdings ist er auch weit vorsichtiger sowohl mit der Beblätterung als mit der Blütezeit. Der in Nordamerika beheimatete Baum gedeiht bei uns vorzüglich; so findet sich im Düsseldorfer Hofgarten ein prächtiger Hochstamm von 4 m Umfang. Das dreigelappte, mit ausgebuchtetem Mittellappen versehene Blatt hat in unserer heimischen Flora kein Gegenstück. Der Baum liefert in seiner Heimat ein ganz vorzügliches gelbgrünes Nutzholz, das auch bei uns unter dem fälschlichen Namen kanadische Pappel in den Handel kommt, wenn es auch mit der Kanadapappel *Populus canadensis*, einem in Holland und am Niederrhein stark kultivierten Baum mit weißem Holze nichts zu tun hat. Die echte Kanadapappel liefert,

einsommerigen Lebensdauer im Sumpfe gut verankert.

Die Frucht ist mit gekrümmten scharfen Zacken versehen (s. Abb. 12) und hat unseren Vorfahren sehr wahrscheinlich das Vorbild zum vierzinkigen und eine in den norditalienischen Seen vorkommende zweizackige Art zum zweizinkigen Anker gegeben. Gleich nach der Reife sinkt die Frucht unter und bohrt sich infolge ihrer Schwere tief in den Schlamm. Diesem Umstande entsprechend zeigt die Pflanze auch eine eigenartige Keimung; sie treibt, bevor sie den Keimling entwickelt, erst einen ganz der Dicke der Sumpfschicht, in der sie eingebettet ist, entsprechend langen Stil und bringt so den Keimling in das freie Wasser. Abb. 12 zeigt verschiedene Keimstadien der Wassernuß.



Abb. 13
Laubblatt vom Tulpenbaum
Nach der Natur gezeichnet
von Studienrat Kallenbach, Düsseldorf

Die Früchte, Wasser- oder Spignüsse genannt, dürften noch deshalb bemerkenswert sein, weil ihr stärkerer, im gekochten Zustande mehligter Kern schon den Pfahlbauern als Nahrung gedient hat und wahrscheinlich für diese die erste Mehlpflanze war. Im Mittelalter waren die gekochten Samen eine sehr beliebte Zuspelze zum Fleisch, ersetzten somit die Kartoffeln. In Schlesien und in Anhalt kamen sie noch am Ende des verflossenen Jahrhunderts auf den Markt. Auch diese Pflanze, die noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in Altwässern des Rheins und vieler deutscher Flüsse zu finden war und deren Verbreitungsgebiet sich bis in die russischen Ostseeprovinzen und Skandinavien erstreckte, ist dem Tode geweiht. Mag ihre Zeit erfüllt sein oder mag die so vieles vernichtende Kultur ihr den Todesstoß gegeben

haben — so viel steht sicherlich fest, daß die Wassernuß nur noch an ganz wenigen Stellen zu finden ist. Auf jeden Fall hat der Mensch ihren Untergang in den letzten Jahrzehnten aufs beste gefördert.

Früher bedurfte es langer Zeiträume, bis die Natur eine Art, weil nicht mehr lebenskräftig genug, langsam verschwinden ließ und durch eine andere ersetzte. Im Zeitalter der Hochkultur bedarf es, wie ja noch viel klarer so viele Beispiele aus der Tierwelt beweisen, oft nur der kurzen Spanne Zeit weniger Jahrzehnte, um Lebewesen, die mit ihren Urahnen in Zeitperioden hineinreichen, in denen vom Geschlecht des Menschen noch nichts vorhanden war, auf immer zu vernichten und ohne ein anderes Geschöpf an die verwaiste Stelle zu setzen.

Randbemerkungen zur Wetterbeobachtung

Von Professor Hans Philipp Weig

Jede einigermaßen ansehnliche Zeitung setzt heute ihren Lesern einen Wetterbericht vor. Der Radiodienst sendet ihn auf unsichtbaren Luftwellen unmittelbar ins Haus. Alle Menschen sind am Wetter interessiert, weil sie in irgendeiner Form, seelisch, körperlich oder nach beiden Richtungen hin von ihm abhängen. Die grauen Nebel des Nordens, die auf des Dichters empfindsames Gemüt erdrückend lasteten, gehörten mit zu den ausschlaggebenden Gründen, die Goethe nach dem lichtdurchfluteten Süden trieben. Und doch gilt es als ungeschickt, heißt es tölpelhaft, in Gesellschaft vom Wetter zu sprechen. Auf die Gefahr hin, in die Sippe dieser geistig armen Zöllner und Sünder mit einem mitleidigen Lächeln verbannt zu werden, wage ich es doch, in den folgenden Zeilen ein wenig vom Wetter zu plaudern.

Von jeher war die Menschheit eifrigst bestrebt, Ursachen und Wirkungen der Witterungsverhältnisse zu ergründen, um sie für ihre Lebens- und Erwerbszwecke praktisch nutzbar zu machen. Wind und Wasser sind dabei die hauptsächlichsten Faktoren, die naturgemäß am eingehendsten studiert und in Betracht gezogen wurden.

Gleich der älteste auf diesem Gebiete als Forscher uns bekannt gewordene Gelehrte, Aristoteles aus Stagira, gelangt um 350 vor Chr. Geb. bei seinen Untersuchungen über das Luftmeer zu einer Entdeckung, die uns Kinder des Radiozeitalters natürlich ganz besonders in Erstaunen setzt: er findet, daß die Luft dem Ohre zur Schallvermittlerin wird, und er weiß auch schon, daß der Schall bei Nacht besser als bei Tage und im Winter besser als im Sommer gehört wird. Wie Aristoteles anlässlich seiner Wetterforschungen zu einem bedeutsamen physikalischen Resultat gelangte, so erhält 1783 Henry Cavendish auf dem gleichen Wege ein wichtiges chemisches Ergebnis: es gelingt ihm nämlich, die quantitative Zusammensetzung der Luft zu bestimmen und deren Sauerstoffgehalt auf 20,85 % festzustellen.

Im übrigen versuchte man möglichst primitiv von dort aus in die Geheimnisse des Luftmeeres einzudringen, wo sie den menschlichen Organen am leichtesten fühlbar werden. Heimat, Weg und Ziel der Winde beschäftigten immer wieder die Phantasie. Als der Baumeister Andronikos Kyrrhestes im Jahre 100 vor Chr. Geb. in Athen seinen so schmucken Turm der Winde vollendet hatte, er-

richtete er auf demselben eine Windfahne und wurde somit zum ersten, für uns nachweisbaren, Konstrukteur eines meteorologischen Apparates, der zumal noch bis zum Jahre 1578 auf eine wirklich wesentliche Vervollkommenung warten mußte. Zu diesem Zeitpunkte erdachte sich Egnatio Danti in Bologna eine sogenannte durchgehende Windfahne, bei der man die Richtungen auf einer im Innern des Hauses befindlichen Windrose leicht ablesen konnte. Diese Windrose benutzte kombinatorisch die Namen der vier Hauptwinde (Nord, Ost, Süd, West), wozu Karl der Große schon 810 nachweislich die Anregung gegeben hat.

Zu dem Wunsche, die Richtung des Windes festzulegen, gesellt sich naturgemäß sehr bald auch die Forderung, seine Stärke meßbar zu machen. Doch dauerte es noch bis zum Jahre 1846, bis der Astronom Thomas Romney Robinson einen hierzu geeigneten Apparat herstellen konnte, das sogenannte Schalenkreuz; das allerdings noch heute seine praktische Verwendung findet. An geistreichen Vorarbeiten hat es auch hier nicht gefehlt. So ist uns eine eingehende Beschreibung der Windverhältnisse der Erde von Bernhard Varenius aus dem Jahre 1650 überliefert. Räum ein Menschenalter später (1686) entwirft der geniale Edmund Halley eine Windkarte und stellt zugleich mit dieser ältesten aller meteorologischen Karten eine Theorie der barometrischen Höhenbestimmungen auf. Doch blieb es erst dem holländischen Physiker Christophe Henry D. Buys-Ballot im Jahre 1851 vorbehalten, in das Dunkel von Ursache und Wirkung helleres Licht der Erkenntnis zu bringen. Er stellte das bariische Windgesetz auf, wonach die Luft stets von einem Punkte des höchsten Luftdruckes nach dem nächstgelegenen Punkte des niedrigsten Luftdruckes hingeweht und auf der nördlichen Halbkugel stetig nach rechts, auf der südlichen nach links abgelenkt wird. 1856 zog dann der amerikanische Gelehrte Matthew Fontaine Maury die scharfsinnigen Konsequenzen, als er seine ersten Wind- und Stromkarten herausgab und damit zugleich zum Begründer der eigentlichen Meeresgeographie wurde. Als solcher rief er zuerst systematische Tiefseelotungen ins Leben, die viel Interesse erweckten, da sie mit den frühesten Projekten der unterseeischen Telegraphie zwischen Europa und Amerika zusammenfielen.

Wie der Wind, so das Wasser Das Wasser auf der Erde, die Feuchtigkeit in der Luft. Auch hier eröffnet Aristoteles mit einer physikalischen Entdeckung den Reigen der exakten Forschung. In seiner Meteorologie legt er uns dar, daß man durch Verdampfen von Meerwasser und Kondensation der Dämpfe trinkbares Wasser erhalte. Dies dürfte wohl überhaupt der älteste Hinweis auf ein Destillationsverfahren sein. Wir knüpfen hieran gleich die Bemerkung, daß zwei Jahrtausende später (1783) auch anlässlich meteorologischer Experimente Antoine Laurent Lavoisier zu dem chemischen Resultat der Wasserzerlegung gelangte. Er ließ Wasserdampf über glühendes Eisen streichen. Hierbei verbindet sich der Sauerstoff des Wassers, während der Wasserstoff frei wird.

Wirklich Praktisches zur Erforschung der Wetterkunde durch Untersuchung der Feuchtigkeitsverhältnisse leistete aber schon der so vielseitig begabte Leonardo da Vinci; denn er erfand 1490 das eigentliche Hygrometer zur Messung der Niederschlagsmenge. Allerdings betätigten sich sein Landsmann Benedetto Castelli und auch wohl Robert Hooke fast zu gleicher Zeit und auch nicht erfolglos mit demselben Problem. Einen entscheidenden Vorstoß in dieser Richtung unternahm 1645 Ferdinand II. von Toscana, als seine Grübeleien das Kondensationshygrometer erschufen, das sich aber doch schließlich als ebenso ungenau erwies, wie die Methode des Nicolaus da Cusa, der den Feuchtigkeitsgehalt der Luft durch die Feuchtigkeitszunahme von Wolle zu bestimmen suchte. Daher nimmt Folli da Poppi 1664 insofern eine Verbesserung des bisher in dieser Beziehung Erreichten vor, als er den Feuchtigkeitsgrad mit Hilfe der Längenveränderung eines Papierstreifens, der in der Mitte mit einem Gewicht belastet war, zu ermessen strebt. Das Papier wurde bei späteren Experimenten durch einen Pergamentstreifen ersetzt. Erst dieser Apparat trägt tatsächlich den Namen „Hygrometer“. 1783 endlich führte Horrace Benedict de Souffure ein Haarhygrometer vor, wie es auch heute noch zur Verwendung gelangt.

Der Mensch ist Realpolitiker. Das Wetter von gestern und seine nunmehr nachträglich erkannten Entstehungsursachen nützen mir nur dann etwas, wenn ich aus ihnen Schlüsse auf das Wetter von morgen ziehen kann. So denkt der Mensch, hat er seit uralten Zeiten gedacht und sich daher immer wieder mit dem Problem der Wettervorausbestimmung abgemüht. Über die Entstehung der Winde, über ihr Verhältnis zum Meer, über ihr Bedingtsein durch Jahreszeiten und örtliche Einwirkungen äußert schon 430 vor Chr. Geb. Hippokrates aus Chios vollkommen richtige Ansichten. Aber die Schlussfolgerungen fehlen noch. Einen merkwürdigen Heiligen, wenn er wirklich der Verfasser der nachgenannten Schrift ist, gewährt uns in diesem Zusammenhange das schweizerische Mittelalter. 1508 soll nämlich Heini von Uri die „Bauernpraktik“ geschrieben haben, die aus dem Verhalten des Christtages und der zwölf Tage von Weihnachten bis Epiphantas die Witterung des ganzen Jahres voraussagt und den Wetteraberglauben nach allen Ländern verbreitet hat.

Ins Bereich solider Wissenschaftlichkeit zurückkehrend, begegnen wir hier dem Ulmer Bürger Altgöwer, der die

Anregung gab, die Witterungsdaten von verschiedenen Punkten der Erde zu sammeln, um das Gemeinsame zu ermitteln. Auf diesem Gedanken fußte 1780 der Hofkaplan Johann Jakob Hemmer, als er von Mannheim aus 39 Beobachtungsstationen einrichtete, die von Bologna bis Grönland, vom Ural bis nach Nordamerika reichten. Solche Vorarbeiten ermöglichten es Heinrich Wilhelm Brandes, im Jahre 1820 die ersten Anfänge synoptischer Wetterstudien zu machen, und gaben einem J. F. W. Herschel 1835 die Inspiration, besonders zur Zeit der Solstitien und der Äquinoktien auf gleichzeitige Beobachtungen von verschiedenen Orten aus zu dringen. Die auf Grund solcher Forschungen 1820 entstandene synoptische Karte des H. W. Brandes blieb unveröffentlicht. Aber 1846 gab E. Loomis dreizehn derartige Karten heraus, die seit 1842 infolge zweier furchtbarer Stürme dieses Jahres entworfen worden waren.

Wirklich praktischen Zweck, z. B. zu Wetterwarnungen, konnte diese Einrichtung aber erst gewinnen, wenn zwischen den einzelnen Beobachtungsstationen sich eine äußerst schnelle Verständigung ermöglichen ließ. Daher dachte Gilbert Romme schon 1793 daran, den optischen Telegraphen in den Dienst der Sache zu stellen, 1842 schlug der Wiener Meteorologe Kreil eine derartige Übermittlung durch den elektrischen Draht vor, bemühte sich 1846 Robert Fitzroy, eine solche geregelte Organisation ins Leben zu rufen. Aber doch gelingt es erst drei Jahre später Redfield und dem schon erwähnten Loomis, unter Benützung der Telegraphenlinien der Vereinigten Staaten die längst ersehnte Organisation wirklich zu schaffen. Sie gibt im Jahre 1863 Urbain Leverrier das Material in die Hände, die ersten täglichen Wetterkarten mit Isobaren seinem Leserkreise vorzulegen.

Der Mensch ist seiner Veranlagung nach nicht nur real, sondern auch unersättlich. Raum meint er, ein wenig in die Mechanik einer Naturwirkung hineingeblickt zu haben, so versteigt er sich auch schon zu dem Wunsche, die große Allmutter seinem Eintagswillen gefügig zu machen. Kann ich das Wetter im voraus bestimmen, so kann ich es auch im voraus lenken. Dieser Gedanke ist alt. Vor Jahrhunderten war er vom finstersten Aberglauben überschattet. Wie so manche arme Bauersfrau hat als „Wetterhexe“ auf dem Scheiterhaufen nur darum ein qualvolles Ende gefunden, weil ein dem Nachbar verderblicher Hagelschlag gerade das Feld ihres Mannes verschonte. Schon mußte die Arme das Wetter „besprochen“ haben.

Nun, mit dem Besprechen ist es nichts. Wirkfamer sind die Detonationerscheinungen des Schusses. 1898 führte der Bürgermeister Albert Stiger in Windisch-Feistritz in Steiermark dort systematisch und mit Erfolg das Wetterschießen durch. Die Erfahrungen des Weltkrieges, der jahrelang ungeheure Erschütterungswellen in den Luftraum sandte, sind auch diesem wichtigsten Gebiete der Meteorologie zugute gekommen. Aber abgeschlossene Resultate liegen bisher noch nicht vor.

Wir haben wohl nun genug vom Wetter gesprochen, sonst droht dem armen Verfasser schließlich doch noch der gesellschaftliche Bannfluch.

Meine ersten vier Wochen in Amerika

Von H. Schaeffer, Ingenieur

(Fortsetzung und Schluß)

Einige Tage später stand ich wieder an der Werkbank und arbeitete im Schweiß meines Angeichts, wie es schon in der Bibel heißt. Dieses Mal waren es aber Bügeleisen, sechs Kilo schwer, die ich bearbeitete und die für eine Kleiderfabrik benötigt waren, in der täglich etwa 600 Anzüge hergestellt wurden, um dann in alle Teile des Landes verschickt zu werden. Das Hauptteil für das Bügeleisen kam aus der Gießerei; ein roher Holzgriff, eine Polierscheibe und ein Topf Silberbronze vervollständigten die „Rohmaterialien“. Täglich „fixte“ ich für fünf Dollars etwa 12 bis 13 Bügeleisen: waren zwei Duzend fertig, wurden sie mit der Car, dem billigen Fordauto, vom Boss in die Kleiderfabrik gebracht; defekte Eisen kamen zur Reparatur zurück. Neben mir stand ein Inder, der schweigend die gleiche Arbeit tat. Als ich drei Tage später aber in einer anderen Fabrik täglich sechs Dollar verdienen konnte, wechselte ich wieder, und nun sollte ich eine Fabrik kennenlernen, die in ihren Einrichtungen und ihrer ganzen Anlage bewunderungswürdig war, aber auch ohne Zweifel eine Ausnahme darstellte. Es war ein Walzwerk, das jenseits Newyorks über dem Hudson lag. Wieder arbeitete ich als Maschinist und brachte meine zehn Stunden täglich im Maschinen-Shop zu; es wurde bei „Day-light“ gearbeitet, einem künstlichen Tageslicht durch Quecksilberdampflampen, die wie die Geißlerschen Röhren angeordnet und an der Decke befestigt waren. Anfangs hatte ich wohl etwas gemischte Gefühle diesem Lichte gegenüber, das Gesichter, Hände, Maschinen und alle Gegenstände mit einem blau-grünlichen Schimmer überzog, lernte schließlich seine Vorzüge aber unbedingt schätzen. Eine völlig gleichmäßige, dem Tageslicht äußerst ähnliche Beleuchtung herrschte zu jeder Zeit in der Fabrik, was man bei der Arbeit sehr angenehm empfand.

Für die Reinlichkeit in den Werkstätten sorgten besondere Arbeiter, die mit Besen und Müllwagen zweimal täglich durch alle Räume kamen; an allen Ecken standen Behälter zur Aufnahme von Papierresten und Fruchtschalen. Eine uniformierte Wachmannschaft diente der Fabrik bei allen Gelegenheiten; ein Wachmann ging beständig durch die Werkstätten, und einen herumstehenden untätigen Arbeiter (zu beiderseitigem Vorteil) gab es insgedessen nicht.

Die sanitären Einrichtungen waren überaus lobenswert. Auch fand ich nicht eine einzige beschmierte oder beschriebene Wand in den Toilettenräumen. Trinkwasseranlagen, die zweimal täglich mit frischem

Eis versehen wurden, eine ständige ärztliche Hilfsstation (First aid) und eine Kaffeekantine vervollständigten die den Arbeitern gebotenen Annehmlichkeiten. In den Treppenhäusern, in den Aufzügen und an allen passenden Stellen waren Plakate mit Abbildungen von Verwundungen oder Verletzungen mit erläuternder Beschreibung angebracht und der steten Mahnung, im Bedarfsfalle sofort zur ärztlichen Hilfsstelle zu gehen; die Photographie einer verkrüppelten Hand zeigte die einzelnen Geschehnisse: das Unterlassen der sofortigen Meldung der Verletzung, die verspätete Hilfe, die eingetretene Verschlimmerung und Amputation einzelner Finger. Dabei Aufschriften der Art: „Du bist in United States, dem Lande der größten Möglichkeiten; hilf auch du, daß es das Land der größten Sicherheit wird.“ Und dieser Art vieles mehr. Alle Woche wechselten Bilder und Inschriften. In diesem Werke fand ich auch eine größtenteils aus Amerikanern bestehende Arbeiterschaft, die sich allenthalben als lebenswürdige Kameraden erwiesen, was aber, im Hinblick auf meine Nationalität als Deutscher, wiederum eine Ausnahme bildete.

Trat ich am späten Nachmittag aus der Fabrik auf die Straße, so schaute ich über das in der Sonne glitzernde Wasser des Hudsons nach dem Häusermeer Newyorks hin. Oft nahm ich dann am Pier der Fabrik ein Bad im

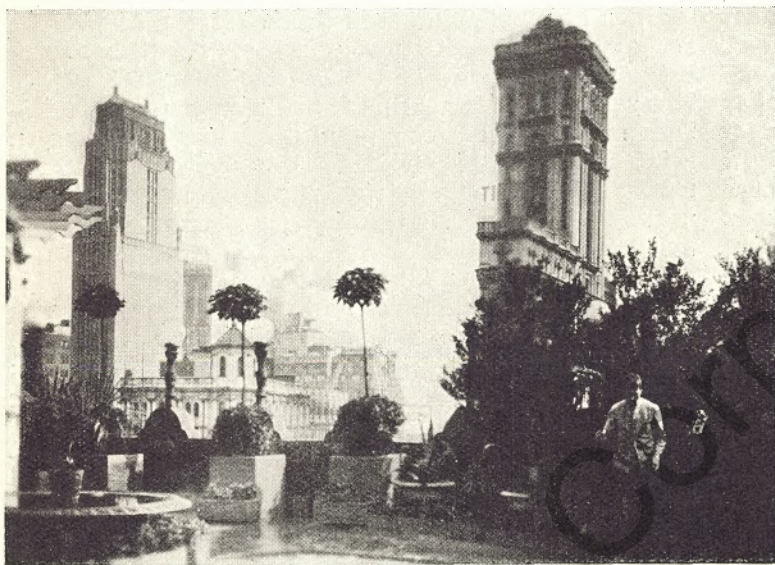
Hudson, der vom Meer her salziges Wasser hat, und mit mir schwammen meine Arbeitskollegen oder einige der zahlreich in der Fabrik beschäftigten Neger, die ausnahmslos hervorragende Schwimmer waren. Wie eine Erinnerung an frühere schöne Zeiten am Rhein war es mir, wenn wir uns hier von den Wellen der großen Dampfer wiegen und treiben ließen. Irgendwo schrieb in großer Höhe ein Reklameflieger seine riesigen weißen Rauchlettern an den blauen Himmel, bis der Wind sie langsam verzerrte und auseinandertrieb.



Dachgarten des Hotel Astor, Broadway N. Y.

Die wundervollen Abende jener schönen Tage brachte ich dann — soweit ich nicht durch Abendstunden verhindert war — wieder in Newyork zu, wie meistens. Nachdem ich zu Hause, es sei nicht vergessen zu bemerken, einige englische Bewerbungsschreiben auf Ingenieur- oder Zeichnergesuche in den Zeitungen geschrieben hatte, atmete ich erleichtert auf. Mein Tagewerk war dann getan, und mit Vergnügen widmete ich mich dem lohnenden Studium Newyorks. Wieder und wieder besuchte ich den Broadway, wo im Lichterglanze von Hunderttausenden elektrischen Lampen die Nacht zum Tage gemacht wird,

hatte das merkwürdige Chinatown, das Chinesenviertel, mit seinen asiatischen Bazars aufgesucht, im chinesischen Restaurant parfümierten Tee getrunken und parfümierte Zigaretten geraucht, das chinesische Theater besucht, mir „Klein-Afrika“, das Negerviertel, angesehen und so vielerlei Studien mehr gemacht. Mit besonderer Vorliebe suchte ich des öftern das erwähnte Chinesenviertel auf, nebenbei ein nicht gefahrloses Verbrecherviertel, in dem Tag und Nacht, an jeder Straßenecke doppelte Polizistenposten stehen, den Knüppel in den Händen. Eines Abends stieß mir ein Mißgeschick dabei zu, das an Romik nichts entbehrt. Ich wurde nämlich mit Glanz (wie man zu sagen pflegt) aus einem chinesischen Gotteshaus hinausgeworfen. Auf meiner fortwährenden Suche nach Erlebnissen waren mir an einem unscheinbar aussehenden Hause große chinesische Lampen aufgefallen, die dicht unter dem Dache hingen und vom Nachtwind langsam



Blick vom Dachgarten des Hotel Astor in Newyork
auf das Times-Building und Bush-Building (42nd Street)

hin und her bewegt wurden. Ihr blutroter Schein beleuchtete große goldene Lettern auf rotem Grunde und andere chinesische Plakate an der Außenseite des Hauses. Ich schritt durch das kleine Tor und stieg die schwach erleuchteten Stufen hinan; auch die Wände des Treppenhauses waren mit zahlreichen chinesischen Lettern in Rot und Gold bedeckt; eine etwa meterhohe bunte Papierampel brannte am Ende des obersten Flurs. Was konnte es anders sein als ein Teehaus oder Theater, dachte ich, öffnete die Tür und trat ein, den Hut im Genick, die qualmende Zigarette im Mundwinkel, und verlangte von dem mir nächststehenden alten Chinesen in breitem Newyorker Slang (Dialekt) „'n ice-drink, soda or anything“. Mir blieb aber gar keine Zeit, mich näher umzuschauen, denn der Erfolg meines „echt amerikanischen“ Auftretens war ebenso plötzlich wie überraschend. Zwei alte „Söhne des Himmels“ in schwarzseidenen Kimonos packten mich wenig sanft und stießen mich die zwei Schritte zur Türe zurück, dabei heftig (chinesisch) schimpfend; ich verstand natürlich gar nichts, sah aber noch, wie ein anderer Chinamann meine Rauchwolken mit den Händen in der Luft zerschlug und vertrieb, und an der großen Glocke in der Mitte des Raumes, an Gongs und Götterstandbildern usw. erkannte ich, daß es eine Kirche sein mußte, in der ich so pietätlos aufgetreten war. Eine halbe Minute spä-

ter war ich die Treppen wieder hinab und auf der Straße, wo ich mich nun befrag. Man bestätigte mir, daß es die Kirche der himmlischen, ehemals bezopften Söhne des fernen Ostens sei (Ich habe sie mir später doch noch angesehen.) Vielleicht wäre im „Lande der Chinesen“ ein solches Begebnis nicht so harmlos verlaufen wie hier in Amerika, wo der Asiate in seinem Auftreten natürlich sehr eingeschränkt ist.

So bot mir jeder Abend Neues über Neues. Mittags aß ich in der Fabrikkantine mit Niggern aller Schattierungen, Mexikanern und allen möglichen anderen Leuten meinen Soutasch, das Abends dagegen saß ich im weißen Flanellanzug in einem der feudalsten Restaurants, im Dachgarten des bekannten Hotels Astor auf dem Broadway. Unter mir die unzähligen Lichter des Times-Squares mit seinen Reklamegiebeln, über mir der Sternenhimmel. Das elegante Publikum gab sich hier ein Stelldichein; in den Prachträumen des Roof-Garden-Restaurants in holländisch-indischem, englischem oder japanischem Stil wurde getanzt, dazu exotische „Musik“ (ich hörte einst u. a. eine Musikbande aus Tibet); alle Sprachen der Welt konnte man hören, und den Reichtum des Dollarlandes sah man überall.

Als ich dort eines Abends unter den Palmen im Nachtwind saß, meine Zigarre rauchte und rings den Atem der Neun-Millionen-Stadt verspürte, wußte ich nicht, daß dieser Abend bereits mein letzter in Newyork sein sollte (wenigstens für jene Zeit). Ich bewunderte die Nacht darauf auch einen unvergleichlich schönen Sternenhimmel, wie ich ihn zuvor und später nie wieder sah. Aber es war einige hundert Meilen westwärts in den Wäldern des Sullivan-County, „ehemals indianischen Jagdgründen“.

Meine vierte Woche im Lande der vielen Möglichkeiten war vorüber; ich ging diesen Morgen nicht zur Fabrik, saß im bequemen Schaukelstuhl zu Hause und übersehte mir eine Zuschrift des Inhalts, daß ich als „Engineer“ sofort eine Stellung in den Wäldern des Sullivan-Countys antreten könne; 25 Dollar pro Woche, Wohnung und Verköstigung frei. In Newyork war ein Manager der Company, bei welchem ich eine Stunde später mein Engagement festmachte. So hatte also eins meiner vielen Bewerbungsschreiben endlich Erfolg gehabt, und freudig packte ich wieder einmal meine beiden Handkoffer. Also nach kurzen Wochen bereits wieder Abschied aus Newyork. Mir fiel Heines Vers ein:

„Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh',
Schöne Stadt, wir müssen scheiden,
Lebe wohl! ruf ich dir zu.“

Der Untergrund-Express brachte mich gegen Mittag, nachdem ich Arbeits- und Wohnverhältnis gelöst hatte, unter dem Hudson nach Jersey-City im Staate Newjersey, etwa eine Stunde von Newyork entfernt. Von hier ging es nordwestlich mit der Erie-Rail-Road in das Sullivan-County. Eine Beglaubigung meiner „Company“ verschaffte mir kostenfreie Fahrt in der „Parlor-Car“, dem Salon-Pullman-Waggon. Ich hatte meinen besten Anzug angelegt und saß im feudalen drehbaren Klubessel, die Füße auf weichem Teppich, und „fühlte mich“. Ein Diener kam und frug nach meinen Wünschen bezüglich der Vorhänge, ob und wie weit ich sie heruntergelassen wünsche und dergleichen mehr. Dann war ich allein.

Selbstverständlich waren vergessen alle Sorgen und Nöten der vergangenen Wochen, und es waren mitunter nicht geringe Bedrängnisse gewesen, die an mich herangetreten waren. Was lag aber an dem Vergangenen? Heute ist heut.

Im Salonwagen herrschte Stille; der Ventilator über meinem Haupte surrte leise, die Vorhänge waren halb herabgelassen, und sanft und ruhig eilte der Expresszahn durch die Gegend. Vorbei an kleinen Flüssen und Seen, durch Städtchen und Dörfer, hin und wieder eine Station. Zeitungen wurden dann verkauft, Erfrischungen angeboten. Unter freundlichen Zurufen seitens des Bahnpersonals wurde, ohne Hast oder Drängen, der Zug wieder abgefertigt, und die Fahrt wurde mehr und mehr ein Genuß. Nach Belieben weilte ich im Rauchsalon oder auf der hinteren Plattform. Der Zug blieb jetzt für Stunden im engen Tale des Delaware-River, und diese Fahrt wird mir mit ihren Eindrücken unvergeßlich bleiben. Noch einmal ging ich zurück in den Wagen, wo gerade Erfrischungen, wie Eiswasser und Eiskandis, kostenlos von den schwarzen Dienern gereicht wurden, nahm meinen Mantel und zog mich auf die Plattform zurück. Ich schaute nach dem Wolkengemälde des sommerlichen Abends. Der Tag war langsam zur Neige gegangen, blutrot stand die volle Sonnenscheibe noch dicht über den bereits dunklen Wäldern, und in violetten, roten und blaßgelben Farben verlöschte der Tag.

Mit seltenem Glücksgefühl genoß ich nach den bewegten New Yorker Tagen die Ruhe und Schönheit des Abends, hörte das Wasser des Flusses tief im Tale rauschen und sah die Wogen schäumend dahineilen. Von den Felswänden, die auf einer Seite hart das Gleise der Bahn bedrängten, fielen hohe Wasserfälle in natürlichen Raskaden hernieder und nekten Tannen und Farne, die den Abhang herab bis zum Flußufer wuchsen. Hin und wieder gab eine Waldlichtung dem Auge Abwechslung, man sah Wiesen und einige wenige Holzhäuser, und irgend jemand winkte nach dem Zuge. An einer nahen Waldecke sah ich eine Reiterin; nach Herrenart saß sie im Sattel, und ruhig und selbstbewußt schaute sie herüber, das Lockenumrahmte Haupt von einem großen Schlapphut bedeckt.

Als auf dem Fluß die weißen Nebel dichter wurden und zu der tiefen Stille dieser wenig berührten Natur die Dunkelheit des Abends kam, war ich am vorläufigen Ziele. Einige Holzhäuser bildeten die Station, wo ich den bequemen Zug verließ und Umschau hielt nach dem vorausbestellten Auto, das mich noch eine halbe Stunde durch den dunkelnden Wald brachte, bevor ich die Siedlung Ferncliff, mein neues Arbeitsfeld, erreichte. Der Fahrer, ein Maschinist aus dieser Gegend, steuerte in laufender Fahrt den Wagen über schwankende Holzbrücken und schlechte Waldwege bergan, und an mancher Ecke hätte ich hundert gegen eins gewettet, daß wir jetzt in den Graben flögen. Aber nichts dergleichen geschah, und mir tat es leid, als nach etwa zwei Duzend Kilometer auch diese Fahrt zu Ende war.

Während ein leichter Regen die späte Abenddämmerung noch verdichtete, hielt der Wagen jetzt vor einem stattlichen Landhause, aus dessen Fenstern vereinzelt schwacher Lichtschein fiel. Meine beiden Koffer brachte ich vorerst nach der rings um das Haus laufenden Veranda und wandte mich dann dem Eingang zu; das Auto verschwand bereits wieder im dunklen Wald.

Das erste, was ich in der von einer Petroleumlampe schwach erhellten Halle erblickte, war durch eine offene Tür ein Jagdzimmer, ausgestattet mit Geweihen, Gewehrshörnern und dergleichen. Eine Amerikanerin in Sporthosen und Ledergamaschen ging darin auf und ab, straff und elastisch die Glieder und doch weiche Formen verratend im knappen Jagddress. Das hübsche Lockenhaupt wiegte sie im Takte zur Musik der großen Spielbox, die auf einem Tischchen stand, und ich fand mich sehr eigenartig berührt von diesem ersten Eindruck in Ferncliff, dieser Kolonie am Delaware. Tiefe Dämmerung herrschte, und meine Phantasie eilte den Tatsachen bereits weit voraus. — — — Da wurde ich von dem eintretenden Herrn des Hauses in Empfang genommen, einem stattlichen Menschen, ebenfalls im Jägeregewand. Nach den ersten Worten wünschte er dringend, ich solle diesen Abend



Blick vom Dachgarten des Astor-Hotels

noch Licht schaffen für die verschiedenen Landhäuser und Bungalows der Kolonie, etwa einem Duzend Gebäulichkeiten, die zerstreut im Walde und am Bache gelegen waren. Seit Tagen laufe der Gasometer nicht mehr, die Akkumulatoren-Batterie sei ausgebrannt, und Licht sei nun das Wichtigste. Sodann müßten ein bis zwei Pumpen noch diese Nacht laufen, um Trinkwasser auf die höher gelegenen Häuser zu schaffen. Mir wurde nach dem ersten so „vielversprechenden“ Eindruck jetzt reichlich sachlicher zumute. Zeit zum Umziehen hatte ich keine, schon gingen der Boss und ich mit einer Laterne das Gelände hinunter zum Bache, wo das „Powerhouse“ stand, eine Blockhütte, in der ein großer Zylinder-Gasmotor, Lichtmaschine mit Akkumulatoren-Batterie sowie eine Zentrifugalpumpe als hauptsächlichste Maschinen standen.

Well! dachte ich, den amerikanischen Wind kennst du bereits, Zaudern darf es nicht geben. Schnell legte ich Kragen und Rock ab, brachte beides nebst meinem schönen neuen Hut auf der Werkbank in Sicherheit und half dem von der Sache noch weniger als ich verstehenden Boss die streikende Maschine anschauen. Durch das schlechte Dach fielen die Regentropfen in das Innere der Hütte, und wir mußten die Lampe in Schutz bringen; dafür hinterließen die schmutzigen Tropfen von oben auf meinen Kleidern schwärzliche Flecken. Nach kurzer Information ging ich

dann aber frisch ans Werk, füllte den Tank auf mit dem hier überall gebräuchlichen Gasoline (Benzin), ölte, ging unter dem Regen mit zwei Eimern zum Bache und holte Wasser für die Kühlung, probierte das kleine Element zur vorläufigen Bündung und dergleichen mehr. Mein Berufseifer war erwacht, und mit dem Bewußtsein, wieder am Anfang eines bemerkenswerten Abschnitts meiner Amerika-reise zu stehen, nahm ich mir vor, die widerspenstige Maschine zum Laufen und Licht in die Geschichte zu bringen.

Mit aller Kraft und meinem ganzen Körpergewicht hing ich mich in das Schwungrad und versuchte anzu-drehen; ein paar tiefe Schnauser, ein schwaches Bellen des Auspuffs in die Nacht, und Stille wieder wie zuvor. Wie viele Male habe ich es versucht, geschwitzt, gestruht und es wieder versucht. Der Boss hatte mich längst allein gelassen und mir Abendessen gesandt.

Wiederum erkannte ich, daß Ingenieur und Ingenieur zweierlei ist; wie leicht man oft seine Arbeit in Deutschland im technischen Büro erfüllen konnte, und wie man dagegen in die Klemme gerät, wenn man in fremdem Land und unter fremden Verhältnissen mitunter die einfachsten Dinge nicht meistern kann. Aber zur Lehre dient alles im Leben, und die anfänglichen Schwierigkeiten und Mißerfolge sind die besten Lehrmeister noch immer gewesen. Mit dieser Erkenntnis tat ich auch die Tatsache meines überaus beschmutzten Anzugs ab, zumal ich ihn hier in den Wäldern wohl kaum gebrauchen konnte.

Während der Regen jetzt aufgehört hatte, wandte ich mich wieder meiner Maschine zu und siehe, ein Wunder geschah: sie lief an. Der allzureichliche Brennstoff hatte sich verflüchtigen können, Zündkerze und Ventil waren wohl trocken geworden, und nun lief sie. Wer war glücklicher als ich? Mit welchem Erwarten beobachtete ich die elektrischen Birnen an der kleinen Schalttafel an der Wand, nachdem ich den Strom vom Dynamo eingeschaltet hatte, und wohl noch nie habe ich so dankbar und erwartungsvoll das Aufglühen und Brennen der Glühbirnen beobachtet wie in jener Nacht.

Von meiner Hütte aus konnte ich durch den Wald bald verschiedentlich den Lichtschein sehen, nachdem ich nach den betreffenden Bungalows eingeschaltet hatte; das entsprechende Verstellen der Gaszuführung und die Regulierung der Maschine waren nummehr ein leichtes, und nun dröhnte der Motor gleichmäßig und ruhig seinen Macht-gefang in die Waldesnacht. Das dreieinhalbzöllige Aus-puffrohr mündete außerhalb der Hütte nach dem Erd-

boden, wo zum Schutze gegen Brand einige Steinplatten untergelegt waren. Wie das Feuerspeien eines wütenden Drachen bligte die gelbrote Flamme nach jedem Explo-sionstakt durch das Dunkel, und der weiche Waldboden erzitterte.

Über dem Pfade zum Landhause hing an einer Tanne eine elektrische Birne, in deren Schein ich jetzt den Boss kommen sah; er war befriedigt und bat mich, trotzdem es bereits Mitternacht war, noch eine Stunde auszuharren. In den folgenden Tagen sollte als erstes dann die Akku-mulatoren-Batterie erneuert und tagsüber mit Strom gespeist werden, so daß ich des Abends nicht so lange zu tun hätte. Wäre die Sache einmal im Laufen, dann würde während des Tages der große Motor die Akku-mulatoren-Batterie, Pumpen und dergleichen treiben, und des Abends oder Nachts sollte der Strom für das Licht lediglich der Batterie entnommen werden. Ich fand diese meine Aufgaben durchaus befriedigend und lehrreich.

Nachdem ich mich noch einmal von dem ordnungsgemäßen Zustand der Maschine überzeugte, ließ ich sie allein und ging von der Hütte die wenigen Schritte zum Bache hin; etwas abseits setzte ich mich auf einen der herum-liegenden Gesteinsblöcke und schaute den vom Sternen-himmel schwach erhellten Bach hinan. Das Dröhnen des Motors war hier nicht so stark zu vernehmen, und das Rauschen des Wassers, das sich schäumend zwischen dem Felsgestein durchdrängte, drang als altbekannte und ge-liebte Melodie an mein Ohr. Von den weißblühenden Büschen und Bäumen am Ufer zog ein süßer Duft durch die Nacht, und Leuchtkäfer schwärmten durch das Dunkel.

Über mir der wunderbarste Sternenhimmel, den ich je zu sehen das Glück hatte; ein strahlender Stern neben dem anderen, weißleuchtend dazwischen die Milchstraße. Lange genoß ich den Zauber der Nacht, und meine Ge-danken nahmen weite Wege, zurück in die Heimat, die eine so schwere Gegenwart durchzumachen hat, und mit Freude und Glücksgefühl voraus in die Zukunft, die so unbestimmt vor mir lag. Was wird sie mir alles noch bringen? Welche Abenteuer und Erlebnisse mögen meiner noch warten? — —

Als der Rest meiner Zigarette leise zischend im Bach-wasser verschwand, war es vorbei mit dem Träumen und Sinnen, ich erhob mich und ging zur Maschine zurück; stoppte sie, und in der Stille und dem Dunkel der Waldes-nacht ging ich langsam dem Blockhause zu, zur ersten Nachtruhe in den Wäldern am Delaware.

An unsere Mitarbeiter

richten wir das freundliche Ersuchen, sich im Gebrauch von Fremd-wörtern tunlichst Beschränkung aufzuerlegen. Wir sind keine Sprach-reinigungskünstler, die wahllos und spielerisch oder gewalttätig und neuerungsfüchtig Sturm laufen gegen jedes Fremdwort. Wir wol-len aber stets im Auge behalten, daß unsere Zeitschrift eine deutsche ist und der Unterhaltung und Belehrung dienen soll einem großen Kreis in der Technik tätiger Personen, deren Bildungsgrad und Lebensanschauungen sehr verschieden sind. In technischen Aufsätzen oder solchen, die ein engbegrenztes Gebiet der Wissenschaft behan-deln, lassen sich natürlich Fremdwörter, die als Fachausdrücke jedem geläufig sind, nicht vermeiden, ja, sie sind in den meisten Fällen nicht zu entbehren; aber in vielen andern Aufsätzen finden wir häufig geradezu gesuchte und gewaltsam angewendete Fremdwörter. Um einige Beispiele herauszugreifen: Ein Mitarbeiter, der ein Drama aus dem Bergmannsleben besprach, wandte in seiner Besprechung folgende Sätze an: „Die Zeiten des Überganges gebären aus ihrer chaotischen Dynamik...“, „an einer anderen Stelle sagte er: „Von dem Rhythmus der Prosa, der musikalischen Komposition wollen wir hier absehen“. Solche Sätze sind für die große Mehrzahl unserer Leser unverständlich und beeinträchtigen nur den Wert des Auf-satzes. Bei dem letzten Satz, der zusammengefaßt doch wohl „Wohl-klang der Sprache“ besagen will, werden die meisten Leser bei den Worten „musikalische Komposition“ annehmen, das Drama sei in

Musik gesetzt, was es aber natürlich nicht ist. Ein anderer Mitarbeiter gebrauchte in seinem Aufsatz, der ein der Musik völlig fernliegendes Gebiet behandelte, den Ausdruck: „Kontrapunktik“. Dadurch wurde der ganze Aufsatz für jeden nicht musikalisch Durchgebildeten gän-zlich unverständlich, denn wie wenige wissen etwas vom musikalischen Kontrapunkt, und wie wenige von denen, die eine Ahnung von „Kontrapunkt“ haben, können erst verstehen, was „Kontrapunktik“ bedeutet, wenn die ganzen Darlegungen mit Musik überhaupt nichts zu tun haben. Eine ganz schlimme Bildung ist das Wort „die Faustik“, das wir ebenfalls in einem uns gesandten Aufsatz fanden. Man denke, von dem Goetheschen Faust, der eine ausgesprochen deutsche Gestalt in einem ausgesprochen deutschen Schauspiel ist, wird durch Anhängung der griechischen Endung „ik“ das Schauerwort „Faustik“ gebildet, mit dem ausgerechnet deutsches Wesen bezeichnet werden soll.

Wir könnten diese Blütenlese aus deutschen Aufsätzen leider noch eine gute Zeit lang fortsetzen, glauben aber, daß der bisher gebundene Strauß genügt. Unsere Mitarbeiter sind herzlichst gebeten, stets dem guten und treffenden deutschen Ausdruck den Vorzug zu geben. Auch in der Form unserer Sprache und Ausdrucksweise müssen wir unser Deutschtum bekennen und damit den Kampf für unser Volks-tum gegen den Ansturm unserer Feinde und aller Ausländerei stark und würdig durchsetzen. —

Das Werk (Schriftleitung).

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Ein deutscher Sieg

Der Kampf um die Targa und Coppa Florio

Von Siegfried Doerschlag

Palermo, 27. April.

International war das Völkergemisch auf den Tribünen, international die Segnerschaft, international die industrielle Anteilnahme, — einstimmig aber war der Beifall, der dem siegreichen Deutschen, Werner auf Mercedes mit Continental, bei seiner Siegesfahrt um das schneegekrönte Madonie-Massiv entgegenbrauste. Es war wie eine Erlösung bei fast allen, daß es ein Deutscher war. Und deutsches Material. Denn wenn auch die Sizilianer den Sieg am meisten einem der ihren gegönnt hätten, dem waderen Astari auf Alfa Romeo, oder dem Sieger von 1922, dem Grafen Masetti, so war ihnen der Sieg des Deutschen auf deutschem Wagen doch lieber, als wenn ein Franzose Targa und Coppa Florio gewonnen hätte.

Es war ein großer deutscher Tag, als Werner hier im sonnigen Süden deutschem Ansehen und deutscher Industrie zum Erfolge verhalf. Es war ein Tag, an dem man wieder einmal stolz war, Deutscher zu sein. Und dieser Sieg Werners hat deutschem Ansehen in der Welt mehr genützt als manch diplomatischer Akt. Dieser Sieg war eine deutsche Tat.

Deutschland und Italien, Österreich, die Schweiz und Frankreich waren bei der Targa und Coppa Florio vertreten. Noch nie stand sich eine so erlesene und so zahlreiche Schar der besten europäischen

Fahrer in offenem Landstraßen-Wettbewerb gegenüber wie hier auf sizilianischem Boden. Noch nie waren Targa und Coppa Florio so scharf bestritten worden wie diesmal. Kein Wunder drum, daß alle Rekorde der Madonie-Rundstrecke purzelten und ein Kampf entbrannte, wie ihn europäischer Autosport heißer noch nie gesehen.

Diese Straßen und diese Streden! Kurve reiht sich an Kurve, Straßenkrümmung an Straßenkrümmung. Außer der 8 km langen Geradstrecke längs des Strandes gibt es auch nicht einen Kilometer, der nicht mehrere Straßenbiegungen aufweist. Mitunter reifenmordende Spitzkurven, bei denen die Wagen sich um ihre eigene Achse drehen, um dann durch Gegensteuern wieder in die Fahrtrichtung gebracht, Steine aus dem Belag reißend, mit wild wirbelnden, Staub aufwirbelnden Rädern davonzuschleichen. So ist denn dies Rennen auf Siziliens hartsteinigem Boden, ununterbrochen bergauf und bergab führend, zu einem Rennen der Bremsen geworden. Wessen Bremsen nicht funktionieren, der kann von vornherein sein Testament machen. Targa und Coppa Florio sind aber auch die Rennen der Fahrkunst. Nur Meister am Steuer können diese fünf Runden mit je 1562 Kurven durchhalten. Und schließlich sind Targa und Coppa Florio noch die Rennen der Pneu: nur Reifen höchster Qualität können diese Rekordfahrt im 70-km-Durchschnittstempo, um zerfahrene Kurven, über spitzes Felsgestein, stahlharte Marmorstücke, über kilometerlange frische Schotterungen aushalten. Die meisten Fahrer müssen mehrmals Reifen wechseln. Vertrauen, absolutes Vertrauen des Fahrers auf Bremsen und auf Reifen sind daher die unerläßliche Vorbedingung zum Erfolg. Zweifelt ein Fahrer an dem, was die Konstrukteure von Bremsen und Reifen geschaffen, so wird er nie wagen, mit voller Geschwindigkeit in die Kurven hineinzugehen, — den Wagen im Volltempo herumzureißen und ihn mit Vollgas weiterjagen zu lassen, komme, was kommen mag. Daß auf dieser vom Meeresstrand steil aufsteigenden

und dann wieder von rauen, windgepeitschten Höhen zum sonnen-durchglühten Meeresstrand abfallenden Straße Motor, Chassis, alle Einzelteile des Fahrzeugs höchster Beanspruchung unterworfen sind, ist selbstverständlich. Edles Material, kampferprobt und altbewährt, und ein Fahrer von Mut, Geistesgegenwart und Ausdauer, ein Mann mit stahlharten Nerven und sportlichem Geist: — nur so wird immer dieser Autokampf im sizilianischen Bergland gewonnen werden können.

* * *

Mit ungeheurem Ansturm begannen die Franzosen den Kampf, waren in der ersten Runde die schnellsten. Doch dann kam ein Deutscher in Front: Werner auf Mercedes. Schob sich nach vorn, sieghaft und sicher. Überholte, als Zehnter, 20 Minuten nach dem Ersten gestartet, alle vor ihm liegenden Fahrer. Gewann Vorsprung, mehr und mehr. Fuhr unwiderstehlich die schnellsten Rundenzeiten. Nur Astari auf Alfa Romeo setzte ihm hart zu. Hartnäckiges, mörderisches Duell zwischen den beiden. Immer aber ist der Deutsche noch ein paar Sekunden je Runde schneller. Da — kurz vor Beendigung der vierten und für die Coppa Florio entscheidenden Runde — das entscheidende Ereignis. In wildem Tempo kommt Astari angeprescht.



Niedersächsisches Bauernhaus

Originalaufnahme von J. Groh, Berlin, Friedenstraße 63

Der rasende Beifall seiner Landsleute hat ihn ermutigt. . . er will ihnen zeigen, was er und sein Wagen leisten können und geht mit Vollgas in die Straßentrümmungen vor den Tribünen. Zu schnell! Der Wagen kommt ins Schleudern. Dreht sich um sich selbst. Steht dann jählings, während das Publikum in atemlosem Schweigen verharrt, still inmitten der Straße. In umgekehrter Fahrtrichtung. Der Motor schweigt. Der Mechaniker springt an die Antriebskurbel. Vergebens Bemühen. Nun bricht das Publikum über die Bahn. Will anwerfen helfen und anschieben. Soldaten versuchen die Straße zu räumen. Cavaliere Florio drängt sich durch die Massen, boxt alle Unberufenen vom Wagen weg. . . alles Mühen vergeblich. Mit festgefressenen Kolben ist der Alfa Romeo ein Brack, das unter unsäglichen Anstrengungen vom waderen Fahrer und Mechaniker die letzten 100 Meter bis zum Zielband geschoben wird, um wenigstens so vier Runden der Targa Florio beendet zu haben. Tragischer Zwischenfall. Noch tragischer der Bordinos. Der hatte seinen Fiat als Klassensieger über die vier Runden der Targa gebracht. Wollte, bevor er in die fünfte Runde der Coppa ging, noch Reifen wechseln. Bog am Ziel ab zur Fiat-Box. Stoppte — hob sich auf und taumelte — und fiel seinen Helfern, vom Hitzschlag getroffen, in die Arme. Nazarro springt kurz entschlossen auf den führerlosen Fiat. Will ihn um die fünfte Runde bringen, denn nur noch die deutschen Aga-Wagen sind in dieser Klasse mutig und ausichtsreich im Treffen. Wirft nach dem ersten Duzend Straßentrümmungen um. Wagen und Fahrer bleiben heil, doch Nazarro gibt auf. Und überläßt den Deutschen, den Aga-Fahrern, den Ruhm, als einzige der 1½-Liter-Klasse die Coppa Florio beendet zu haben.

So mancher der unentwegt drauflosfahrenden Kämpen streifte den Tod mit dem Armel. Geriet in einer der unzähligen Kurven ins Schleudern, kam haarscharf vorbei an gähnenden Gründen und steil aufragendem Felsgestein. Geriet in straßensäumende

Kaktus- und Agavensträucher, — und gab wieder Vollgas und peitschte den Motor auf zu neuen, unerhörten Leistungen. Ließ die Bremsen kochen und die Pneus schlürfen, kümmerte sich nicht um die sengende Mittagsbize, nicht um die kühlen Bergwinde draben unterhalb des Madoniegipfels, nicht um das rufende, klatschende, gestikulierende Publikum, nicht um den südlichen Frühlingssonnentag, — kannte nur ein Ziel: vorwärts, kannte nur ein Streben: den Erfolg.

Werner fuhr dem Sieg entgegen. Aber auch die anderen, die im hinteren Felde lagen, ließen sich nicht entmutigen. Wukten: wenn sie die vier Runden der Targa oder die fünf Runden der Coppa Florio gefahren hatten, dann hatten sie auch schon eine Leistung vollbracht, die allen Lobes wert war. Da waren es die erstmalig auf der Madonie-Strecke startenden Steiger, die von vornherein gehandikappt waren als einzige Wagen ohne die für diese Strecke unerläßliche Vierradbremse. Sie hielten ihr Durchschnittstempo mit großer Gleichmäßigkeit und ließen nicht locker. Kaufmann auf Steiger hatte Pech. Riß einmal seinen Wagen zu toll um eine Kurve und strandete neben der Straße. Vorzüglich auch die im sizilianischen Madonie-Rennen noch unerfahrenen Aga. Scholl auf Aga und Pagani auf Aga waren die einzigen, die in ihrer Klasse alle fünf Runden beendeten, dazu in einer für die 1½-Liter-Klasse ausgezeichneten Zeit. Den großen Mercedes-Erfolg Werners aber erhärteten die anderen beiden Mercedes-Fahrer, der alterprobt, jetzt 47jährige Lautenschlager, und der Deutschösterreicher Neubauer. Immer mit unter den Besten, absolvierten sie Ründe um Ründe mit erstaunlicher Regelmäßigkeit, und folgten nicht weit hinter dem Sieger mit unter den ersten 15 der innerhalb 40 Minuten nach dem Sieger eingekommenen Fahrer. 38 Fahrer waren gestartet. Nur Mercedes und Peugeot hatten ihre Teams vollzählig ans Ziel gebracht.

Nicht aber nur die deutsche Autoindustrie hatte am 27. April auf Sizilien ihren Ruhmes- und Ehrentag. Durch Continental war auch die deutsche Reifenindustrie am Targa- und Coppa-Florio-Erfolge hervorragend beteiligt. Werner, der Sieger, hatte seinen Erfolg mit den Conti-Cord-Reifen zu verdanken, und auch Rühler auf Steyr, der als Sechster einkam, Lautenschlager auf Mercedes (Neunter), Brilli Peri auf Steyr (Zehnter), Neubauer auf Mercedes (Dreizehnter) und Scholl auf Aga (Vierzehnter) fuhrten Continental und waren des Lobes voll, daß die Pneus diese für west- und mitteleuropäische Begriffe ganz unsagbaren Strapazen überstanden hatten.

Jubelnder Beifall, als Werner seine Siegesfahrt beendet. Er wird von Dr. Bruckmayer, dem Präsidenten des A. D. A. C., und von Dr. Porsche, dem verdienstvollen Konstrukteur der Daimler-Werke, in die Mitte genommen und im Triumph zu den Tribünen geleitet. Cavaliere Florio überreicht ihm, während ein Heer von Kinooperatoren und Photographen ihn als lachenden Sieger auf die Platte bannt, die goldene Medaille des Automobil-Klubs von Sizilien und die goldene Medaille des Königs von Italien. Dr. Bruckmayer schmückt, während die deutsche Fahne am Flaggenmast hochgeht, den Überglücklichen mit einer goldenen A. D. A. C.-Ehrennadel.

Die Targa Florio gehört der Vergangenheit an. Zum zweiten Male wurde sie zum Erfolge für Deutschlands industrielle Beteiligung. 1922 gewann der Zweite des heutigen Rennens, Graf Masetti, die wertvolle Trophäe, gleichfalls auf Mercedes mit Continental. Und wenn auch, bis diese Zeilen erscheinen, schon wieder andere Sportereignisse das Interesse der Sportwelt fesseln werden, — der deutsche Sieg in der Targa und Coppa Florio 1924 wird unvergessen bleiben und fortleben in den Annalen der Sportgeschichte als ein Sieg deutschen sportlichen Könnens und überlegener Technik.

Der Sport-Monat

(Die Zeit vom 20. April bis zum 20. Mai)

Im deutschen Sportgeschehen herrschte Hochbetrieb. Deutsche Technik und deutscher Sportgeist feierten große Triumphe; Triumphe, die die Welt aufhorchen ließen, die des deutschen Namens Ruhm und Ansehen vermehrten. Selbstverständlich ist es Pflicht des Chronisten, solche Erfolge internationaler Bedeutung gebührend an erster Stelle zu würdigen.

Am 27. April kam ein Automobilrennen in Sizilien zum Austrag, das durch die Teilnahme aller Automobilfabriken, die in der Welt irgendwelchen Ruf haben, internationales Ansehen besitzt, das für die größte und schwierigste Bergprüfung der Welt gilt. Es ging auf der Madonie-Rundstrecke um die berühmte Targa und Coppa Florio. Das Rennen endete mit einem glänzenden Siege der deutschen Marke Mercedes; von dem Stuttgarter Werner meisterhaft gesteuert, endete der erste Wagen der Werke in Untertürkheim in beiden Prüfungen an erster Stelle. Die beiden anderen Mercedeswagen beendeten ebenfalls beide Rennen und figurieren in der Siegerliste an achtbarer Position, eine Gesamtleistung, wie sie keine andere der gestarteten Marken vollbringen konnte. Dieser große Erfolg der deutschen Automobilindustrie und eines deutschen Fahrers gegen Konkurrenten, die in der Welt einen Namen besitzen, fand allenthalben lebhafteste Anerkennung. Selbst die Franzosen, die im allgemeinen über deutsche Sporttaten nicht allzu leicht Worte des Lobes finden, erkennen die Bedeutung des Sieges voll und ganz an. Und das ist das beste Zeugnis für die wahre Größe des Erfolges.

Die deutschen Segelflieger haben die Welt vor Jahren schon in der Rhön in Staunen versetzt. Bis zum Jahre 1922 gehörten ihnen die Weltrekorde im Menschenflug ohne motorische Hilfe. Dann setzten sich die Franzosen in Besitz der Welthöchstleistungen. In den letzten Tagen jedoch kam der Dauerflugrekord wieder in den Besitz der Deutschen. Der Lehrer Schulz flog am 11. Mai in Rossitten, wo gerade der Zweite Deutsche Küsten-Segelflugzeug-Wettbewerb abgehalten wurde, mit dem von ihm selbst konstruierten Apparat, der in der Rhön schon manche heiße Schlacht in Ehren bestand, auf, blieb 8 Stunden 42 Minuten und etliche Sekunden in der Luft und eroberte damit den Deutschen den Weltrekord in der Dauerleistung zurück; eine Leistung, die überall Staunen hervorrufen wird.

Im übrigen werden in Rossitten Versuche mit Segelflugzeugen unternommen, in denen Hilfsmotoren eingebaut sind. Man darf sich darüber noch kein endgültiges Urteil erlauben, kann aber immerhin annehmen, daß Leute vom Schlage eines Martens in der Lage sind, auch in diesem neuen Zweige der Segelfliegerei Aberragendes zu leisten.

Das sind die beiden überzeugenden Taten deutschen Sportgeschehens, die der ganzen Welt einmal mehr die Augen öffneten über deutsche Kraft und deutschen Willen.

Der deutsche Fußballsport sah bereits die Vorrunde um die deutsche Meisterschaft. Im Rennen blieben der 1. F. C. Nürnberg, Süddeutschlands Meister, durch einen 6:1-Sieg im Berliner Stadion über Alemannia-Berlin, Hamburger S. V., Norddeutschlands Meister und Verteidiger des Titels, durch einen glatten 3:0-Erfolg über die Breslauer Sportfreunde, S. Vg. Leipzig, Mitteldeutschlands Meister, durch einen 6:1-Sieg über den V. f. B. Königsberg. Zu diesen gesellte sich der Duisburger S. V., der allen Voraussagen zum Troz im Kampf um des W. S. V. Meistertitel dank seines Kampfesgeistes der T. R. U. Düsseldorf, der technisch guten, aber weichen Stimmungsmannschaft, eine 6:2-Schlappe beibrachte. In der Zwischenrunde werden sich wohl der 1. F. C. Nürnberg in Fürth gegen den Duisburger S. V. — der prächtige, ausgeprägte Kampfstil des westdeutschen Altmeisters ist allerdings auch des Südens Meister gefährlich — und der Hamburger S. V. in Hamburg gegen S. Vg. Leipzig durchsetzen. Am 8. Juni wird sich dann im Berliner Stadion jener Kampf entwickeln, der den deutschen Meistertitel des Jahres 1923/24 vergibt; hoffentlich werden dieselben Gegner in derselben Umgebung sich vor einer Kopie des für die deutsche Fußball-Chronik wenig ruhmvollen Endspieles aus dem Jahre 1922 hüten. Es wäre zu wünschen.

Englische Berufsspielmannschaften übersfluten in nie gesehener Zahl den Kontinent. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß gerade diese berühmten englischen Mannschaften immer noch die Kontinentfahrer als eine Art Vergnügungsgesellschaften auffassen und selten mit der nötigen Ambition kämpfen. Daher ist es nicht verwunderlich, daß der von den Profis hinterlassene Eindruck nicht nachhaltig ist. Eine rühmensewerte Ausnahme machten die vorjährigen Pokal-Sieger, die Bolton Wanderers, die in unwiderstehlichem Siegeszug durch Mitteleuropa eilten und stets in jeder Hinsicht den besten Eindruck hinterließen. Alle anderen enttäuschten, mögen sie nun Cardiff City, Westham United, Wolverhampton, Derby County oder Aberdeen heißen. Sie alle spielen, tändeln, aber kämpfen nicht. Es ist eigentlich verwunderlich, daß die Vereine des Festlandes dieses Gebahren der Engländer immer wieder mitmachen und immer noch geradezu veressen auf englische Spiele sind.

Gäste aus Schweden, der Tschechei, Italien, Ungarn und Österreich weilten außerdem in deutschen Ländern. Sie alle konnten den deutschen Vereinen nur wenig beibringen. Sie erzielten wechselvolle Ergebnisse auf ihrer Tournee, ein Beweis dafür, daß der deutsche Fußball marschiert.

Auch in der deutschen Leichtathletik regt es sich. Der deutsche Sprintermeister Houben ist in glänzender Form; dreimal trat er über 100 m an, 10,9 Sek., 10,8 Sek. und 10,7 Sek. waren die sich stets verbessernden Zeiten. Im übrigen kann man sich heute natürlich noch kein endgültiges Urteil erlauben über das Stärfeverhältnis in der deutschen Leichtathletik. Immerhin führt der Westen außer

Houben auch in Klotz, Böcher (beide Köln), Most, den Kräften des V. f. B. Essen-Kellinghausen, des Kölner S. C. 99 und des T. S. V. Bochum Leute ins Feuer, die keine Konkurrenz zu scheuen brauchen.

Die ersten Regatten sind nunmehr auch bereits ausgeschrieben worden. Das sommerliche Wetter der letzten Tage förderte die eifrige Trainingsarbeit der deutschen Rudervereine. Es ist auch an der Zeit, denn am 25. Mai steht ihnen auf der Amstel in Amsterdam eine schwere internationale Prüfung bevor, die nicht leicht zu bestehen ist. Die Regatta des Rheinisch-Westfälischen Regatta-Verbandes in Mülheim (Ruhr), das Gastboothaus, das der obige Verband allen Rudernern zur Freude an der Mosel einrichten will, sind dann noch Dinge, die einer besonderen Erwähnung wert sind.

Die Hallenschwimmzeit macht nunmehr der Sommerschwimmzeit in offener Bahn Platz. Der deutsche Schwimmsport befindet sich in Magdeburg, Breslau, Köln und Leipzig Vereine, die über Kräfte verfügen, die im internationalen Wettbewerb eine erste Rolle spielen können. Nademacher, Sommer, Stamper, Eider, Dahlem, Heinrich, Luber sind nur einige Namen, die internationalen Klang besitzen.

Westdeutschlands Hockeysport hat einen großen Erfolg errungen, einen Erfolg, der dem W. H. V.-Namen nunmehr im Bunde die Achtung verschafft, die ihm schon lange gebührte. In der Silber-schiff-Zwischenrunde wurde kein geringerer als der bisher stärkste Verband niedergelassen. Mit 2:0 besiegte die W. H. V.-Elf in Köln die süddeutsche Verbandself, und erlag am 18. Mai im Endspiel, nach mindestens ebenbürtigem Feldspiel, den tüchtigen Berlinern mit 1:3. Eine Verkettung widrigster Umstände — der rechte Läufer Schäfer wurde gleich nach Beginn verletzt und der eingestellte Ersatzmann konnte ihn in dem erneut begonnenen Kampf natürlich nicht vollwertig ersetzen, die Schiedsrichter waren nicht einwandfrei, der sonst so sichere Verteidiger Pflüger erreichte nicht

seine Höchstform — benachteiligte die Westdeutschen, die ein auf hoher Spielfeldkultur stehendes Hockey vorführten, das selbst die anwesenden Sachverständigen der Bundesausschüsse überzeugte.

Die Spiele um den Davis-Pokal, die wertvollste Trophäe, die der Tennissport zu vergeben hat, und bekanntlich von den repräsentativen Vertretungen der Länder ausgekämpft wird, stehen augenblicklich im Mittelpunkt des Interesses. Sie werden in einer europäischen und amerikanischen Zone ausgetragen. Das erste Spiel in Europa sah die Engländer knapp über Belgien siegreich. Augenblicklich wird gerade die Vorrunde zwischen der Schweiz und Österreich ausgetragen. Die Schweiz liegt augenblicklich günstiger im Rennen.

Im deutschen Radsport steigen sich die Ereignisse von Sonntag zu Sonntag. Das radsportliche Programm wird größer und größer und erreicht für die Frühjahrssaison in der Großen Rheinischen Sportwoche, die in der Zeit vom 31. Mai bis zum 10. Juni vor sich geht, seinen Höhepunkt. Man ist mit Feuereifer bei der Sache, um die großen Ereignisse, die sich in Köln als Mittelpunkt abspielen, in jeder Hinsicht würdig zu begehen.

Die Olympiade, die in diesem Jahre in Paris stattfindet — der bekannte Wettbewerb der besten Sportler aller Länder —, hat bereits in Colombes begonnen, nachdem die Wintersportler schon im Januar um die olympischen Medaillen in Chamonix gekämpft haben. Der Auftakt durch den Rugby-Wettbewerb war nicht gerade vielversprechend. Es hatten nur drei Länder gemeldet — Frankreich, Amerika und Rumänien —, von denen Amerika den Vogel abschoss. Zum erstenmal erschien also bereits das Sternbanner am höchsten Siegesmast, und es wird nicht das letztemal gewesen sein; denn die Vereinigten Staaten werden ihre Vormachtstellung namentlich in der Leichtathletik, trotz der Konkurrenz des kleinen Finnlandes, auch bei der Olympiade 1924 zu wahren wissen.

Der Davis-Pokal

Ein historischer Überblick

Die höchste Trophäe im Tennissport ist der Davis-Pokal, der nach seinem Stifter, dem damaligen Meisterspieler Amerikas Dawight F. Davis, benannt ist, und seit dem Jahre 1900 ausgetragen wird. Der Pokal ist ein sogenannter ewiger Wanderpreis, das heißt, er kann niemals endgültig gewonnen werden. An den Kämpfen um diese Trophäe darf jede Nation teilnehmen, die eine Tennisorganisation besitzt. Falls eine Nation, die noch nicht an den Kämpfen teilgenommen hat, ihre Meldung abgibt, so werden die übrigen teilnahmeberechtigten Nationen befragt, ob sie mit der Zulassung des neuen Bewerbers einverstanden sind. Erklären sich zwei Drittel der Stimmen dafür, so darf der betreffende Staat an dem Wettbewerb teilnehmen. Dieser Vorgang wurde in diesem Jahre bekanntlich auch bei der Anmeldung Österreichs eingehalten.

Veranstalter der Wettkämpfe ist in jedem Jahre diejenige Nation, die den Pokal im vorhergehenden Jahre gewonnen hat, in diesem Jahre also Amerika, und die Endkämpfe finden auch stets im Lande des vorjährigen Siegers statt. Jede Nation hat zwei Einzelspieler und ein Doppelpaar zu stellen, also mindestens zwei, aber höchstens vier Spieler. Die Gegner der ersten Runde werden durch Auslosung ermittelt. Bekanntlich hat in diesem Jahre der Präsident der Vereinigten Staaten selbst in Anwesenheit sämtlicher Gesandten und Botschafter der beteiligten Mächte die Auslosung im Weißen Hause zu Washington vorgenommen. Da die Kämpfe zwischen den Mannschaften weit auseinanderliegender Staaten zu lange Reisen erfordern würden, so wurde vor einigen Jahren die Einrichtung getroffen, daß die Kämpfe in einer europäischen und einer amerikanischen Zone ausgetragen werden. Der Begriff europäisch ist allerdings nicht gar zu eng gefaßt, da zum Beispiel die Neuseeländer in diesem Sinne als Europäer gelten.

Ursprünglich wurde der Davis-Pokal stets auf Grasplätzen ausgetragen, was für die Länder, in denen Tennis hauptsächlich oder ausschließlich auf Sandplätzen gespielt wird, einen ziemlichlichen Nachteil bedeutete. Die neuen Bestimmungen enthalten daher auch die Vorschrift, daß die Spiele, wenn keine Grasplätze zur Verfügung stehen, auf guten Sandplätzen auszutragen sind.

Im Jahre 1921 stellte es sich heraus, daß auf dem Davis-Pokal, auf dem jedesmal die Namen der Sieger eingraviert wurden, kein Platz mehr für diesen Zweck vorhanden sei, obzwar die Trophäe nicht weniger als 6 1/2 Kilogramm in Silber wiegt und einen Durchmesser von 45 Zentimeter hat. Der Stifter des Wanderpreises, Mr. Davis, widmete deshalb einen neuen silbernen Sockel für den Pokal. Er mißt 75 Zentimeter im Durchmesser und ist in Silber 18 1/2 Kilogramm schwer. Für ein paar Jahrzehnte ist also wieder Platz zum Eingravieren der Namen der Sieger da.

Im Jahre 1900, in dem der Pokal gestiftet wurde, wurde er zu Longwood von Amerika gegen England gewonnen. Für Amerika spielten damals Whitman, Davis und Ward, für England Gore, Black und Roper-Barrett. In den Jahren 1902, 1903 und 1904 spielten die berühmten Brüder Doherty im Davis-Cup für England. Das erstemal waren sie von dem irischen Meister J. Wim begleitet. Amerika stellte ihnen Whitman, Larned, Davis und Ward entgegen und gewann zu Brooklyn mit 3:2 Punkten. Im nächsten Jahr traten die Brüder Doherty allein für England in die Schranken und siegten zu Longwood gegen Larned und die Brüder Wrenn mit 4:2 Spielen. Sie konnten auch gemeinsam mit S. H. Smith zu Wimbledon den Pokal gegen das Anstürmen Amerikas erfolgreich verteidigen. Amerika stellte damals Holcombe Ward und R. D. Little, auch Australien nahm damals an dem Spiel teil. Im Jahre 1907 traten für Australien der „große Zauberer“ A. E. Brooks und sein Landsmann, der auch in Österreich bekannte und beliebte A. F. Wilding ein. Die beiden gewannen auch den Pokal mit 3:2 Spielen gegen das verteidigende England, nachdem sie vorher schon Amerika geschlagen hatten. England hatte A. W. Gore und Roper-Barrett gestellt. Australien blieb auch in den nächsten Jahren im Besitz des Pokals, den es meistens überlegen, auf eigenem Boden in Melbourne, Sydney und Christchurch gewann. In den Jahren 1909 und 1911 wurde Amerika mit 5:0 Spielen geschlagen. Erst im Jahre 1912 gelang es England ganz überraschend, den Pokal zurückzuholen. E. P. Dickson, J. E. Parke und A. E. Beamish schlugen in Melbourne A. E. Brooks, A. W. Dunlop und R. W. Heath mit 3:2 Punkten. Aber schon im Jahre 1913 siegte Amerika in Wimbledon gegen England ebenfalls mit 3:2. Aber auch dort blieb der Pokal nicht lange, denn Australien, für das immer noch Brooks, Wilding, Dunlop und als Neuling im Davis-Cup S. A. Doust antraten, holte sich den Pokal zu Forest Hills wieder. Dies geschah knapp vor dem Krieg. Auch Deutschland hatte eine Mannschaft, bestehend aus Otto Froisheim und Oskar Kreuzer, nach Amerika hinübergeschickt. Bevor die beiden zurückkehren konnten, brach der Weltkrieg aus; die beiden Deutschen versuchten, auf einem italienischen Dampfer in die Heimat zu gelangen, um zu den Fahnen zu eilen, wurden aber bekanntlich unterwegs von den Engländern gefangengenommen und interniert. Sie konnten erst nach Beendigung des Krieges in die Heimat zurückkehren.

Im Jahre 1919 wurden die Spiele um den Davis-Cup wieder aufgenommen; Wilding war im Weltkrieg gefallen, aber Brooks führte die australische Mannschaft, die außer ihm aus S. L. Patterson und J. O. Anderson bestand, zu Sydney wiederum gegen England, das Ringscott, Lowe und Beamish stellte, zum Siege. Das Er-

gebnis war 4:0 für Australien. 1920 siegte dann endlich wieder Amerika in der Schlussrunde gegen Australien und verteidigte seither den Pokal mit Erfolg. Im Jahre 1921 gelangte Japan in die Schlussrunde gegen Amerika.

In diesem Jahre haben die meisten der tennissetreibenden Nationen zum Davis-Cup gemeldet, und der geradezu großartig organisierte Wettbewerb hat bereits begonnen. Das erste Spiel der europäischen Zone führte die Tennismannschaften von England und Belgien im Torquay zusammen. Die Engländer siegten erwartungsgemäß, aber nur knapp mit 3:2 Punkten. Das zweite Spiel fand bereits zwischen Österreich und der Schweiz statt. Die Schweiz führte bei Abgang dieser Beilen knapp mit 2:1.

Rossitten

Von unserem zum Zweiten Deutschen Rüstungs-Segelflug-Wettbewerb 1924 entsandten Sondermitarbeiter Dr. Max Steinberg.

Ein paar Probe-, ein paar Versuchsflüge, Verteilung einiger dafür bestimmten Preise des Vorwettbewerbs zum Zweiten Deutschen Rüstungs-Segelflug-Wettbewerb 1924, dem Auftakt zum Hauptwettbewerb am 10. Mai, das ist die Situation, die sich hier an der Kurischen Nehrung in diesen Tagen entwickelt hat. Zahlenmäßig betrachtet, gibt es viel Interessantes. Denn was zum deutschen Segelflug gehört, ist zur Stelle, mit und ohne Apparat, mit und ohne Hilfsmotor, zum Lernen, Schauen, Proben, Üben, vor allem aber zum Beobachten, ob denn nun die Mitarbeit des Hilfsmotors in der Tat dem Segelflug das zu bringen vermag, wonach man sich sehnt! In den Baracken und Zelten brummt und singt es, mit kleinen und großen Pferdestärken, just wie auf einer Radrennbahn, wenn die Bedaltreter sich hinter die Führungsmaschinen setzen, wenn der Auspuff knallt und schimpft. Es rattert und knattert. Und die Vögel in und um Rossitten, der deutschen Vogelwarte des Ostens, wissen nicht mehr ein und aus. Erschreckt huschen sie hierhin und dorthin. Und wenn so ein großer Bruder sein Lied singt, dann zwischern sie nicht, dann staunen sie, denn nun scheint es, als ob in der Tat ihnen Konkurrenz gemacht wird. Aber einstweilen ist es noch nicht so schlimm. Ein paar Flüge sind gemacht, mit und ohne Motor. Und sind gelungen. Aber der Wind, der Wind. Und das Wetter, das Wetter. Die Wolken jagen am Nachmittag von Südosten her. Ein wenig wild, böig. Nichts zum Fliegen, noch weniger zum Proben. Und Bruch will man nicht machen, bevor der Hauptbewerb begonnen hat. Außer denen, die ich schon an dieser Stelle namhaft machte, sind noch ein paar Flieger mit Apparaten erschienen. Da ist der Schenk aus Koblau, den man schon in St. Andreasberg im Oberharz sah, aber ohne Leistung, dem man schon in der Rhön begegnete, mit Bruch. Er hat eine neue Maschine gemeldet, eine Neukonstruktion. Er rangiert nicht unter die „Motorflieger“, sondern er arbeitet noch als reiner Segelflieger, wie Schulz, die Charlottenburger und Setzer und andere. Gleich mit zwei Maschinen, mit seinen Galgenvögeln 1 und 2, ist Kroll aus der Breslauer Gegend zur Stelle. Der Schlesier hat einen 5-Pferder und einen 16-Pferder eingebaut. Und er hofft, mit beiden Maschinen etwas Gutes zu leisten, was ihm nur zu wünschen ist. Am meisten aber interessiert man sich natürlich für die Hilfsmotoren. Und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Frage so oder so, jedenfalls endlich klar und deutlich gelöst wird. Daß dabei die meiste Beachtung Martens, Henken und Blume, neben Stamer, finden, ist verständlich, denn von diesen erwartet man das, was den deutschen Segelflug mit Hilfsmotor wieder in den Vordergrund bringen soll. Natürlich sind die Augen offen und die Ohren noch mehr. Aber man hat doch mancherlei in den letzten Jahren gelernt. Und ist man nicht ein unbedingt sicherer Kandidat, so darf man bestimmt damit rechnen, daß einem einige Schwierigkeiten gemacht werden, wie den Polen, die scheinbar großes Interesse für den Segelflug mit und ohne Motor besitzen, denn es sind ihrer mehrere „Schleute“ zur Stelle. Auch manches andere Ausland ist durch diesen und jenen vertreten. Man sieht und merkt jedenfalls, daß das Interesse für den Rüstungssegelflug in Rossitten nicht allein bei den deutschen Fliegern ein nachhaltiges ist, sondern auch anderswo. Allerdings muß man sagen, daß der erwartete Massenbesuch noch nicht eingesetzt hat. Rossitten liegt eben an einem Ende der Welt. Und schließlich sind die Flieger, und wer dazu gehört, ganz froh, daß der Massenbetrieb à la Rhön hier keine Hemmnisse bringen wird. Bemerkenswert ist ein Apparat eines Königsberger Studenten, der statt des Motors ein Trekkurbellager eingebaut hat, also nicht allein mit den Händen und Armen, sondern auch mit den Füßen arbeitete. Daß dieser Apparat mit einem geheimnisvollen Fluidum umgeben wird, läßt sich verstehen. Man darf gespannt auch auf diese Konstruktion sein, d. h. ob sie wirklich brauchbar ist und etwas leistet. Henkens und Blumes Maschine ist mit einem Zweizylinder versehen,

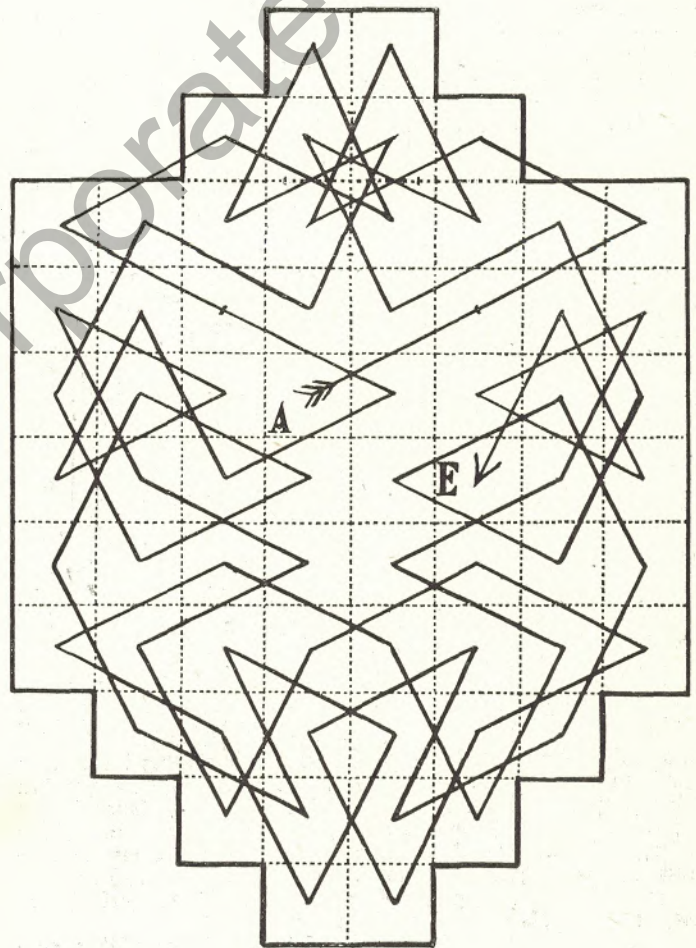
der 78 mm Hub und die gleiche Bohrung besitzt. Budig hat den gemeldeten Motor ausrangieren müssen, da er den Ausschreibungen nicht entspricht, sondern zu stark ist. Nun haben ihm die Bayerischen Motorenwerke einen anderen Motor gebaut, der 68 mm Hub und 78 mm Bohrung besitzt und den Anforderungen genügt. Am Sonnabend wird es nun endlich losgehen, vorausgesetzt, daß Wind und Wetter günstig sind. Gewitter gibt es, einmal einen warmen Nachmittags, und dann plätschert es wieder vom Himmel hoch, was kommen will, gar mit Graupeln und Hagel. Hätte man Lust und Freude, so könnte man den Vollmond hier an der kurischen Ostseeküste vielleicht aus Vollem genießen, aber es ist zeitweise recht empfindlich kühl, so daß das Mailüfterl alles andere als angenehm zu nennen ist. Aber vielleicht hat der alte Petrus bald ein Einsehen.

Auflösung der Rätsel in Heft 2

Rösselsprung

Der Weg der Auflösung:

A = Anfang, E = Ende



Lösung:

Von der Freude

Sage, sprach ich, holde Freude!
Sage doch, was fliehst du so?
Hat man dich, so fliehst du wieder!
Niemals wird man deiner froh.

Danke, sprach sie, dem Verhängnis!
Alle Götter lieben mich;
Wenn ich ohne Flügel wäre,
Sie behielten mich für sich.

Joh. Sch. (1721—1781)

Rätsel.

Von Friedr. Calcbow

Ich bin ein Teil zwar nur der Erde
Und in die Felsen eingesprengt,
Verborgen in dem Sand der Steppen,
Wo heiß der Strahl der Sonne sengt.
Still lieg ich in dem Wüstenmeere
Versteint und ohne Lebenskraft,
Ich weiß nicht Leben zu erwecken
Und keiner Wurzel leih ich Saft.

Doch wenn des Schürfers Fleiß mich findet,
So preist er selig sein Geschid,
Der Jubel loht in seinen Augen
Und gierig sucht mich jeder Blick.
In neuen Händen umgewandelt
Ström ich auf einmal Segen aus,
Der Erde Güter und Genüsse
Leit ich in meines Herren Haus.

An meinem Glanz, an meinem Leuchten
Hat sich schon manches Aug' erquickt
Und mein dämonisches Gefunkel
Hat manchen Herzensschrei erstickt.
Viel Tränen hab' ich schon getrocknet
Und mancher ward durch mich zum Knecht,
Denn wahllos schreit ich meine Straße
Und frag' nicht nach Verdienst und Recht.

Mit e siehst du uns durch die deutsche Sage
Gewalt'gen Schrittes und voll Kühnheit schreiten;
Von uns berichtet der Nibelungen Klage
Und manches Lied, das widerhallt vom Streiten.
Erhaben, ernst, mit kühnem Augenlobern
Sah'n wir der Zukunft in das Angesicht,
Doch wo die feilen Menschenschlächter modern,
Wo niedrer Sinn geherrscht, findst du uns nicht.

Mit o hielt mich in längst entschwund'nen Zeiten
Des Hauses Herrin in den fleiß'gen Händen.
In meinem Bann entstand ein friedlich Streiten,
Geborgen in des Hauses stillen Wänden.
Mein Reich verfiel. Aus all den Kemenaten,
In denen einst ich eine Pterde war,
Bin ich ins Hasten der Fabrik geraten
Und ins Gesurre der Maschinenschar.

Mit ü gehöre ich dir selbst leibeigen,
Zu vielem gut, gefährlich auch zuzeiten;
Verächtlich magst du mich dem Reider zeigen,
Doch nie dem Segner im gewalt'gen Streiten.
Oft züngeln hinter mir des Hasses Flammen
Und giftig zischt ein Pfeil — doch glaube mir:
Wär ich nicht dein, so brädest du zusammen,
Erdrückt von dieser Welt und ihrer Gier!

Büchermarkt.

Maß, Konrad, „Das Bürgerliche Gesetzbuch in Frage und Antwort.“ Rameradschaft, Verlagsgesellschaft m. b. H. Berlin W 35, 1924.

Bekanntlich ist es selbst für einen Gebildeten, sofern er nicht Jurist ist, schwer, sich in den Inhalt des BGB. einzuarbeiten und brauchbaren Nutzen daraus zu ziehen. Der Buchhandel führt an erster Stelle die für Juristen bearbeiteten Ausgaben, und so hat z. B. der strebsame junge Kaufmann Mühe, sich die für seine Laufbahn nötigen Rechtskenntnisse anzueignen. Diesem Bedürfnis kommt das vorliegende Büchlein mit seiner leichtverständlichen Darstellung und vollstümlichen Sprache durchaus entgegen. Der Verfasser, Oberbürgermeister i. R. Maß, ein erfahrener Verwaltungspraktiker, hat es durch Behandlung in Frage und Antwort wohl verstanden, diesen spröden Stoff faßlich und nützbringend darzustellen, und der Inhalt ist sorgfältig und gewissenhaft abgefaßt. Wir können das Werkchen zur Anschaffung nur empfehlen. v. W.

Das Weltreich der Technik. Von Artur Fürst. Zweiter Band: Der Verkehr auf dem Land. Verlag Ullstein A.-G., Berlin.

Wir haben gelegentlich des Erscheinens des Bandes I bereits empfehlend auf dieses großangelegte Werk hingewiesen und haben im Heft 12 des vorigen Jahrganges in einem Aufsatz „Bildtelegraphie“ über diesen äußerst lehrreichen Abschnitt eingehend berichtet. Jetzt liegt Band II vor, der den „Verkehr auf dem Land“ behandelt. Auf 500 Seiten, deren Text mit zahllosen ausgezeichneten Bildern künstlerischer und technischer Art, darunter viele seltene historische Abbildungen, Pläne, Bilder, Karten, Zeichnungen, schildert der Verfasser eingehend den Verkehr und die Verkehrsmöglichkeiten zu Lande von den ältesten Zeiten und den primitivsten Einrichtungen an bis zur neuesten Zeit. Er schildert die Straßenbauten im alten Ägypten, in China, Japan, Griechenland, Persien, im Römischen Weltreich, im Mittelalter usw. bis zur Neuzeit, bis zum Automobilverkehr mit allem Drum und Dran, bis zur Straßenreinigung in den Großstädten. Dann wird in gleich eingehender Weise der Wagen in seiner Entwicklung geschildert, von der Entstehung und den Eigenschaften des Rades, über Prunkwagen, Postkutschen, Fiaker und Droschken bis zum neuzeitlichen Lastwagen. Dann folgen „Das Fahrrad“, „Die Kraftfahrzeuge“, „Die Fernseisenbahn“, „Die Stadtschnellbahnen“ und schließlich „Die Straßenbahn“. Ein umfassendes Werk, das einen so tiefen Einblick in den Verkehr, sein Wesen, seine Entwicklung, seine Mittel und seine Bedeutung bietet, wie ihn selbst das größte Verkehrsmuseum nicht lebendiger und packender vermitteln kann. Th.

Die Feuerbearbeitung der Metalle. Von Gg. Th. Stier sen. (Die heutige Metalltechnik Band IV)

3. Auflage. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis 3.85 Goldm. (5.30 Schw. Fr.).

Die neue Auflage des bereits in weiten Fachkreisen bekannten Bandes der Stierschen Metalltechnik ist wieder vollständig umgearbeitet worden. Manches konnte ausgetauscht, vieles Neue dagegen, das dem Verfasser von den ersten Firmen unserer Industrie bereitwillig zur Verfügung gestellt wurde, aufgenommen werden, so daß das Werk auch in seiner neuen Gestalt dem vorwärtstrebenden Metallarbeiter ein reiches Fachwissen vermitteln kann. Zunächst werden in einer Einleitung die in der Metalltechnik zur Anwendung gelangenden Brenn- und Heizstoffe besprochen. Der folgende umfangreiche Teil des Werkes ist den Gießarbeiten gewidmet und behandelt in zahlreichen Kapiteln die Darstellung der Gießformen, die Anfertigung der Kerne, die Formsandauflbereitung, die Einform-Vorgänge, das Abschließen der Formarbeiten, die Zusammenstellung der Eisenguß-Sätze, die neuzeitlichen Schmelz- und Gießverfahren, die Vorgänge bei dem Schmelzverfahren, das Temperguß-Erzeugungsverfahren, die Behandlung der Guß-Rohrstücke und das Temperierverfahren. In gleich eingehender Weise werden dann in den folgenden Kapiteln die Schweiß- und Lötarbeiten behandelt und die Leser über Gießereischweißen, autogenes Schweißen, elektrisches Schweißen und die verschiedenen Lötarbeiten unterrichtet. Den letzten Teil des Werkes nimmt das Schmieden ein. Hier finden wir Kapitel über Kleinschmiederei, Schmiede-Teilarbeiten, Hand-Gesentischmieden, Großschmiederei, das warme Schneiden der Metalle, das Schmieden der Massenartikel, das Schmieden mit Maschinen und die Kunstschmiedearbeiten. 319 gut wiedergegebene Abbildungen erleichtern das Verständnis des Textes, ein ausführliches Sachregister ermöglicht ein rasches Nachschlagen und guter Druck und ansprechende Ausstattung verbunden mit billigem Preis gefallen sich zu den inneren Vorzügen des Werkes, dem wir eine weite Verbreitung wünschen.

Die elektrischen Schweißverfahren. Von Dipl.-Ing. Paul Seifert. (Bibliothek der gesamten Technik, Band 301) 3. Aufl. Leipzig 1923, Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 1.20 Goldm.

Das Buch behandelt in eingehender Darstellung die elektrischen Schweißverfahren, bespricht nach einer kurzen Einleitung zuerst das Bernadosche, dann das Slavjanoffsche und anschließend das Genersche Schweißverfahren. Ein weiteres Kapitel ist der elektrischen Widerstandsschweißung gewidmet, dem Abschnitte über die elektrische Punktschweißung, die Rollenschweißung und die Schweißverfahren von Lagrange und Hoho folgen. Zahlreiche Abbildungen erläutern die leichtverständliche Darstellung und billiger Preis und ansprechende Ausstattung gefallen sich zu den inneren Vorzügen des Buches, das wir unseren Lesern gern empfehlen.

Das Forschungsgebiet des Okkultismus. Von Dr. Wilhelm Plag. Kritische Übersicht seiner Tatsachen und Probleme. VII und 163 S. Oktav. Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart. Kartonierte 2,40 Mark, Halbleinenband 3,20 Mark.

Nicht zur Befriedigung der Neugierde der Allzuvielen, die sich nicht genug Wunder vormachen lassen können, ist dieses Buch geschrieben. Es begibt sich auf vielfach verschlungene und unsichere Wege in wenig bebautes Neuland, um die verwirrende Fülle von heute noch unklaren Erscheinungen zu ordnen und in kurzen Zügen die Tatsachen und Probleme des Okkultismus darzutun. Der Verfasser ist bestrebt, soweit das menschenmöglich ist, zwischen den beiden Parteien der grundsätzlichen Bejaher und Verneiner völlig vorurteilslose Stellung zu nehmen und mit Hilfe von zahlreichen Beispielen sachlich in das schwierige Gebiet einzuführen. Nicht nur der reine Forschungstrieb im Menschen ist es, der immer mehr und mehr auch die Wissenschaft zur Durchforschung des Okkultismus anreizt, sondern die hohe Erwartung, daß alle Mühe mit neuen Einsichten und Kräften belohnt wird, die unser ganzes bisheriges Verhältnis zur Welt und zu unserem eigenen körperlich-geistigen Wesensgrund beeinflussen und vielleicht auf höhere Grundlagen stellen werden. Diese schlichte und klare Einführung können wir jedem empfehlen, da eine derartige weder sensationslüsterne noch ablehnende kleine Schrift unseres Wissens bis jetzt auf dem Buchmarkt fehlte.

Smetana. Von Ernst Rychnovsky. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. In Halbleinen gebunden 8.— Goldmark.)

Über Smetanas Leben und Schaffen brachte bereits Heft III/12 aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages einige Angaben. Der Wunsch, der dort ausgesprochen wurde, ist nun erfüllt worden: die erste große Biographie liegt vor. Sie zeichnet sich durch die Zusammenstellung bisher weit verstreuten, ganz besonders aber auch durch die Wiedergabe noch völlig unbekannten Materials aus. Das Buch gibt mehr, als sein Titel verspricht. Denn es gibt zugleich eine plastisch geschriebene Geschichte der böhmischen Musik und des immerwährenden Rassenkampfes. So wird auch mancher seine kulturhistorischen Kenntnisse bereichern können. Eine große Anzahl von Briefen rückt den lebenswürdigen Menschen in greifbare Nähe. Das Kapitel über das traurige Lebensende liest sich so erschütternd wie eine düstere Ballade. Ganz besonders liebevoll ist den Werken des Meisters nachgespürt. Hier sind genügend Anregungen gegeben, so vieles ans Licht zu ziehen, das bisher über die Grenzen der engeren Heimat hinaus kaum bekannt geworden ist und doch Anrecht darauf hat, Gemeingut der musikliebenden Welt zu werden. E. H.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. 5., völlig umgearbeitete Aufl. Mit 30 Abb. im Text und auf 20 Taf. und einer Dialektkarte Deutschlands. 23. bis 29. Tausend.

Der Pflege des Heimatinnens, der verständnisvollen Beobachtung der Zusammenhänge zwischen deutscher Erde und deutschem Volkstum wird das nun schon in 5. Auflage erscheinende Büchlein noch besser als bisher dienen können, da jetzt in zusammenfassenden Bildern die Eigenart der drei Hauptgebiete Deutschlands und der auf ihnen wohnenden Stämme dargestellt werden, wobei jeweils eine einleitende Erörterung über die natürliche Beschaffenheit der Gegend vorausgeschickt und besonders hervorgehoben wird, daß viele Eigenschaften der Volksstämme erst aus der Kenntnis ihres Siedlungsgebietes heraus verstanden und gewürdigt werden können. So werden Friesen, Sachsen, Ostelbier, Franken, Thüringer, Ostmitteldeutsche, Alemannen, Bayern, Österreicher als die Bewohner von Nieder-, Mittel- und Oberdeutschland in Sitten und Gebräuchen, in sprachlichen Eigentümlichkeiten, in Sage und Dichtung, in Kunst und Wissenschaft, in hervorragenden Leistungen einzelner ihrer Söhne auf allen Lebensgebieten geschildert. Das durch die gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und volkstümlichen Bildern geschmückte und mit einer Übersichtskarte der deutschen Stämme versehene Büchlein ist so ganz besonders geeignet, gerade in unserer Zeit Verständnis und Liebe für die deutsche Kunst zu wecken.

Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. Von Dr. Bernhard Heil, Geh. Regierungs- und Oberschulrat. 4. Aufl. 16. bis 20. Tausend.

Durch Wanderfahrten und Reisen, durch Bilder aller Art ist uns der Anblick mittelalterlicher Städte, wie sie in Deutschland durch

die Jahrhunderte vielerorts sich erhalten haben, vertraut. Aber wenig bekannt ist der Allgemeinheit das Bild, das solche Städte einst im Innern boten. Darum wird auch weiterhin vielen das vorliegende, schon in vierter Auflage erscheinende Büchlein willkommen sein, das anschaulich das Leben schildert, das die deutschen Städte seit der Zeit ihres Werdens bis zur ersten Blüte erfüllte, wobei die Licht- und Schattenseiten in gleicher Weise zur Geltung kommen. In klarer, fesselnder, durch sorgsam gewählte Abbildungen lebendig veranschaulichter Darstellung geleitet es den Leser durch die Anfänge des deutschen Bürgertums in Süd- und Westdeutschland, schildert ihm sodann dessen großartige Siedlungstätigkeit in den Landschaften zwischen Elbe und Weichsel, verfolgt die vielseitige, schnelle Entwicklung der deutschen Städte während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters und entwirft endlich ein farbenreiches Bild von dem vielgestaltigen Leben und Treiben, das sich damals im Innern der Städte abspielte.

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Eduard Ott o. 5. Aufl. 22. bis 26. Tausend. Mit 23 Abb. auf 8 Taf.

Das Handwerk, zwar vielfach in der Gegenwart bedroht, besitzt auch heute noch Bedeutung genug, um eine Kenntnis seiner Geschichte, ganz abgesehen von deren Wichtigkeit für unsere ganze Kulturentwicklung, für weite Kreise beachtenswert erscheinen zu lassen. So darf eine Darstellung, wie sie das vorliegende, nun schon zum fünften Male ausgehende Büchlein enthält, auf vielfaches Interesse rechnen. Nach einer Einleitung über den Begriff des Handwerks und seine Wandlungen zeigt der Verfasser, wie das Handwerk, aus der Hauswirtschaft der germanischen Arzzeit und aus der Fronhofswirtschaft zur selbständigen Erwerbstätigkeit sich entwickelnd, durch das entstehende Städtewesen mächtig gefördert wird, wie sich in dem Mauerring der Städte ein freier Handwerkerstand in der Kunstverfassung eine eigenartige, zeitgemäße Form des gewerblichen Lebens schuf. — Der Zusammenhang der Blüte des Handwerks mit derjenigen der deutschen Stadtwirtschaft und dem zunehmenden Geldverkehr wird besonders geschildert und gezeigt, wie dann die Entartung des Kunstwesens eintrat, wie neue gewerbliche Betriebsformen, Hausindustrie und Fabrik entstanden und sich der Gegensatz zwischen Handwerk und Industrie in Verbindung mit der großen Umwälzung aller wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Eisenbahnen und der Dampfmaschinen entwickelte. Das Schlusskapitel gibt eine ausführliche Darstellung des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und seiner Dichtung, sowie eine Würdigung des Meistergefangens. Wie hier, so ist auch in den vorhergehenden Abschnitten der kulturgeschichtlichen Bedeutung des deutschen Handwerks überall Rechnung getragen. Gut gewählte Abbildungen besonders wertvoller Handwerkserzeugnisse beleben die Darstellung. Alles in allem liegt hier ein Buch vor, das, wie auch schon das rasche Erscheinen der Auflagen beweist, trefflich geeignet ist, einen weiten Leserkreis über ein wichtiges Stück deutscher Vergangenheit und Gegenwart zu belehren.

Deutsche Feste und Volksbräuche. Von Dr. Eugen Fehrle, Prof. an der Universität Heidelberg. 2. Aufl. 106 S. 29 Abb.

In den Jahresfesten und Bräuchen, die sich an den Werdegang des menschlichen Lebens anschließen, läßt sich die Art des Volkes unauffällig beobachten. — Wer deutsches Leben und Wesen kennen lernen will, achte auf unsere Feste und Volksbräuche. Das Bändchen kann allen denen, die den Wunsch dieses Kennenlernens haben, warm empfohlen werden.

Die deutschen Volkstrachten. Von Pfarrer Karl Spieß. Mit 11 Abb. (Bd. 342.)

Der Verfasser gibt auf Grund der modernen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse eine anziehende Darstellung der Geschichte und des Wesens der deutschen Volkstracht, die sich als die zurückgebliebene, später zah festgehaltene und eigenartig weitergebildete städtische Modetracht früherer Jahrhunderte erwiesen hat, schildert sie in ihrer landschaftlichen Mannigfaltigkeit und gibt endlich einen Überblick über den gegenwärtigen Stand sowie die Bestrebungen zur Erhaltung und zur Sammlung der deutschen Volkstrachten.

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. Georg Steinhausen, Bibliotheksdirektor in Kassel. Dritte neubearbeitete Aufl. Mit 13 Abb. im Text.

Bei dem Bestreben, die Eigenart deutschen Wesens möglichst weit bis in seine Anfänge zurückzuverfolgen, darf dieses nunmehr schon in 3. Auflage erscheinende Bändchen als zuverlässiger Führer erneut empfohlen werden. Fern von der auf diesem Gebiete besonders gedeihenden Konstruktionsucht und Hypothesenmacherei, kann der Verfasser um so wirkungsvoller die neuerdings erkannte verhältnismäßige Höhe der germanischen Kultur klarlegen und vielfach neu begründen. Die germanische Eigenart wird stark herausgehoben, aber der Verfasser verfällt nicht in eine romanisierende Germanenschwärmerei und stellt andererseits, wie schon früher, manches für Eigenart gebaltene, nur als Merkmal früher Kulturstufen hin. Einer allgemeinen Übersicht über die ältesten Wohnsitze und die Ausbreitung der Germanen folgt ein klarer Überblick über die vorrömischen fremden Einflüsse, die Quellen für die germanische Kulturgeschichte und die Kulturstufe der Germanen, den Volkscharakter, das religiöse und geistige Leben, die sozialen Zustände und endlich die äußeren Lebensverhältnisse unserer Vorfahren. Wer sichere Belehrung auf dem ja heute mit Recht vermehrtem Interesse begegnenden Gebiet sucht, dem darf das Büchlein warm empfohlen werden.

Zwölf Jahre Forscherleben auf Neuseeland. Mit 94 Abbildungen und 2 Karten. Halbleinen gebunden 13.—, Ganzleinen 15.— Goldmark. Herausgegeben von dem Sohn des Forschers. Verlag F. A. Brodhaus, Leipzig.

Das Werk zieht den Schleier von der wenig gekannten Insel auf der andern Seite der Erde. Unter den Tritten der Zivilisation liegt eine sterbende Welt. Einst Paradies der Freiheit und Schönheit, ist Neuseeland heute Schauplatz der Ausbeutung der Natur. Die Eigenart des Volkes der Maori hat sich unter dem nivellierenden Einfluß der europäischen Eindringlinge verloren. Aber noch im letzten Augenblick ist es möglich gewesen, die Tiere und Menschen dieses geheimnisvollen Landes in Wort und Bild festzuhalten. Neuseeland ist das Land der Wunder. Verschlungen in tiefen Urwäldern, behütet von „Wilden“, die eine hohe Kultur besitzen, leben Märchen und Sagen von unbestreitbarer Wirklichkeit. In den grünen hohen Domen luftwandeln behäbige Gnommen mit krummen riesigen Nasen, gehüllt in langhaarige Pelzputten, seltsame Käuze, Nachkommen aus einem Geschlecht von Riesenvögeln; um der Liebe willen fechten sie Säbelduelle aus. Auf einsamen Inseln haufen Drachen, echte Sprößlinge der vorweltlichen Urbilder der pesthauchenden Lindwürmer. Reißfisch, der sichere Führer in die Geheimnisse Neuseelands, war in seiner Jugend ein armer Bäckerlehrling aus Oberösterreich, den der unstillbare Drang nach Erkenntnis erfüllte und der sich aus eigener Kraft so emporgearbeitet hat, daß er von den großen Naturforschern als Fachmann hoch geschätzt wurde. Die Erforschung der Ferne war sein Ziel; er riß sich los vom Vaterland, von der Familie, um die vor dem Untergang stehende Welt Neuseelands zu erforschen. In Neuseeland, im Machtbereich der Angelsachsen und unter kannibalischen „Wilden“, fand Reißfisch den Boden für seine Tätigkeit, die ihm die herrschenden Kreise seines Vaterlandes versagten, weil er einen andern als den gewöhnlichen Bildungsweg gegangen war. Trefflich versteht es der Verfasser, die merkwürdigsten Dinge verständlich zu machen, seien es Erscheinungen des Tier- und Pflanzenlebens oder die Stammesitten der Maori. Proben der hochentwickelten Kunst der Maori werden in dem Buche vielfach gegeben. Es ist ein herzerfrischendes Buch, das ehrenvolle Zeugnis der erfolgreichen Tätigkeit eines energischen, zielbewußten, echt deutschen Mannes. Es lehrt nicht nur eine fremde, sterbende Welt kennen, das Beispiel des Verfassers ist auch geeignet, den Willen und die Tatkraft des Lesers zu stärken.

Unter Feuerland-Indianern. Von Dr. Wilhelm Roppers. Eine Forschungsreise zu den südlichsten Bewohnern der Erde mit M. Gusinde. Mit 74 Abb. auf Tafeln und im Text und 1 Karte. VIII und 243 S. Oktav. Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart. Geh. 4.50 Mark, Leinenband 6 Mark.

Nicht die streng wissenschaftlichen Ergebnisse, sondern die allgemein interessierenden Entdeckungen werden in diesem Buch geboten, das von einer Forschungsreise in Gebiete berichtet, die äußerst selten von Europäern besucht werden und noch nie genauer erforscht wurden. So kann Roppers tiefste Einblicke in das Seelenleben eines wahren Urvolkes uns tun lassen; dies ist aber nur möglich

dank des großen Vertrauens, das ihm dieser südlichste Indianerstamm, die Yagan, entgegenbrachte. Er konnte an der Jugendweibe und an Festen teilnehmen, die noch kein Fremder gesehen hat, über Aberglaube, Mythologie, die Ausbildung der Mediziner, viel Unbekanntes hören und sich manches Märchen erzählen lassen und aufschreiben. Aber das erstaunlichste Ergebnis dieses Eindringens in urweltliches Denken, Tun und Treiben ist doch die Entdeckung eines ausgebildeten alten Eingottglaubens und einer altruistischen Sittenlehre, die auf einer so hohen Stufe steht, daß die Angehörigen der heutigen „Kulturvölker“ vor diesem seit Darwins einseitigem Bericht als religionslos und kannibalisches verschrien „Naturvolk“ beschämt die Augen senken müssen. Von der Fülle des Gebotenen kann natürlich in den wenigen Zeilen nur ein unvollkommenes Bild gegeben werden, aber wir möchten unseren Hinweis nicht schließen, ohne auch auf das wertvolle Abbildungsmaterial hingewiesen zu haben.

Der Schrei nach Leben. Von E. Weissenborn-Danker. Roman. Verlag Es werde Licht G. m. b. H., Berlin SW 68. Geh. 3.—, geb. 4.20 Mark.

Wie das erste erfolgreiche Buch dieses Autors „Die Mausefalle“ allgemeines Aufsehen erregte und in seiner realistischen Kunst an Zola, durch die ergreifenden Bilder aus dem Berliner Leben an Heinrich Zille erinnerte, so wird auch dieser neue Roman mit dem charakteristischen Titel „Der Schrei nach Leben“ tiefe Furchen in der neuen deutschen Literatur hinterlassen. Scheint das Thema an sich auch wieder düster und der Nachseite des Lebens zugewandt, so werden diese Schatten doch verklärt durch das Licht, das der feinsinnigen dichterischen Gestaltung des Stoffes entströmt, durch die fesselnde Kunst subtilster seelischer Darstellung, durch den Reichtum an Gedanken und die Schönheit der Sprache, die in einem gläubigen und warmherzigen Bekenntnis zur allbezwingenden Menschenliebe hoffnungsvoll ausklingt.

Die Anatomie des Menschen. Von Dr. Karl von Bardeleben, Prof. der Anatomie an der Universität Jena. Sechs Bändchen: I. Zelle und Gewebe, Entwicklungsgeichte, der ganze Körper. II. Das Skelett. III. Muskel- und Gefäß-System. IV. Die Eingeweide. V. Nervensystem und Sinnesorgane. VI. Mechanik (Statik und Kinetik) des menschlichen Körpers.

Die sechs Bändchen Anatomie des Menschen in Teubners Sammlung N. u. G. haben in kurzer Zeit sich die Anerkennung weitester Kreise gewinnen können, wie am besten die rasche Folge der Auflagen beweist. Die Vorzüge des Gesamtwerkes, die in der harmonischen Verbindung von Gemeinverständlichkeit und Wissenschaftlichkeit sie in der Beschränkung des Stoffes auf das unbedingt Erforderliche bestehen, gelten von allen diesen Bändchen.

Im 2. Bande werden an Hand vortrefflicher Abbildungen die Knochen, Bänder und Gelenke in ihrem Bau, ihrer Lage im Körper und in ihrer gegenseitigen Beziehung behandelt, Band III vermittelt hierauf aufbauend die Kenntnis der bewegenden Organe des Körpers sowie der Muskulatur und der Organe des Blutkreislaufes, und Band V erörtert die besonders schwierigen Verhältnisse in Bau und in der Funktion von Nervensystem und Sinnesorganen.

Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Einführung in die Physiologie des Menschen. Von Prof. Dr. Heinrich Sachs, Privatdozent an der Universität und Nervenarzt in Breslau. 4. Aufl. 14. bis 20. Tausend. Mit 34 Abb. im Text.

Die nunmehr schon in 4. Auflage erscheinende, von dem bekannten Breslauer Universitätsprofessor Dr. Heinrich Sachs verfaßte Einführung in die Grundlagen der Anatomie und Physiologie des Menschen wird augenblicklich um so mehr willkommen sein, als die gegenwärtige Zeit an die Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers nach vielen Richtungen große Anforderungen stellt und darum alle Kreise der Gesunderhaltung desselben, auch besonders der Heranbildung einer gesunden Jugend, ihr Interesse zuwenden werden. All denen, die sich über die anatomischen und physiologischen Voraussetzungen dafür Belehrung verschaffen wollen, wird die Neuauflage des bewährten Bändchens ein vortreffliches Hilfsmittel sein. Es zeigt, wie der Bau und die Einrichtung der Organe in zweckmäßiger Weise ihren Funktionen angepaßt werden und sucht durch Beispiele und Vergleiche aus dem täglichen Leben die Erscheinungen im Körper verständlich zu machen. Insbesondere ist Wert darauf gelegt, den allseitigen Zusammenhang zwischen den Organen des Körpers und das Zusammenwirken aller der

einzelnen Geschehnisse zu einer einheitlichen Tätigkeit klarzulegen und unter ständiger Beziehung auf die allgemeinen Naturgesetze das Gesetzmäßige in dieser Tätigkeit aufzudecken. Das Buch kann allen Lehrern und Erziehern, insbesondere aber auch der reiferen Jugend nicht genügend empfohlen werden.

Das Moselhaus. Roman von Luise Schulze-Brück. Verlag J. P. Bachem, Köln a. Rh. — Gbd. M. 5.—. Einen ganz besondern Genuß wird jedem kunstsinigen Gemüt „Das Moselhaus“ gewähren. Es ist eine wahrhaft reizvolle Idylle aus dem schönen Mosellande. Bei allen, die die Mosel als Bewohner oder Besucher lieben, wird dieser Roman helle Freude wecken. Das tut seine Frische und seine begeisterte Liebe zum Mosellande. Die Bilder der Mosellandschaft, die Schilderung des Lebens und Treibens daselbst, der Gegensätze zwischen reichshauptstädtischer Blasiertheit und rheinischem Land, Natur und Unnatur sind vorzüglich. Die Charaktere sind mit glücklicher Hand ergriffen und festgehalten.

Rheinische Leut'. Von Luise Schulze-Brück. Verlag J. P. Bachem, Köln a. Rh. Gbd. M. 4.—. „Diese Geschichtenammlung, der der Titel Rheinische Leut' recht gut zu Gesicht steht, ist ein ganz prächtiges Werkchen, an dem sich viele ergötzen werden: reizend altfränkisch, däftig, wahr, humorvoll! Es beruht augenscheinlich auf guter Beobachtung, weil es die oberrheinische, hessische und pfälzische Eigenart treffend und liebevoll erfährt. Es atmet in allem jene echte Freude an kleinen glücklichen Verhältnissen deutscher Vergangenheit, die uns leider mehr und mehr abhanden kommt. Gegenüber dem gespreizten geistreichelnden und bis zur Unverständlichkeit geschwollenen Wesen mancher neuesten Erzähler empfindet man diese behagliche Art um so dankbarer.“ So äußerte sich ein angesehener Kritiker über diese hinterlassenen Novellen der Verfasserin des bekannten rheinischen Romans „Das Moselhaus“. Franziska Bram hat diesen köstlichen Geschichten ihrer verstorbenen Schwester eine liebevolle Einführung vorangestellt.

„Leben und Lieben am Rhein“, ein Versbuch, das sich schon tausendfältig die Gunst des deutschen Volkes, der Rheinländer insbesondere, erworben hat. Leider raffte den weihen bekannten Verfasser, den Rheinland-Dichter Hans Willy Mertens, mitten aus den Vorarbeiten für diese Neuauflage am 13. Oktober 1921 der Tod dahin. Doch wurde das Buch (Verlag J. P. Bachem, Köln, geb. M. 3,50) ganz im Sinne des Verewigten gesichtet und um eine stattliche Zahl bisher ungedruckter neuer Gedichte aus seiner Feder vermehrt. „Leben und Lieben am Rhein!“ Ja, es ist noch die alte schöne schwärmerische Zeit des Frohlebens am Rhein, die aus diesen Versen begeistert und anfeuernd uns umweht. Aus so manchem echten, seitdem wie ein fröhliches Volkslied davonschlagenden Liede tönt es in unsere Herzen, die den Rhein, diesen Schicksalsstrom der Deutschen, nie vergessen werden. All die munteren, tausendmal gelungenen, von H. W. Mertens gedichteten Weisen findet man in diesem Buche: „Ein rheinisches Mädchen bei rheinischem Wein, das muß ja der Himmel auf Erden sein!“ (oder „Wenn ich nicht meine Lieder hätt“ — oder „Ein Herz, das nicht liebt“ — „Wenn nicht die Liebe wär“ — oder endlich das allbekannte „Gruß mir das blonde Kind am Rhein“ — Jugendliebe, Vesperläuten, Rheinromantik, Wanderschauer) alles das hat des Dichters fröhliches Gemüt einst besessen

und in einfacher, aber tief das Gemüt ergreifender Formung gelungen. Nach Stunden des Alltags und seiner drückenden Sorgen labt sich hier die Seele frisch am Trank aus dem Born einer unbekümmerten, schalkhaften Poesie. Und was läte uns mehr not in diesen trüben Zeitläufen? Wer sich vom Duft dieser Strophen einmal hat einspinnen lassen, der wird sagen: Hans Willy Mertens wird durch seine Rheinlieder im deutschen Vaterland nie vergessen werden!

Tut-ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab. Von Howard Carter und A. C. Mace. Mit einem Beitrag „Ägypten vor Tut-ench-Amun“ von Georg Steindorff. 104 Abb. nach fotogr. Aufn., einer Grabkizze und eine Karte. Leipzig, F. A. Brochhaus. Unsere Leser finden auf den Seiten 158—165 dieses Heftes eine eingehende Schilderung dieses die ganze Welt bewegenden Fundes. Möge sie recht viele veranlassen, das ausgezeichnete Buch zu erwerben, das einen tiefen Blick tun läßt in die hohe Kultur des Alten Ägyptens.

Bücher-Bund (Einhorn-Verlag, Dachau-München).

Was ist der „Bücherbund“? Eine Vereinigung von Bücherfreunden, die auserwählt gute und interessante Bücher neuer Dichter und Schriftsteller in mustergültiger Form zu ungewöhnlich wohlfeilen Preisen herausgibt.

Was bringt der „Bücherbund“? Nicht Bücher, die schon in viel zu vielen Ausgaben vorliegen, sondern nur ganz neue oder noch geschützte Romane, Reiseerzählungen, Memoiren, Geschichtswerke, Weltanschauungsbücher und reich illustrierte Kunstbücher. Es werden zuerst erscheinen: 1. Grete Minde von Theodor Fontane. Was haben wir diesem historischen Roman Gleichartiges an die Seite zu stellen? Es ist eine Unbegreiflichkeit und eigentlich eine Schande, daß dieses einzige Buch nicht längst Volksbesitz geworden ist. Es überragt alles Ähnliche, wie die wuchtige Backsteingotik seines norddeutschen Schauplatzes das Gewimmel der Häuser. 2. Heißes Land von Norbert Jacques „eine Reise nach Brasilien“, das Lieblingsbuch des Dichters voll Blut, Farbe, Wandersehnsucht, ein richtiges „Reisetagebuch eines Dichters“. 3. Freund Hein von Emil Strauß ein pädagogischer Roman von großen Ausmaßen, erfüllt von Sehnsucht und Leben, von reichem Geschehen und echter Tragik. Wie wird man Mitglied? Mitglied kann jedermann werden. — Das erste Jahr läuft vom 1. April bis zum 30. September; dafür zählt das Mitglied M. 9.—.

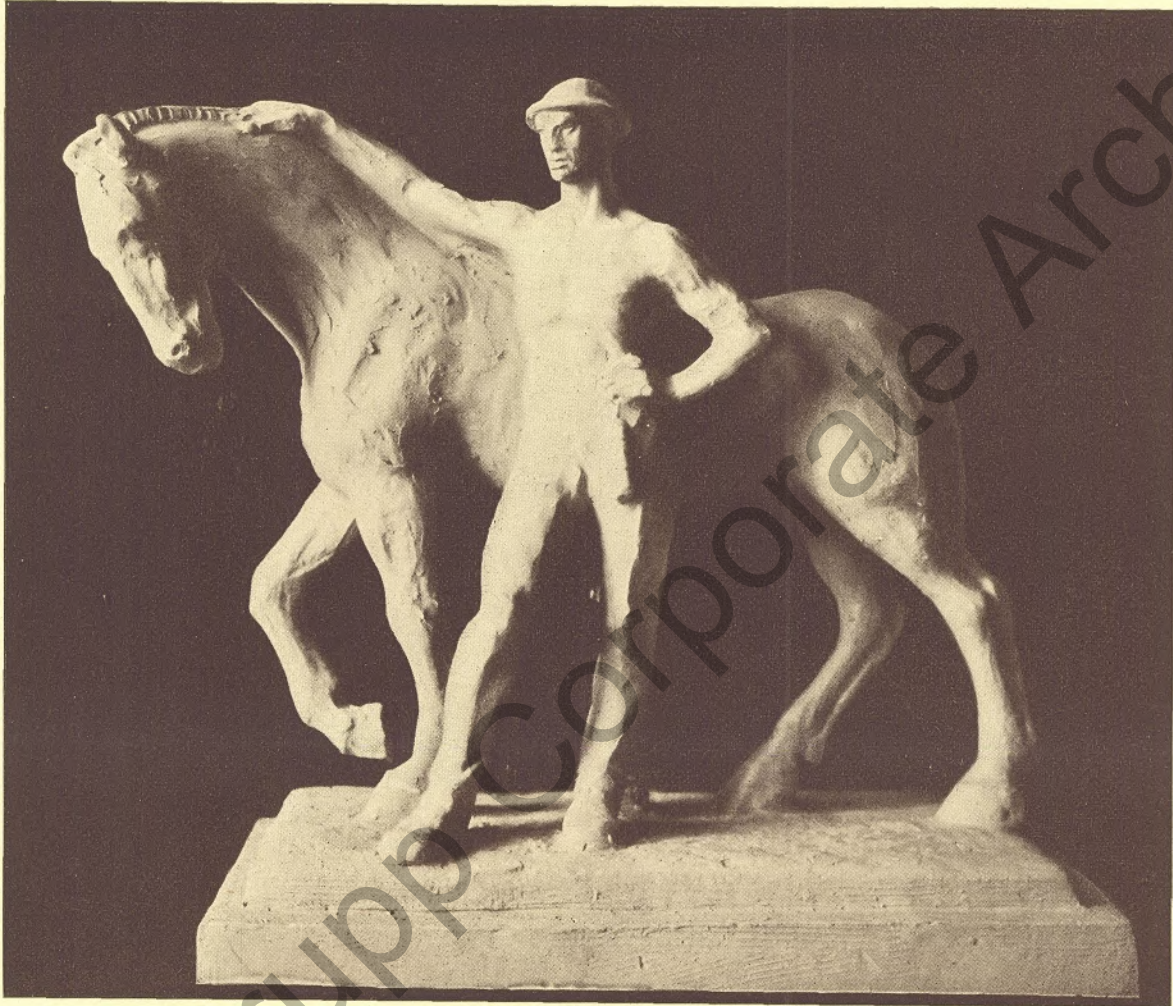
Was erhält jedes Mitglied für 9 Mark? 1.: Monatlich die Zeitschrift „Der Bücherwurm“ im Umfang von je 32 Seiten. 2.: Die drei obengenannten Bücher. 3.: Nach freier Wahl, je ein Exemplar der Auswahlbände (Bilderbände, Memoiren, Geschichtswerke) zu einem Vorzugspreis; diese Vergünstigung genießen nur Mitglieder; als erster der Auswahlbände erscheint „Der moderne Originalholzschnitt“ von der Wende des Jahrhunderts bis zur neuen Zeit mit rund 80 ganzseitigen Abbildungen, herausgegeben vom Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob. Alle Bände sind technisch mustergültig, holzfreies, hochweißes Papier, dauerhafte und geschmackvolle Halbleinenbände in handlichem Format. Zum erstenmal werden wieder wertvolle und interessante Werke zum Friedenspreis geliefert. Zweck: das ersehnte billige und gute Buch für das verarmte deutsche Volk. Darum werde Mitglied, jede Buchhandlung nimmt Meldungen auf Mitgliedschaft an, ebenso auch der Einhorn-Verlag in Dachau bei München.

Inhalts-Verzeichnis.

Heft 3 (IV. Jahrg., Juni 1924): Der Radioapparat in Gegenwart und Zukunft. Mitget. von der Lit. Abteil. der Siemens & Halske A.-G., S. 1 bis 3. (Mit Abb.) — Mechanik des menschlichen Körpers. Von Sanitätsrat Dr. Fleischer. (Mit Abb.) S. 3 bis 7. — Das Neufußler. Von Ing. M. Berger, Berlin. S. 7 und 8. — In den Grenzhäusern (Schluß). Von Paul Keller. S. 9 bis 11. — Silva. Roman von Richard Euringer. S. 12 bis 16. — Kunst-rückschau: Düsseldorf — Silva — Fritz Roeder. S. 17. — Der Sternenhimmel Mitte Juni 1924. (Mit Abb.) S. 18 und 19. — Die Industrie-Radiierungen des Kunstmalers Franz Graf. Von Franz Quaink. (Mit 4 Abb.) S. 20 bis 23. — Die Bedeutung des Materials in Kunst und Handwerk. Von Prof. Dr. Hans Hildebrandt. S. 24 bis 26. — Ein ägyptisches Königsgrab. (Mit 4 Abb.) S. 26 bis 33. — Richard Strauß. Von Karl Heinzen. S. 33 und 34.

„Amerikanische“ Reklame. Von Fr. Heinkenber. (Mit Abb.) S. 35 und 36. — Übriggebliebene und wieder neu eingeführte Pflanzen früherer Erdperioden unserer Heimat. Von Studienrat Kaltenbach. (Mit 12 Originalaufnahmen und einer Zeichnung.) S. 37 bis 43. — Randbemerkungen zur Wetterbeobachtung. Von Prof. Hans Philipp Weik. S. 43 und 44. — Meine ersten vier Wochen in Amerika (Schluß). Von H. Schaeffer. (Mit 3 Abb.) S. 45 bis 48. — An unsere Mitarbeiter. S. 48 — Turnen, Sport und Spiel: Der Kampf um die Targa und Coppa Florio. Von Siegfried Doerschlag. S. 49. — Der Sportmonat. S. 50. — Der Davis-Pokal. S. 51. — Rositten. Von Dr. Max Steinberg. S. 52. — Rätzel. S. 52 und 53. — Bild: Niedersächsisches Bauernhaus. S. 49. — Büchermarkt: S. 53 bis 56. — Kunstbeilage (Titelbild): Hochofen. Von Heinrich Kley, München.

Rheinische-Union, Düsseldorf. — Verantwortlicher Herausgeber: Otto Leich-Balgheim, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schubert-Union M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit Kunstdruckbeilage und mit Umschlag; M. 3.— (Einzelheft M. 0.25) für Hefte mit Kunstdruckbeilage, ohne Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit Umschlag und Titelbild) von M. 12.—. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.20 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten.



BERGMANN MIT GRUBENPFERD

STUDIE VON BILDHAUER RUDOLF ZIESENISS, DÜSSELDORF